

# ADELHEID REINBOLD



Novellen und Erzählungen

1836

[www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin)

Die Erstausgabe erschien unter dem Autorenpseudonym *Franz Berthold* in Bunzlau 1836, bei *Appuns Buchhandlung*. Es war die erste Buchausgabe von Werken Adelheid Reinbolds. Das inhaltlich wenig aussagekräftige Vorwort Ludwig Tiecks wurde hier nicht übernommen. Die Neuausgabe enthält ein Nachwort des Herausgebers Mondrian v. Lüttichau.

Neuausgabe

© 2015 VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN

**ISBN 978-3-923211-41-8**

Diese online-Publikation kann für den Eigengebrauch  
kostenfrei heruntergeladen werden.

## Inhalt

Schloß zum finstern Stern **4**

Der kleine Ziegenhirt **53**

Die Gesellschaft auf dem Lande

1. Emile de Vergy **88**

2. Die Kette **99**

3. Der Doppelgänger **110**

4. Bagatelle! **118**

Der Haß der Liebe **139**

Nachwort (2015) **189**

## **Schloß zum finstern Stern**

In dem Theil von Niederösterreich, welchen man das Waldviertel nennt, weil dunkle Nadelholzwälder, die in früheren Zeiten noch viel dichter und undurchbrochener waren, ihn bedecken, liegen auf einem steilen Tannenhügel die noch wohl erhaltenen Ruinen eines großen Schlosses, ringsum wieder von ähnlichen Bergen umgeben. Das Waldviertel hat zwar nicht die Alpen Oberösterreichs und Steyermarks, aber es ist eine an sich bedeutend erhabene Bergfläche, welche die Scheidewand eines langen Abhangs von den übrigen Theilen Niederösterreichs trennt, und es mag durch seine kalte Bergluft, und die einzelnen Rücken, welche sich über seine Fläche hinziehen, allenfalls an wirkliche Bergländer erinnern; obwohl diese Bergrücken selbst, von einem hohen Standpunkte angesehen, auf der weiten Fläche mehr wie Ungleichheiten und Risse erscheinen, die das Wasser in einen Boden zeichnet, der sonst wenig Höhen und Tiefen hat. Zugleich giebt der Schwarzwald, der in dunkeln Flecken auf der Gegend liegt, ihr einen sonderbar kalten und scheckigen Charakter; so erblickt man durch Fernröhre die Flecken im Monde, wie man sie hier, regel- und formlos auf den goldnen Grund der Kornfelder ausgestreut, sieht; doch mildern, in der Nähe betrachtet, eine Menge Seen und Teiche, mit üppig grünenden Wiesenufern, den harten Ausdruck des Landes. Denn das Erdreich liegt dünn auf dem Felsgrunde der Bergfläche, welcher zahlreiche Quellen von seinem tiefern Schooße zurückstößt, und an das Licht des Tages verweist; diese Feuchtigkeit befruchtet den sonst nicht reichen Boden, auf welchem spärlich zerstreute Dörfer liegen, deren Bewohner sich theils von Viehzucht nähren, theils dem Gutsherrn sein Land bebauen helfen; denn sie sind eigne Bauern, und wenn der vermittelnde Geist der neuern Zeit ihre Verpflichtungen nach und nach so gemildert hat, daß sie fast ausgeglichen sind, so war das doch in jenen alten Zeiten, aus denen unsere Geschichte stammt, noch nicht der Fall.

---

Indessen beziehen wir diese allgemeine Bemerkung auch nur auf das Land im Allgemeinen, und nicht besonders auf das Schloß zum finstern Stern; denn die Folge der hier überlieferten Begebenheiten wird lehren, daß dieses in seiner Stellung gegen das Volk grade eine seltne Ausnahme von der Art und Weise des Landes machte. Still, einsam und hoheitvoll blickte es in alter Ritterzeit auf die kleinen Hütten, die sich an dasselbe gelehnt hatten, in seinem Schatten lebten, arbeiteten und litten, und, ringsum getrennt von aller übrigen Welt, im Schooße einer wilden Natur, drängten sich dennoch auch in seine Mauern die Sorgen und Leiden der Welt; denn überall, wo Menschen wohnen, ist Wechsel, und während die Natur den ewigen Gang eines organischen und nothwendigen Lebens sicher geht, bringen Leidenschaften und Fehler, Mangel und Übermaaß in den Neigungen der Charaktere das bunte Leben hervor, welches die Freiheit des menschlichen Willens vor unserm Blick in wechselnden Farben und Gestaltungen webt; wobei jeder Fehler sich nicht blos an dem Übertreter rächt, sondern an allem was von ihm abhängt oder ihn berührt, und die Folgen den Schuldlosen fassen wie den Schuldigen, in unhemmbarer Verzweigung sein Nahes, sein Nächstes ergreifen, und es mit ihm in das Verderben reißen; denn was sich uns menschlich verband, ziehen wir in den Strudel unsrer Kreise, und tauschen die Loose mit ihm. So verschlingen die Steinchen, welche eine starke Hand in die Mitte eines Sees warf, die Kreise ihrer Schwingungen auf den Wassern des Lebens, bis die Ringe ihres Daseins an seinen Ufern verebben.

Das Schloß krönt ein tiefes Thal, in dessen waldiger Schlucht der feuchte Rasen, selbst in der Mitte des hier durch die Höhe des ganzen Landstriche sehr gemäßigten Sommers, wie im ersten Frühling grünt; an einer Seite steigt der Schloßberg in dieses Thal hinab, auf der andern hängt er mit unterwaschnen Felsen gerade über dem Kamp, einem rauschenden Bergflusse, dessen Wellen, trotz seiner nicht unbedeutenden Größe und Breite, so klar wie die eines kleinen Forellenbachs sind, dessen Lauf man von den Fenstern der Burg etwa eine Viertelstunde weit entgegenseht; er windet sich in mannigfaltigen Krümmungen durch die engen Thäler der waldbewachsenen Berge, welche hie und da unter zarten Birkengruppen ein einsames Hüttchen, mit ein Paar gelichteten Äckern oder Wiesen, romantisch schmückt.

Seit früher Zeit führte das Schloß seinen auffallenden Namen, besaß es die Familie der jetzigen Besitzer. Der Stammvater derselben war ein italienischer Edelmann gewesen, welchen eine alte Fehde aus seinem Vaterlande vertrieben. Er hatte anderswo Waffenarbeit gesucht, und war von einem Herzoge von Östreich für seine Dienste mit dieser Burg belehnt worden, die er Schloß zum finstern Stern genannt;

vielleicht in Beziehung auf eigne frühere Schicksale, vielleicht als Anspielung auf die schauerliche Lage derselben, die einem italienischen Auge doppelt auffallen mußte. Aber es war als ob ein Bann an diesem einmal gegebenen Namen haften, denn die Herren des Schlosses waren von der Zeit ihrer ersten Besitznahme an nicht glücklich gewesen; in ihrer Hand war der einst bedeutende Besitz zusammengeschrumpft, und Zehnten und Herrenrechte verpfändet oder geraubt, es mochte dies nun Schicksal oder eigene Schuld, oder Folge eines Testaments des ersten Ahnherrn seyn, welches, die jüngern Söhne fast mehr begünstigend als den ältesten, verordnete, daß der jedesmalige Besitzer der Burg seinen jüngern Brüdern eine sehr bedeutende Summe herausgeben sollte, und zwar nach dem sonderbaren Maasstabe, daß die jüngsten am meisten bekamen. Diese jüngern Brüder waren dann gewöhnlich, von einer Sehnsucht nach dem alten ursprünglichen Vaterlande getrieben, nach Italien gezogen, hatten sich dort verheirathet und angesiedelt, hatten hin und wieder eine Rolle in den kleinen italienischen Staaten gespielt, sich aber dort jedesmal völlig aus den Augen des Stammes der Familie verloren; selten war einer von dem sonnigen Himmel der neuen Heimath zu der trüben Burg seiner Ahnen zurückgekehrt; es war als sei Deutschland nicht ihr Vaterland, und als lebe der Älteste des Hauses in einer Art von Verbannung, während die jüngern Zweige desselben gleich Mücken in der Sonne des Glücks und dem bunten Wechsel eines reichen und gedrängten Lebens schwärmten.

Die Familie war durch diesen Mangel an Verwandten im Lande gewissermaßen vereinzelt worden, und mußte dadurch in einer Zeit an Ansehen verlieren, in welcher die Bande der Blutsfreundschaft noch höher gehalten wurden als jetzt, in einer Zeit, in welcher der Begriff des Staats selbst aus dem Begriff der Familie entsprungen und hervorgewachsen war. So kam es, daß sich die Nachbarschaft allmählig gewöhnte, die Familie von Stern wie eine fremde Pflanze zu betrachten, der sie weniger Rücksicht als andern schuldig sei, weil ihr Interesse sich mit dem ihrigen wenig oder gar nicht verschlungen hatte; und da nun vollends eine Spur höherer Bildung dieselbe nie ganz verlassen hatte, da die Kenntniß der italienischen, und somit lateinischen Sprache ihr wie ein Erbtheil vom Vater zum Sohn geblieben war, so entfremdete sie auch noch diese größere geistige Höhe ihrer Umgebung, und es schien als ob mit den geistigen Gütern, welche ihr Geschlecht noch treu bewahrt hatte, die weltlichen sich nicht vereinen wollten, als ob die Gunst des Glückes vor den beiden größten Töchtern des menschlichen Geistes, der Poesie und Philosophie, flöhe. Vereint wissen sie sie würdig zu entbehren; nicht so die Poesie allein; sie versteht sie nur zu genießen, nicht einmal zu bewahren, und die Bewohner des

---

Schlusses waren reichlicher von der erstgeborenen Tochter der Götter ausgestattet, als von dem spätem Kinde ihres Geistes. Ein seltsam ruhiger Leichtsinn, vielleicht ein Erbtheil des glänzenden Himmels ihrer Ahnen, führte sie durchs Leben; aber, Kinder eines doppelten Bodens, waren sie nichts ganz, und dieser Leichtsinn war dennoch nicht leicht und nicht heiter genug, sie über die Unglücksfälle, die ihr Mängel an Lebensweisheit erzeugte, hinweg zu heben. Lachte die Sonne des Glücks, so war es heiter in ihrem Gemüthe; trafen sie selbstgewählte Leiden, so beugte es sich, ein schwankendes Rohr, dem Sturme, und ergoß sich in poetische oft unverständige Klagen; dem Himmel ward zugeschrieben, was man selbst gesäet hatte, man stellte sich erstaunt und mit müßig gekreuzten Armen vor die Folgen seiner Thaten, man gefiel sich in der Betrachtung, der Schilderung eines Unglücks, was man sich selbst für den Augenblick mit den schwärzesten Farben ausmalte, und welches man, es hartnäckig als Schickung betrachtend, zwar mit Ergebung trug, das man aber nie zu bezwingen, zu verbessern strebte, dem man nie den ernstesten Willen hatte, durch die nothwendigen Opfer abzuhelpen, weder eh es eintrat, noch wenn es schon vorhanden war.

Andre Ritter jener Zeit ersetzten den Mangel ihrer Einkünfte durch Raub und Ungerechtigkeiten aller Art; ein inneres Gefühl des Rechts, der Billigkeit, der Güte hielt die Herren vom finstern Stern davon ab; andre drückten ihre Unterthanen, erpreßten von ihnen, was sie nicht hatten und nicht zu erwerben wußten; nicht so den Ritter zum finstern Stern; sie erleichterten die Unterthanen die Bürde; aber war es Güte, war es Schwäche, die Unterthanen erwiderten es, als ob sie es der Schwäche zuschrieben, und griffen mehr und mehr um sich, nahmen, wie das alte Sprichwort sagt, die Hand, wo der Finger geboten wurde. So schwächte wechselndes Fordern und Nachgeben das Band der alten Verträge, der Wunsch ward zuletzt von den Untergebenen nicht einmal mehr ausgesprochen, sondern gleich, aus eigener Machtvollkommenheit, erfüllt; der Herr beschwerte sich; man entschuldigte, er gab nach; man nahm wieder ohne zu fragen, und schenkte sich die Entschuldigung; der schwache Gebieter schenkte sich endlich, aus Bequemlichkeit, im Bewußtseyn der betrübten Rolle, die er dabei spielte, die Nachfrage; so schlich eine Ungerechtigkeit nach der andern ein, bis endlich allen die Thore geöffnet waren, und die Herren immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ihren Knechten geriethen. Ein jeder Vertrag hat aber, durch das von beiden Seiten gegebene Wort, eine Heiligkeit, die sich an das Edelste in unserm Gemüthe lehnt; daher rüttelt eine verachtete oder vernachlässigte Pflicht am ganzen Gebäude unsrer Pflichten; eine gelöste Masche, und das ganze Nest läuft mit nie geahnter Schnelligkeit auseinander.

So standen die Bewohner des Schlosses zum finstern Stern eine lebenswürdige Erscheinung der Milde in der herben Zeit des Faustrechts da, eine seltene Ausnahme von aller andern Erscheinung; aber eben deswegen mußte die Ausnahme von dem herrschenden Gesetz zertrümmert, ihre weiche Hand früher oder später von den harten Händen um sie her zerdrückt werden, und sie erfuhren, daß die bloße Gute, wie rührend sie auch sei, noch nicht einmal hinreicht das Glück derer festzustellen, die uns am nächsten stehen, viel weniger unser eignes, während wir den kleinen Kreis, in dem wir zu herrschen angewiesen sind, fast ohne dieselbe, schon durch Vernunft und Gerechtigkeit, glücklich machen können; denn ein kleiner Gehalt, in die feste Form der Ordnung gegossen, hat mehr Dauer, ja mehr Schöpfungskraft, als ein großer, der gränzenlos umherschweift.

Der jetzige Gutsherr besaß die Fehler seiner Vorfahren im vergrößerten Maasstabe, denn die Weichheit erzeugt der Weichlichkeit mehr. Seine Gutmüthigkeit ging so weit, daß er seine Gärten den Bauern zwar nicht öffnete, aber alle Öffnungen duldete, die sie in ihrer Umzäunung zu machen für gut befanden; daß er, wie Robert von der Normandie, das Kleidungsstück vom Leibe weggab, um den Knecht zu kleiden, weil es ihm weh that, im Angesicht seiner Leute besser zu leben als sie. So wie die meisten Menschen das Sprichwort: "ein Jeder ist sich selbst der Nächste," zu viel beherzigen, übte es unser Ritter zu wenig; er dachte nicht an die Zukunft seiner Kinder; er war der bereitwillige Rathgeber und Helfer anderer, für Fremde konnte er Schritte thun, für sich und die Seinigen schien es ihm unmöglich; in frommer Poesie tröstete sich seine Ehefrau damit, ihre Kinder brauchten nicht reich zu seyn, um gut, glücklich und Gott wohlgefällig zu werden; aber sie bedachte nicht, daß, um glücklich zu seyn, sie ihr sicheres, tägliches Brod haben müßten, eine Bitte, die selbst das Gebet des Erlösers nicht für überflüssig hält, und daß sie es auf eine ihrem Stande angemessene Weise haben müßten.

So ward der Horizont des Schlosses düstrer und trüber, wie rein auch die Sonne hinter seinen Bergen aufging; und wie auch Frühling und Sommer auf seine Mauern lächelten, in ihnen war immer hoffnungsloser Herbst.

Da erscholl der Aufruf zu einem neuen Kreuzzuge durch die österreichischen Lande, und ergriff die Gemüther mit der magischen Kraft, die ihm inne wohnte. Auch der Ritter vom finstern Stern ward davon ergriffen; ob ihn Begeisterung trieb, oder die Sehnsucht seinen Gläubigern zu entfliehen, der Wunsch nach etwas Neuem, den diejenigen am dringendsten empfinden, welche die Gegenwart nicht zu benutzen verstehen; kurz, der Ritter ergriff den Gedanken mit der



Heftigkeit, mit welcher Unbeschäftigte das Besondere ergreifen; er betrieb die Zubereitungen dazu mit dem größten Eifer, er hörte und sah nichts mehr, als was hinter den blauen Bergen der Ferne und der Zukunft lag.

Zwar drängte sich der Vorwurf in seine Seele, daß er Weib und Kind schutzlos in einer bedenklichen Lage zurücklasse; doch er beschwichtigte die innere Stimme mit dem Gedanken an einen kleinen Geldvorrath, der sich gerade in den Kassen der Burg befand, mit der Hoffnung auf zu erwartende Zuschüsse oder Ernten, mit der Aussicht auf Beute, und bedachte nicht, daß die meisten, wenn sie aus jenen Zügen zurückkamen, verarmt und ohne alle Habe, oft als Pilger in die Heimath wiedergekehrt seien; ja er träumte wohl gar von zu erwartenden Ehren und Gütern, sah sich in Gedanken schon als den Herrn und Stammvater eines orientalischen Fürstenthums, und glaubte das Glück werde hier einmal die Gelegenheit ergreifen, seine eingebildeten Verdienste zu belohnen. Und wollte das Gewissen, trotz alle dem, noch Einwürfe machen, so beruhigte ihn die Heiligkeit des Zwecks.

So brach der Abschiedsmorgen heran, wie die andern Morgen des Lebens; gleich heiter lichtete sich der Osten, und beleuchtete die traurige Gruppe, welche in dem Hofe der Burg um ein gesatteltes Pferd stand, an dem ein Knappe sich noch zu schaffen machte. Die Sonne, gleichgültig für die Leiden und Freuden der Erdbewohner, die sie gedankenlos bescheint, schoß eben den ersten Strahl in den Fluß, dessen Nebel sich rasch vor der siegenden Kraft zusammenrollten, und seinen Silberstreif von der nächtlichen Decke entblößten, als der Vater die Seinen zum letztenmal umarmte. Die beiden Kleinen, ein Mädchen und ein Knabe, zitterten in der kühlen Morgenluft, und wischten sich die Tropfen vom Gesicht, die der Nebel an des Ritters Bart gehängt hatte; die älteste Tochter aber, ein fast erwachsenes Mädchen, stand neben dem Knappen, der am Zaum des Pferdes beschäftigt war, flüsterte etwas, was er nicht gleich zu verstehen schien, und wollte ihm einen Beutel in die Hand drücken. Der Vater, aufmerksam gemacht durch ihre Wiederholung des schon Gesagten, bemerkte ihre Bewegung; was thust Du da, Estella? rief er der Tochter, welcher der südliche Name, ein Erbtheil ihres Stammes, geblieben war, ziemlich barsch zu; was thust Du da? Nein, gutes Kind, fuhr er gerührt fort, dem Knappen den Beutel aus der Hand nehmend, behalte Deine kleinen Schätze, für mich mag mein Schwert sorgen. Und da sie den Muth hatte ihm die kindischen Ersparnisse dennoch aufdringen zu wollen, wiederholte er heftig den Befehl, drückte sie ans Herz, alle, Mutter und Kinder noch einmal in stummer Umarmung, schwang sich auf sein Roß und

sprengte zum Hofe hinaus. Vor der Kapelle des Schlosses stockte das Thier; es war gewohnt den Ritter nur langsam vorbei zu tragen. Er schlug das Kreuz, wandte sich noch einmal grüßend zurück, und war verschwunden. Man hörte die Pferde noch über die Zugbrücke traben, dann verhallte der Ton ihrer Hufe bergab in der Tiefe des Thales.

Mutter und Kinder eilten in den Garten der Burg, der die Aussicht auf das tiefere Dorf bot, um die Reisenden noch einmal zu erblicken. Auf der Brücke, die über den Fluß führt, sammelte sich des Ritters Haufen zu ihm; sie sahen seinen Helmbusch durch den Morgennebel nicken, seine Rüstung im Strahl der Sonne glänzen, und schwangen ihre Tücher durch die Luft, ihn zum letztenmale zu begrüßen, als die Beugung des Wegs ihnen den Trupp zu entziehen drohte; aber der Ritter sah nicht mehr zurück; ob aus einer dumpfen Angst des Scheidens, ob aus Vergessenheit, und nur beschäftigt mit den neuen Aussichten, welche sich vor ihm öffneten, mit der Anordnung seines Zugs und im Genuß des seltenen ehrfurchtvollen Eindrucks, den er heute auf seine Untergebenen zu machen schien; denn die Dorfbewohner hatten sich vor ihren Thüren versammelt, staunten die kriegerische Pracht ihres Herrn und seiner Begleiter mit stiller Selbstzufriedenheit an, und zogen die Mützen diesesmal in freundlicher Demuth. Als der Ritter an der Spitze seines Zugs hinter dem Berge verschwand, sanken die Tücher der Frauen aus den vergebens winkenden Händen, und die Mutter brachte den Tag unter Thränen und Gebet zu.

Estella weinte nicht, aber ein tiefer Ernst legte sich um ihren Geist, und eine düstre Ahnung der Zukunft lastete schwer auf ihrer Seele. Zum erstenmal blickte sie klarer um sich her, und sah wenig Erfreuliches in ihrer Umgebung. Sie erkannte das Falsche in der Stellung ihres Hauses, und theilte ihrer Mutter ihre Ansicht mit, sobald der erste Schmerz der Trennung vorüber war. Diese aber wies die Unerfahrenheit der Tochter mit Empfindlichkeit in ihre Gränzen zurück. Vergeblich stellte ihr Estella die Notwendigkeit vor, Zucht und Ordnung wieder herzustellen, die Zügel der Regierung der Untergebenen jetzt, wo dieses von ihnen allein abhängt, straffer anzuziehen; die Mutter entgegnete ihr, sie wolle geliebt und nicht gefürchtet seyn; umsonst suchte die Tochter ihr zu beweisen, daß die Furcht von der Liebe unzertrennlich, jene konnte oder wollte diese Vereinigung zweier ihr entgegengesetzt scheinender Dinge nicht begreifen, und alles blieb beim Alten, ja die Edelfrau wendete sich von Estellens Vorstellungen mit dem Geist des Widerspruchs, der schwachen Charakteren eigen ist, die immer nur Schutz wider den nächsten Angriff suchen, und den ferneren, aber gefährlichem Feind nicht achten, und räumte ihren Untergebenen neue Rechte ein. So

---

stellte sie die Tochter vor ihrer nächsten Umgebung bloß, die den mißlungenen Versuch, der ihr nicht ganz unbekannt geblieben war, durch Rücksichtslosigkeit an derselben rächte. Klagte Estella nun gegen die Mutter darüber, so fand sie keinen Schutz, sondern nur den Vorwurf, daß sie die Folgen ihres Mangels an Liebe und Nachsicht trage, und sehe, was man durch Furcht und Gewaltthätigkeit gewinne. Beleidigt und gekränkt wandte sie sich ab von dem eigensinnigen Unverstande, welcher ihrer Handlungsweise die Folgen seiner Thaten beimaaß; bitter empfand sie es, daß die Mutter, welche ihr Kind mit aller Kraft gegen die Außenwelt hätte schützen sollen, es ihr preis gab; auch würde die Burgfrau jeden Angriff auf das Leben und die Gesundheit ihres Kindes mit der Leidenschaftlichkeit der Mutterliebe zurückgewiesen haben, doch seine Würde galt ihr weniger, da sie ihr hier mit ihrer eignen in feindliche Berührung zu treten schien.

Durch diese Spaltung mit ihrer Mutter, deren Güte sie von Kindheit auf mit Begeisterung verehrt hatte, eine Spaltung, welche diese mit aller Freundlichkeit kleiner Aufmerksamkeiten sich und der Tochter zu verhüllen strebte, fand sich Estella seltsam vereinzelt. Der erste Traum ihrer Jugend war zerrissen, die Morgenröthe war von den Nebeln ihrer ersten Begeisterung verschwunden, sie fühlte zum erstenmal die Halbheit alles Irdischen, und heiße Thränen flossen ihre Wangen hinab, wenn sie sich unbemerkt glaubte. Ihr Herz erwachte in der Kraft der ersten Jugend, und wohin sie sich wandte war Leere! War das Leben denn nichts anders? Hatte es nirgends mehr? War hinter jenen Bergen, die ihr enges Thal umschlossen, auch nichts weiter zu finden als hier? Und hatte der glänzende Himmel ihres fernen, eigentlichen Vaterlandes nicht vielleicht, was die Seele stillen und befriedigen kann? War dort das Paradies der Erde, wo alle Schmerzen der Seele mit ihrer unbestimmten Sehnsucht schlafen? Zerfallen mit der Gegenwart, suchte sie in ungewisser Zukunft, was ihr Herz wünschte, und wußte doch diese Zukunft auf keine Weise an die Gegenwart zu knüpfen.

Fast zwei Jahre waren auf diese Art verflossen, als Estella an einem heitern Festtage einen Spaziergang mit ihren kleineren Geschwistern unternahm. Frau von Stern war unwohl, und wollte sie nicht begleiten; die Tochter führte die Kinder um desto lieber weg, damit die verzogenen Kleinen der allzugütigen Mutter Ruhe ließen. Ein alter Diener begleitete sie in einiger Ferne, aber da Estella sah, daß ihn Hitze und Ermüdung quälten, erlaubte sie dem Greis umzukehren. Zwar pflegten Frauen in jener Zeit ihre Burgen selten ohne männliche Begleitung zu verlassen, doch diese Gegend war so abgelegen, so fern von jeder besuchteren Straße, sie verließen hier nie den eigenen Boden,

---

daß es unnöthig schien, auf einem wohlbekanntem Wege, wo sie überall Schutz gefunden hätten, Schutz mitzunehmen.

So zog die kleine Familie fröhlich weiter; der muntere Knabe sprang voraus, und rief die kleinere Schwester von Blume zu Blume, von Käfer zu Schmetterling, bis sie sich in den Waldwegen vertieften. Estella mahnte zur Rückkehr, aber die Kleinen waren dießmal besonders aufgeweckt, und scherzten und spielten weiter; vorzüglich gefiel es dem Knaben, daß er nach dieser Seite hin, die er zufällig weniger besucht hatte, anfang unbekanntes Land zu betreten, und er dächte sich ein Ritter, der in den Kreuzzug ziehe, und fremde Reiche erobere. Frau, rief er einer Bäuerin entgegen, die mit einem Sack auf den Rücken daher kam, Frau, wo sind wir jetzt? — Nah' bei dem Wasserfall von Waldreichs, erwiderte diese. Estella wollte umkehren; o, noch bis zum Wasserfall, flehte Heinrich, den habe ich noch nie gesehen! Nicht wahr, Marie? Und die Kleine vereinigte ihre Bitten mit den seinigen, unter der wiederholten Versicherung, daß sie gar nicht müde sei. Die Schwester sah nach dem Stand der Sonne, und gab nach. Die Bäuerin war stehen geblieben, blickte, trotz ihrer schweren Bürde, theilnehmend und lächelnd den stürmisch bittenden Kleinen zu, und ging, nachdem sie die Gewährung der Schwester vernommen, mit einem "Gelobt sei Jesus Christ!" weiter.

Nach einer kleinen Viertelstunde erreichten die Geschwister eine lichtere Stelle des Waldes, wo man durch die Thalöffnung die Strohdächer des fernen Dorfs erblickte, welches die letzte Besetzung der Herren von Stern nach dieser Seite hin ausmachte: hier stürzte ein Bergwasser zwischen dunkeln Fichten über Felsstücke in die Tiefe des Thales, wo die Gewalt des Falles ein großes Becken ausgehört hatte. Zufrieden setzten sich die Kleinen nieder, sahen dem plätschernden, brausenden Wasser zu, und erquickten sich an einigen mitgenommenen Früchten. Als Estella an das Weggehen mahnte, klagten beide Kinder, so unternehmend sie vorhin auch gewesen waren, über Müdigkeit; die Schwester wartete noch einige Minuten, gebot dann aber unwiderruflich den Aufbruch, da der Horizont der engen Schlucht sich plötzlich verdunkelte, und die Sonne ihre Scheibe hinter schweren Gewitterwolken barg.

Sie traten den Rückweg an; Heinrich ging ein paar Schritte voraus, brach aber auf einmal in ein lautes Jammergeschrei aus, und stürzte zur Erde. Estella sprang hinzu, sie fürchtete den Biß einer Schlange, die in jener Gegend nicht ungewöhnlich ist; doch es fand sich, daß nur ein scharfer Dorn des Knaben Fuß verwundet hatte. Sie trug ihn wieder ihrem vorigen Sitze zu, brachte mit einiger Mühe den Dorn aus der Wunde, und wusch sie am Wasserfall. Plötzlich fuhr sie auf, von einem

Schrei der Angst getroffen; sie blickte um sich, und sah die kleine Schwester nicht mehr. Maria, Maria! rief sie im höchsten Entsetzen, und ihre Augen streiften über das Wasserbecken; braune Flechten schwammen darauf. Bleich und lautlos riß sie sich den Mantel ab, während Heinrich, ihr Vorhaben ahnend, sich schreiend an sie klammerte um sie zurückzuhalten. Sie stieß ihn heftig von sich, doch in dem nämlichen Augenblicke sah sie einen ritterlich gekleideten Mann zwischen den Bäumen hervortreten und in das Wasser springen. Tief tauchte er unter, mit Todesangst hing sie an seiner Spur unter dem bewegten Wasser, welches trübe Wellen schlug. Es waren nur wenige Augenblicke, ihr aber eine Ewigkeit qualvoller Erwartung. Doch sie war gesegnet, er tauchte auf, das Kind in seinen Armen. Estella stürzte ihm entgegen, entriß es ihm, drückte es fest an ihre Brust, und sprang mit ihm über die Felsstücke in unglaublicher, bewußtloser Sicherheit dem Rasensitze zu; dort legte sie es nieder, riß ihm die nassen Kleider ab, wickelte es in ihren Mantel, rieb es und wärmte es mit ihrem Hauche in namenloser Angst, bis es unter ihren Händen erwärmte, und die Augen erstaunt aufschlug. Ein Jubelgeschrei entfuhr dem Knaben, in wildem Entzücken preßte die Schwester das Kind an die Brust, das sie mit seinen kleinen Armen ängstlich umklammerte; dann setzte sie es sanft auf den Rasen, und sank sprachlos zu des Fremden Füßen, der ein stummer Zeuge vor dem Auftritte stand. Er wollte sie aufheben, sie küßte die Hände, welche die ihrigen ergriffen, stürzte dann wieder auf das Kind zu, und kleidete es, so gut es gehen wollte, mit allem was sie entbehren konnte, aber Thränen fingen an aus ihren Augen zu dringen und sie zu verdunkeln; die kleine Gerettete wischte sie zärtlich ab, sie flossen dadurch nur noch häufiger; Heinrich sah bald sie erstaunt an, bald den Ritter in seinem glänzenden Schmuck, der die Gruppe mit einer Art liebevollen Entzückens betrachtete.

Ein heftiger Donnerschlag weckte alle aus diesem Zustand. Gebt mir das Kind, Fräulein, rief der Unbekannte, ich will es nach Hause tragen, wohin geht der Weg? Scheu überließ sich Maria ihrem Retter, die Augen nach der Schwester gewendet. Estella raffte sich auf, nahm den Knaben an die Hand, und ging mit hastigen Schritten voraus, der Fremde folgte. Endlich kamen sie an eine Stelle, wo der Weg breit genug wurde, um neben einander gehen zu können. Estella wollte wieder sprechen, wieder danken, aber ihre Stimme stockte, und ihre Thränen flossen von neuem. Schweigt davon, mein edles Fräulein, erwiderte der Unbekannte; ich danke Gott, daß er mich zur rechten Zeit hierher führte. Laßt uns eilen. Wie weit habt Ihr noch von hier? Wohl eine Stunde, entgegnete sie, ihre Schritte beschleunigend, denn der Donner rollte heftig grollend fort und fort, dicke Tropfen fielen einzeln, und ein gewaltiger Sturm, der von Minute zu Minute anhaltender und

wüthender wurde, fing an die Wipfel der Bäume zu erschüttern. Ängstlich schwärmten die Vögel umher, einen Zufluchtsort zu suchen; der Ritter wickelte die Kleine fest in seinen Mantel, er selbst troff von Wasser.

Doch der Sturm wurde immer wilder; von allen Seiten knarrten Äste und Wipfel, und der Weg durch den Wald fing an gefährlich zu werden. Aber an den steilen Bergabhang hingezogen, ließ er ihnen keine andere Wahl. Wer noch keinen heftigen Sturm erlebt hat, macht sich keinen Begriff von der Furchtbarkeit dieser Naturerscheinung, wenn ihr der Mensch ohne Obdach preis' gegeben ist; die unsichtbare Gewalt, vor der alle menschliche Kraft verschwindet, drohte sie die Abhänge hinunter zu reißen; mit Macht mußte Estella ihre Kräfte dem Winde entgegen stemmen, der Ritter sah sich oft ängstlich nach ihr um, oft griff er, selbst schwankend, nach ihrer Hand, wenn er sie schwanken sah, oft faßten beide nach Bäumen, sich an gefährlichen Stellen zu halten. Krampfhaft hielt Estella Heinrichs Hand, dicht neben ihnen stürzten riesenhafte Fichten zu Boden, ihr Zustand wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Die Kinder weinten laut, wie Unthätige in der Gefahr zu thun pflegen, Estella war stumm, ihre Thränen waren versiegt, ihre Sinne gespannt, alle ihre Seelenkräfte auf ihre Sicherheit gerichtet; hie und da warnte sie den Ritter vor einer gefährlichen Stelle durch einen Blick, sie reichte ihm die Hand hinüber, als wolle sie ihn schützen. Die Gewalt des Orkans ließ endlich nach, und ein dichter Regen fiel stromweis herab; aber nun wurde es plötzlich so finster, daß nur die Blitze von Zeit zu Zeit den Weg zeigten, um ihnen denselben schnell wieder zu entziehen. Estella ergriff des Ritters freie Hand, und zog ihn auf den wohlbekanntem Pfaden mit fort; sie fühlte sie von Zeit zu Zeit in der ihrigen zittern, wie ein Fieberschauer. Der schreckliche Weg zog sich endlos vor ihnen hin, das Niederstürzen des Regens hatte das Geräusch des Sturms durch seine Eintönigkeit ersetzt; zuweilen nur hörte man dazwischen den Klage-ton einer Eule, die aus ihrem Zufluchtsorte von der alles durchdringenden Nässe vertrieben wurde.

Endlich erblickten sie ein paar Knechte mit Leuchten, welche die geängstigte Mutter ihnen entgegen geschickt hatte, und Estella sah sich bei dem Scheine des Lichts nahe vor der Burg; noch eine Wendung des Wegs, und sie lag in stattlich erleuchteter Pracht vor ihren Blicken; denn Frau von Stern hatte in alle Fenster Licht stellen lassen, um das Schloß zum Leuchthurme umzuschaffen. Der Fremde warf einen erstaunten Blick auf das schöne Gebäude, welches in dieser Verherrlichung gastliche Aufnahme, und mehr Reichthum, als es zu bieten hatte, versprach; sie stiegen den Berg hinan, eilten über die Zugbrücke in den äußern, dann in den innern Hof, und endlich standen

---

sie auf dem trocknen Vorplatz der Burg, wo ihnen die Edelfrau entgegenstürzte, den Himmel segnend, als sie ihre Kinder gesund erblickte. Estella stellte ihr den Fremden als ihren Retter vor; ein Diener mußte ihn auf ein Zimmer führen, wohin die Burgfrau einige Kleidungsstücke ihres Mannes schickte; eiligst wurden dann die Kinder erquickt und zu Bette gebracht, Estella kleidete sich um, und in weniger als einer Stunde stand sie nebst ihrer Mutter vor dem mit einer mäßigen Abendmahlzeit besetzten Tische, den Fremden erwartend.

Matt und schwankend trat er ein, sein Aussehen erschreckte Estellen; er nannte ihnen einen unbekanntem böhmischen Namen, und erzählte, er habe, auf einer Reise begriffen, sich verirrt, und den Knappen mit den Pferden in das nächste Dorf geschickt, ein Nachtquartier zu suchen, während er ihm, angezogen von der Schönheit der Gegend, zu Fuße folgen wollen, als ein glücklicher Zufall ihn an dem Orte vorbeigeführt, wo das Unglück eben geschehen.

Estella saß still und in sich gekehrt. Sie hatte Muße des Fremden Züge genauer zu erforschen, und sagte sich jetzt erst, fast mit Beschämung, daß er ein junger, schöner Mann sei, der nicht dreißig Jahre zählen könne. Doch auf seinem Gesicht verdrängte plötzlich eine Todtenbläße die frühere Röthe, und man sah deutlich, daß er sich mühsam aufrecht erhielt. Die Edelfrau erhob sich und ermahnte alle die Ruhe zu suchen; des Fremden Kniee zitterten, da er aufstand; er konnte einen Fieberanfall nicht länger verbergen. Der Bader des Dorfes ward herbeigeholt; er erklärte die Sache für eine vorübergehende Erkältung, und bereitete einen Trank, der alles gut machen sollte. Dennoch lag der Ritter am andern Morgen fast ohne Besinnung im heftigsten Fieber. Frau von Stern pflegte seiner mit der Treue mitleidiger Frauen, dem Eifer der Dankbarkeit, und brachte einen Theil des Tages und der Nächte an seinem Bette zu, während der Tochter die Sorge für die Kleinen übertragen wurde, die bei dem unglücklichen Spaziergange nur etwas Husten und Schnupfen davon getragen hatten; aber mit Ängstlichkeit horchte Estella den Tritten, welche aus dem langen Gange kamen, in dem des Fremden Zimmer lag; besorgt forschte sie die Mutter und den Arzt aus, der immer gutes Muthes blieb, während jene bedenklicher aussah; öfter als sonst ging sie den Gang hinab, und unwillkürlich lauschend stand sie vor der Thür des Krankenzimmers still; bald beruhigte, bald erzürnte sie der Gleichmuth des Arztes, dessen Eigenthümlichkeit es war, immer das Beste zu hoffen, und unbedingt auf seine Mittel zu bauen, bis ihn die Natur eines Bessern belehrte.

So vergingen sieben angstvolle Tage. Am Schluß des siebenten behauptete der Arzt, der Kranke sei merklich besser, und die Burgfrau beschloß, einmal zu Bette zu gehen. Alles im Schlosse war nach der vorhergegangenen unruhigen Zeit fester als sonst in den ersten Schlaf versunken, aber eben deswegen hatte Estella sich noch nicht entschließen können, die Ruhe zu suchen. Oft öffnete sie ihre Thür, und lauschte den Gang hinunter, ob sie wohl noch in dem Zimmer neben dem Kranken die Schritte des wachenden Dieners vernehme — alles war still. Sie nahm endlich die Lampe, und schlich den Gang hinunter, bis vor die Thür seiner Kammer; mit Schrecken hörte sie den Knecht laut schnarchen; der Ritter war also ganz sich selbst überlassen. Sie ging leise weiter, bis an die Thür des Krankenzimmers; lange stand sie da, horchend, mit angehaltenem Athem, kein Laut regte sich; sie konnte sich nicht entschließen den Ort zu verlassen. Plötzlich unterbrach ein ängstlicher Ton die Stille, dem ein dumpfer Schrei folgte. In bewußtloser Hast öffnete sie die Thür, und stand vor dem Bett des Kranken. Er schien zu schlafen, schien ruhig, aber eine Geisterblässe lag auf den edlen Zügen, die Estellen mit einer furchtbaren Ahnung durchschauerte; sie beugte sich über ihn — er athmete, es war eine leere Angst! Aber sein Athem war fast unmerklich, und sie blieb, beängstigt, noch eine Minute vor seinem Bette stehen; dann wollte sie leise zurücktreten, und hielt die Hand vor die Lampe, aus Furcht, daß der Schein des Lichts ihn wecken könnte; doch noch immer hielten seine Züge ihr Auge wie gefesselt. Da sah sie, wie die schönen Lippen sich öffneten, als ob sie reden wollten; ein Zug des Schmerzes legte sich um sie, der ihnen einen unnennbaren Ausdruck des Adels gab, und der Name: Estella! entfloh dem Munde des bleichen Schläfers. Ein Gefühl nie geahnter Seligkeit durchzuckte ihre Seele, sie beugte sich über das schöne Gesicht, wollte gehen und konnte nicht, fürchtete ihn zu verlassen, und ihn durch eine Bewegung zu wecken; regungslos, wie gefesselt stand sie da, sie wußte nicht wie lange, sie fühlte nicht, daß Thränen über ihre Wangen flossen, und auf das Gesicht des Ritters fielen. Seine großen blauen Augen öffneten sich; kein Erstaunen derselben weckte Estellen aus dem Rausch ihrer Gefühle; er sah auf als wäre ihre Erscheinung etwas selig Erwartetes; eine zarte Röthe der Freude flog über sein Gesicht, zärtlich ergriff seine Hand die ihrige; sie sank auf die Kniee vor dem Bette. Estella! sagte er noch einmal, und seine Lippen berührten die ihrigen, seine Augenwimpern wurden feucht von ihren Thränen.

Sie flossen heftiger, ein unwillkürliches Schluchzen weckte sie endlich aus ihrem Rausch; sie blickte auf und erkannte die Außenwelt, die sie über der Gewalt ihrer Gefühle vergessen hatte; hart und kalt drängte ihr Bild sich an sie; sie sah das bekannte Zimmer im



---

ungewissen Schein ihrer Lampe, sah die Gestalt des Ritters vor sich, sich selbst knieend an seinem Bette; sie sah sich erschrocken an, sie begriff nicht wie sie dazu gekommen; ein dumpfer Schrei entfuhr ihr, sie hielt die Hand vor die Augen, als wolle sie sich vor sich selbst verbergen, und versuchte zu entfliehen. Gewaltsam hielt Stanislaus ihre Hand in der seinigen fest, seine Wangen färbten sich, die Hitze des Fiebers glühte in seinen Augen, seine Blicke hingen mit Heftigkeit an ihr, und ein gebieterisches "bleib!" entrang sich seiner Brust; sie kämpfte sich loszumachen; da verwandelte sich der liebende Blick des Kranken in einen Ausdruck männlichen Zorns; noch hielt er ihre Hand — sie ertrug den Blick nicht, bittend und ergeben schlug sie die Augen zu ihm auf, und senkte sie schnell wieder; lange ruhten seine Augen auf ihrem niedergeschlagenen Blick, er schien sich zu fassen, sich wieder zu finden; dann sagte er mit einem schmerzlichen Tone: "so geht!" und ließ ihre Hand, sie fast von sich schleudernd, sinken. Erschrocken sah sie ihn an, sie fühlte sich vernichtet; "geht, geht!" wiederholte er dringend und bittend, ihre beiden Hände in die seinigen drückend, "geht!" Aber das letzte Wort war in matterem Tone gesprochen, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn wie einer der seine schwindende Besinnung sucht, und in demselben Augenblicke sank er bewußtlos zurück.

Estella stürzte in die Kammer ihrer Mutter, um ihr zu sagen, daß der Kranke ohnmächtig liege. Der Arzt wurde geholt, das Schloß versammelte sich, nur Estella wagte das Zimmer nicht wieder zu betreten. Man ließ dem Kranken zur Ader, und als ob die Natur schon lange auf diese Hülfe der Kunst gewartet hätte, trat von diesem Augenblicke eine Krisis ein, welche der Krankheit zuerst eine günstige Wendung gab; ihre Heftigkeit war gebrochen, tiefe Ermattung folgte den Fieberphantasieen; die Genesung stellte sich endlich, aber langsam, ein.

In jener Nacht hatte das allgemeine Schrecken den Auftritt, welcher ihm vorangegangen, verborgen. Die Mutter glaubte die Tochter durch das Hülferrufen des Knechts geweckt, welcher seinerseits durch das Knarren der Thür bei ihrem Weggehen aufgeschreckt ward; er meinte es sei die Edelfrau gewesen, welche das Krankenzimmer verlassen habe, was ihm um so wahrscheinlicher wurde, als sie später mit Hülfe zurückkehrte; und das gefährliche Geheimniß blieb in der Brust jener beiden verborgen, wie ein starkes Getränk in Gefäßen, die es zu sprengen droht.

Estella betrat das Zimmer des Kranken nicht wieder, aber wenn alles schlief, ging oft ihr stiller Schritt durch den Gang, lehnte sie oft das Gesicht an die Spalte seiner Thür, um zu horchen ob kein neuer

---

Fieberanfall ihn beängstigte; und wenn sie dann das sanfte Athemholen eines Schlafenden gehört hatte, schlich sie in süßer Beruhigung nach ihrem Zimmer zurück. Nur die Furcht, daß die Wiederholung dieser Besuche bemerkt werden könne, bewog sie am Ende sie einzustellen, da die Sorge um des Ritters Gesundheit sie immer weniger zu verlangen schien; aber sie war die erste im Frühstückszimmer, wenn die Mutter von dem Morgenbesuch bei dem Kranken zurückkam, um zu hören wie er die Nacht zugebracht habe; welche Wichtigkeit lag ihr schon in dieser einfachen Frage, welcher süße Genuß in dem halben Pflichtgefühl gegen ihn, mit dem sie sie, zitternd und abgewandt, wagte.

So kam der Tag heran, an welchem dem Fremden zum erstenmal aufzustehen erlaubt wurde, und die Burgfrau schlug der Tochter vor, ihm mit ihr Gesellschaft zu leisten. Mit wie freudigem Schrecken durchbebte sie die Aussicht des Wiedersehens! Ihre Hand zitterte in der Hand der Mutter, ihre Kniee brachen, als sie an die Thür traten; sie ging auf. Estellens erstes Gefühl war Entzücken, Begierde ihn wieder zu sehen, Angst vor ihrer Erfüllung schlug ihre Augen nieder, eh sie ihn gefunden hatten. Er schien noch schwach, und erhob sich mühsam sie zu grüßen. Sie suchte seinen Blick und fand ihn nicht; sein Auge streifte kalt und bedeutungslos an ihr hin. Mit einiger Feierlichkeit sagte die Burgfrau, welche es liebte ihren Empfindungen diese Form zu geben, und das Leben damit auszus schmücken: "meine Tochter wünscht dem Retter ihrer Schwester, dem Retter ihres eigenen Lebensglücks, dem, der selbst unsertwegen am Rande des Grabes war, noch einmal zu danken." Estella stand wortlos, versteinert. Es war etwas so Durchdachtes in der Feierlichkeit dieser Worte, sie wurden nicht mit dem Gefühl einer augenblicklichen Begeisterung gesprochen, welches jedes Ungewöhnliche, wenn es nicht misfallen soll, begleiten, ihm zur Entschuldigung dienen muß. Doch nicht das allein machte Estellen verstummen. Es war eine Kälte, eine Fassung in dem Blick des Ritters, der sie jetzt nicht mehr vermeiden konnte, welche sie vernichtete. Er allein unter den Gegenwärtigen erhielt sich die vollkommenste Haltung, nur einen Augenblick dauerte jene verlegene Pause, dann brach er sie und sagte, ganz Meister seiner selbst: "ich bin Eurer Gastfreundschaft und Eurer mitleidigen Pflege schon so viel schuldig, edle Frau, daß Eure Verpflichtungen mir dadurch übertragen sind." Noch eine Weile wurde das Gespräch in diesem Sinne zwischen beiden fortgesetzt. Wie kalt und pflichtmäßig wurde hier verhandelt, was in der Tochter Brust so warm glühte! Und sie stand bei diesem allen wie vergessen, eine ganz unbeachtete Zuschauerin, und auch in der Folge des Gesprächs hatte der Ritter weder ein Wort noch einen Blick für sie, er gedachte ihrer nicht, sie schien ihm ein Name, der gehaltlos an unserm Gedächtnisse vorüberstreift, in den weder Vergangenheit noch Gegenwart Sinn und

Bedeutung zu legen wissen! Und das war das Zimmer, wo jener nächtliche Auftritt vorgefallen war, hier hatte sie geknieet, sein Kopf hatte auf ihrer Schulter geruht, ihre Thränen waren auf seine Wangen geflossen und für ihn, seine Lippen hatten ihren Namen gestammelt, wie das Losungswort seiner Seele, der Stuhl stand noch neben dem Bette, auf den sie ihre Hand mit der Lampe gestützt hatte; und er stand vor ihr, ein ganz anderer Mensch, und sie ihm gegenüber, stumm, beschämt, vernichtet. Was sie während der Zeit ihrer Trennung so heilig in ihrer Brust genährt, war es in der seinen untergegangen? Oder war es der Tag, war es die Welt, die ihn verwandelten?

In dumpfen Gefühlen drängten sich verwirrende Gedanken durch Estellens Seele, und erschütterten sie in allen ihren Tiefen. Sie hatte ihr Leben ganz in jenem Augenblicke eingewurzelt, den sein Betragen zu verläugnen schien. War das das langersehnte Wiedersehen, an welchem ihre Hoffnung so fest gehangen hatte? Oder war es möglich, daß er vergessen hatte, was in ihre Seele mit dem Licht der Unsterblichkeit geschrieben war? Hatte sie in jener Nacht ihr Alles an die Phantasie eines Fieberkranken gesetzt? — Oder war er beleidigt, daß er sie seit dem nicht wieder gesehen hatte? Welche Rohheit, welche Anmaaßung! Auf alle Weise sah sie sich vereinzelt, verlassen, ihr Gefühl an einen Gleichgültigen oder Unwürdigen verloren, und die Meinung, daß er nichts mehr von jenem Auftritte wisse, schien ihr in ihrer schmerzlichen Lage noch die glücklichste von allen. Wie war sie aus ihren Paradiesen gestürzt! Vor wenigen Minuten noch so voll seliger Erwartung — und nun!

Ein Geräusch weckte sie aus ihren Träumen. Die Edelfrau war auf einen Augenblick abgerufen worden, und schloß eben hinter sich die Zimmerthür. Mit Staunen und Schrecken fand Estella sich mit dem Ritter allein. Sie schlug die Augen zitternd zu ihm auf, und traf auf denselben Blick kalter Ruhe und Höflichkeit. Bewußtlos sprang sie auf, der Mutter zu folgen, Stanislaus erhob sich. — Die Gräfin wird gleich wieder hier seyn, Fräulein, sprach er, gleichsam als wolle er sie höflichkeitshalber halten, oder auch nur um etwas zu sagen. Sie wandte sich um, und schoß ihm einen Blick zorniger Verachtung zu, den sie in demselben Augenblick bereute; denn wenn er sich nichts mehr erinnerte, was sollte er davon denken? Sollte er das Übermaaß lächerlicher Sprödigkeit darin sehen? Und doch! diese Kälte schien so absichtlich, so übertrieben; war sie bloße Vernachlässigung, bloßes Übersehen, oder sollte sie Beleidigung seyn? Sie sah ihn noch einmal an, derselbe unveränderte Ausdruck bewußtloser Gleichgültigkeit; noch stand er regungslos, erwartend was sie thun würde; fast erkannte sie sein Gesicht nicht mehr; aber sie raffte sich auf und that ein Paar

Schritte nach der Thür zu, die sie jedoch nicht erreichte; ihre Kniee zitterten, sie wankte und drohte zu fallen. Mein theures Fräulein! rief Stanislaus ängstlich, erschreckt, und sprang auf, sie zu halten — sie sah in seine Augen — er war schon wieder gefaßt, und nichts wie gewöhnliche Theilnahme sprach aus ihnen. Sie fühlte sich bezwungen, tief gerührt, ach, schon erobert, wo er noch frei war, der Kraft beraubt, die noch gewinnen kann! Sie mußte sich abwenden, bittere Thränen brachen aus ihren Augen. Was ist Euch, mein Fräulein? fragte er in kälterem Tone. Wie grausam, sie zu fragen! O laßt mich, laßt mich! sagte sie, aber ihre Thränen erstickten das Wort. Estella! Thränen? — rief er plötzlich im Tone jener Nacht. Sie sah auf, er zog ihre Hand an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen. Die Freude röthete ihre Wangen; überrascht und forschend sah sie ihn an, als fürchte sie im nächsten Augenblick die Überzeugung des Glücks wieder zu verlieren; sie las sie in seinen Augen in der Flammenschrift der Liebe, und die ihrigen senkten sich vor dem Übermaße des Glücks.

Wie gern vergiebt die Liebe! Wie froh machte sie dieser plötzliche Wechsel. Die Gräfin kam wieder, Estella war heitrer, liebenswürdiger als je; sie holte die Laute, den Ritter zu unterhalten, sie ward scherzend, ja sogar neckend gegen ihn, der mit Mühe in der Gegenwart der Edelfrauen den Ausdruck überfließender Zärtlichkeit bekämpfte, sobald seine Worte sich an Estellen richteten. Sie bemerkte es und schien so glücklich! Und als sie sich nun nach dem Zustand seiner Gesundheit näher und näher erkundigte, mit einer liebenden Besorgtheit als sei das ihr Recht, wurde der Ton seiner Antworten immer weicher, die Antworten selbst immer zarter. Doch wie ein geschickter Steuermann lenkte sie bald von dem Gegenstand ab, ermahnte den Kranken zur Ruhe, und erinnerte die Mutter selbst daran, daß es Zeit sei ihn zu verlassen, so ganz hatte sie sich gegen das Ende des Abends der Herrschaft des kleinen Kreises bemächtigt. Sie nahm seine Seele mit weg. Lange blickte er ihr den Gang entlang nach, lange noch floh der Schlaf sein Lager, und endlich tanzte ihr Bild in bunten Träumen vor seinen Sinnen.

Als Estella Stanislaus wieder sah, war etwas seltsam Gedrücktes in seinem Benehmen; sie konnte sich nicht weniger geliebt glauben, seine Blicke verfolgten sie nur zu sichtlich, aber er war zerstreut, eine schwere Sorge schien seine Stirn zu umdüstern. War er nicht selig wie sie, selig im Gefühl der ersten Liebe, selig wieder geliebt zu seyn? Zwar war noch kein Wort von näherer Verbindung zwischen ihnen vorgefallen, aber bedurfte es dessen?

Einen Augenblick mit ihm allein, fragte sie ihn: was habt Ihr, was quält Euch? — Der süße Ton der Frage, die zitternd von ihren Lippen floß, schien ihm alles vergessen zu machen, er drückte ihre Hand und sagte: nichts, so lange Ihr mich liebt — Aber, setzte er hinzu, ich muß weg, sobald meine Kräfte hergestellt sind, sobald mein Knappe wiederkehrt. — Er hatte den Knappen gleich nach seiner Ankunft auf dem Schloße mit einer Botschaft fortgeschickt. — Weg? wiederholte sie erblassend, und das Wort ward zum mühsam unterdrückten Schrei in ihrem Munde. Ihre Heftigkeit erschreckte ihn; aber ich komme bald wieder, setzte er begütigend hinzu. Den Worten mußte jedoch wohl der Ausdruck mangeln, der ihnen Glauben geben konnte, denn sie sah ihn groß an, und fragte mistrauisch: Aber warum überhaupt gehen? — Ich darf Eure Gastfreundschaft nicht misbrauchen. — Mißbrauchen? fragte sie, und das Wort tönte mit wunderlichem Klang in ihrer Seele nach. Haben wir Euch gezeigt, daß wir wünschten, daß ihr ginget? — Estella, antwortete er ernst, Euch kenne ich erst seit wenigen Wochen, und ich habe viele Jahre gelebt. Man lebt nicht neben Menschen, ohne Verpflichtungen gegen sie einzugehen, die Bande hinüber und herüber weben; ihre Anhänglichkeit oder ihre Dienste verbinden uns zu Dank, zu Gegenliebe, und Ihr verlangt, daß ich all diese Pflichten vernachlässigen, brechen soll. — Sie schwieg; dunkel schwebte es ihr vor, daß diese Pflichten alle durch eine höhere Pflicht gegen sie eine niedere, weniger bedeutende Stellung erhielten, aber sie konnte keine Worte finden dieß anzudeuten, und wandte sich traurig ab; ein Zwiespalt war in ihrer Seele, den sie nicht unterdrücken, nicht zum Schweigen bringen konnte.

Indessen kamen, nach langem Regenwetter, schöne Tage, und es ward dem Ritter erlaubt sich in der heitern Sonne des Schloßgartens der lang entbehrten Luft zu erfreuen. Estella hatte ihn seit jener letzten Unterredung vermieden; er schien es nicht zu bemerken, und ihr Herz war tief verwundet von dieser Gleichgültigkeit. Zwar sah sie ihn verschiedene Male, aber immer in Gegenwart der Edelfrau, wo er sich fremd und gleichgültig bewies. Die Gewalt, welche sie sich anthun mußte, sich gegen ihn, gegen ihre Mutter zu verstellen, zerriß ihr Herz. Gern hätte sie diese nach dem ersten Wiedersehen zur Theilnehmerin ihres Glücks gemacht, aber der Gedanke, es sei ja auch sein Geheimniß, an ihm sei es darüber zu verfügen, an ihm zuerst zu sprechen, hielt sie davon ab. Und jetzt — was sollte sie ihr jetzt sagen? War es ein Unglück, so hatte sie es herabgezogen und wollte es allein tragen; aber diesen Zustand des Zweifels ertrug sie nicht, und beschloß sich durch Offenheit davon zu befreien. Sie erlauschte den Augenblick, wo der Ritter in den Garten hinabstieg; lange saß er auf der Bank neben der Thür desselben im Strahl der Morgensonne, und schien den Vögeln

---

zuzusehen, die vor ihm spielten, die Brotkrumen seines Frühstücks pickten, und Hälmchen zum Neste trugen. Gern hätte sie ihm einen Wink gegeben, ihr in den Laubengang am Ende des Gartens zu folgen, um ihn dort zu sprechen, aber, die Heimlichkeit des Verfahrens, das Auffallende eines solchen Schrittes vor ihren eignen, vor Stanislaus Augen fürchtend, wagte sie es nicht; lange wartete sie, ob ihn nicht der Zufall dahin führen würde; endlich begünstigte er ihr Vorhaben; sie sah ihn dem bedeckten Gange zugehen, darin verschwinden, und eilte nach. Wie sie an dem einen Ende des Ganges hereintrat, war er im Begriff am entgegengesetzten hinaus zu gehen; sie hob die Hände bittend zu ihm auf, er stand still, zauderte einen Augenblick, dann ging er auf sie zu, und wie er sich ihr näherte, wurden seine Schritte hastiger; sie stürzte ihm entgegen; in diesem Augenblicke schien es ihr, als ob sie die Verbrecherin gegen ihn sei, als ob ihre Kälte seinen Stolz habe reizen müssen, und sie faßte seine beiden Hände, sank vor ihm auf die Kniee, und rief Vergebung! Er fing sie in seinen Armen auf, drückte sie an sein Herz mit leidenschaftlicher Heftigkeit, als wolle er sich für die lange Entbehrung entschädigen; sie wollte reden, doch der Charakter seiner Liebkosungen wurde immer wilder, immer stürmischer, sie entriß sich ihm mit Zornesröthe, und floh mit unbefriedigtem Herzen. Sie war ihm nicht näher gekommen, hatte keine Aufklärung erhalten, war beschämt, unzufrieden mit ihm, mit sich selbst, und nahm sich fest vor, keine Zusammenkunft mehr zu suchen. Aber wie diesen Zustand der Halbheit ertragen? Und mußte sie nicht zu ihrer eignen Rechtfertigung eine Erklärung wünschen?

Sie ward zur Tafel gerufen; schweigend saß sie dem Ritter gegenüber, wagte nicht den Blick aufzuschlagen, und glühte vor Beschämung; seine Augen hingen an ihr mit Blicken, die ihr beleidigend schienen, und doch bemerkte sie ein aufmerksames Bestreben, sein Thun der Edelfrau zu verbergen. Sie fühlte ihr Innres zerknirscht. Als am Nachmittag ein Bote die Gräfin einen Augenblick abrief, wollte sie schnell nach ihr das Zimmer verlassen. Estella! rief ihr Stanislaus gebieterisch zu. Sie blieb stehen und sah ihn mit zornigem Blicke an; doch bald zwangen sie seine Augen die ihrigen niederzuschlagen; sie wollte gehen, er hielt sie heftig zurück, gewaltsam stieß sie ihn von sich, aber er hielt noch immer ihre Hand, und sah sie, sie weit von sich abhaltend, mit einem langen, verzehrend forschenden Blicke an, den sie nicht auszuhalten vermochte. "Du kannst gehen!" sagte er endlich kalt, und schleuderte ihre Hand, wie damals, nur gewaltsamer, von sich. Sie stürzte hinaus.

Estella brachte eine qualvolle Nacht zu. Die Verwirrung all ihrer Gedanken war unbeschreiblich. War das derselbe Mann, den sie im ersten Augenblick durch eine edle, aufopfernde That kennen gelernt hatte, derselbe der ihr in jener Nacht ein Bild der reinsten, hingebendsten Liebe erschienen war? Was wollte er? Was hatte er gewollt? War diese rohe Leidenschaft, welche ihren Gegenstand wie ein Spielwerk behandelte, das ein übermüthiger Knabe nach Gefallen zertrümmern zu können meint, Liebe? Und hatte sie sich so ganz in ihm getäuscht, daß alles, was sie früher in ihm zu finden geglaubt hatte, das Werk ihrer Einbildungskraft gewesen?

Endlich stieg der Gedanke in ihr auf, daß er sich früher seinen Empfindungen bewußtlos hingeeben, daß aber Verhältnisse ihn hinderten, sie zu der Seinigen zu machen, und daß er, unfähig sie darüber aufzuklären, sie Anfangs durch Kälte, und jetzt durch dieß Betragen habe zurückschrecken wollen, da er gesehen, daß Kälte sie wohl betrübe, aber ihm nicht zu entfremden vermöge. O, rief sie aus, es wäre schöner gewesen, wenn er, mir vertrauend wie ich ihm vertraute, alles gestanden hätte. Aber der Mann flieht vor jeder Demüthigung, und fühlt nicht, daß, was die Liebe und die Andacht fordern, Verklärung ist!

So vernichtend auch diese Betrachtungen für die Liebende waren, so erhob sich ihre Seele doch an der Achtung für sich selbst; sie fühlte, sie dürfe seinem Bilde auf dem Altar ihres Herzens noch opfern, und fand sich stark, den Weg zu gehen, den sein Finger ihr wies. Sobald nur ein Entschluß vor dem Menschen liegt, sei es auch ein schmerzlicher, so erhebt seine Seele sich an der Fähigkeit zu handeln, zu wirken, zu leben endlich.

Estella erwachte am andern Morgen bleich, aber fest und entschlossen. Zwar zitterte sie, da sie Stanislaus wieder sah, aber ihre Seele stärkte sich an der Achtung vor ihrem eignen Willen. Stanislaus schien es zu fassen, zu ehren, und ließ sie gewähren. Sie blieb so wenig wie möglich in seiner Gegenwart, und um einem zufälligen Alleinsein mit ihm vorzubeugen, bat sie die Edelfrau, einen jungen Menschen aus der Nachbarschaft, den Neffen eines nahen Gutsbesitzers, auf ein Paar Tage zur Gesellschaft des Ritters einzuladen. Gedankenlos stand sie gegen Mittag am Burgfenster und sah hinaus ins Freie. Da hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, und über die Zugbrücke, herein ritt Stanislaus Knappe. So ist es aus, dachte sie, und ihre Hände hielten sich krampfhaft am Gitter.

Mittags bemühte sie sich zu sprechen, stockte aber mehr als einmal, weil sie fühlte, daß ihre Gedanken ihr in der Mitte der Rede entflohen. Dennoch gab sie sich Mühe, heiter zu scheinen; Stanislaus

verstummte, wie sie gesprächiger wurde, und saß endlich in düsteres Hinbrüten verloren. Auf eine Bemerkung der Burgfrau darüber, ermannte er sich und sagte: ist es zu verwundern, edle Frau, wenn mich das Scheiden von einem Hause, in welchem ich so viel Freundschaft genossen, mit Schmerz erfüllt? Estella unterdrückte einen Seufzer. — Mein Knappe ist von meiner Sendung zurückgekehrt; er mahnt mich an den Abschied. Ich bin Euch schon zu lange zur Last gefallen. — Was Ihr an uns gethan habt, nahm die Edelfrau das Wort, geböte jede Last für Euch zu tragen, hier aber kann von keiner die Rede sein. Unsere Freundschaft muß Euch bewiesen haben, daß, was Ihr Last nennt, uns Freude war, und deshalb wünsche ich, daß Ihr nicht mir, sondern Eurer eignen Mutter zu Liebe, noch ein Paar Tage bei uns verweilt, und Eure kaum wiederhergestellten Kräfte nicht sobald den Gefahren des Wegs und Wetterwechsels einer so weiten Reise aussetzt. Der Ritter betheuerte, daß seine Gesundheit durch ihre gütige Pflege hinreichend gestärkt sei, und blieb bei dem Entschluß zu gehen. Ich hoffe, entgegnete die Burgfrau, Ihr werdet mich keine Fehlbitte thun lassen, wenn Ihr hört, daß morgen das Namensfest meiner Tochter ist, welches ich Euch einlade, mit uns zu feiern.

Stanislaus warf einen überraschten, forschenden Blick auf Estellen, als schwebte die Frage auf seinen Lippen, ob dieser Gedanke von ihr ausgehe. Sie sah verlegen und erröthend auf ihren Teller — diese Aufmerksamkeit hätte sie der Mutter gern erlassen, und ihr Bestehen auf ihrer Bitte war ihr peinlich. Stanislaus willigte endlich mit einer leisen Verbeugung ein.

Nachmittags kam der junge Gast an und wurde dem Ritter vorgestellt, der ihn ziemlich kalt begrüßte, mit einem unzufriednen Blicke seine schlanke Gestalt maß, und dem Mangel an Weltklugheit, wie dem zwar unbefangenen, und nicht unedlen, aber doch etwas ländlichen Wesen desselben mit vornehmer Kälte begegnete; und als Junker Friedrich sich eben lebhaft mit der Mutter unterhielt, sagte er rasch und bitter zu der Tochter gewandt: ist dieser auch bestellt, Fräulein, Euern Namenstag zu verherrlichen? Das war zu viel! Doch vielleicht schrieb er ihr der Mutter Bitte um sein Bleiben zu, und dann verdiente ihre Zweideutigkeit diesen Angriff. Der Gedanke verwirrte sie, und um sich von seiner stummen Anklage zu reinigen, sagte sie verlegen: ich wußte nicht, daß Ihr noch bleiben würdet. — O, ich zweifle nicht, entgegnete er scharf, daß das Euer Werk nicht ist. — Die Bitterkeit, welche in diesen Worten lag, machten sie Estellen aufs Neue zum Räthsel, dessen Lösung sie vergebens nachsann. Waren sie Spott? glaubte er wirklich, daß sie ihn heimlich halten wollte, oder zürnte er ihr, daß sie ihn aufgab? — Sie fühlte mehr als je, daß sie hier an ihrem



eigenen Wollen, ihrer eignen Einsicht festhalten müsse, daß sie auf sich angewiesen sei, daß jeder Rückblick auf ihn, der sie ja doch verlassen, sich selbst überlassen wollte, sie mehr und mehr verwirren müsse. Sie blieb daher, wie schwer es ihr auch ward, bei ihrem gehaltenen Betragen, hielt sich so viel wie möglich fern von Stanislaus, und wurde dadurch natürlich mehr auf Friedrichs Unterhaltung angewiesen, während die Burgfrau sich mit jenem beschäftigte, für den sie seit ihrer mütterlichen Pflege eine entschiedne Vorliebe zeigte. Friedrichs offene Seele, die alle ihre Eindrücke, gleichviel ob klug oder unklug, alsbald ans Tageslicht beförderte, und der gegen Estellens Reize keineswegs gleichgültig schien, gab ihm, dem erfahrenem, gemessenem Stanislaus gegenüber, dessen Benehmen durchaus der Adel der ritterlichsten Haltung bezeichnete, oft Blößen, welche dieser eben nicht gutmüthig hingehen lassen zu wollen schien; er ward schärfer und schärfer gegen den arglos Plaudernden, und Estella fand es endlich nöthig, den armen Verfolgten aus Pflicht der Gastfreundschaft in Schutz zu nehmen gegen des Ritters Spott, oder seine vornehme Herablassung; aber das schien das Übel nur ärger zu machen, Stanislaus noch mehr zu erbittern. Zwar setzte er den Kampf nicht fort, aber: "was Ihr vertheidigt, Fräulein, das ist sicher wohl bewahrt," entgegnete er, kurz abbrechend, "und so lasse ich denn den Junker mit Beruhigung in Euerm Schutz zurück," verneigte sich rasch, und ging, Kopfweh vorschützend, auf sein Zimmer.

So sollte Estellens Namenstag herankommen, so sollte sie das Fest, welches sie aus den Tagen der Kindheit bis hierher in treuer Wiederkehr geleitet, dießmal feiern? Sie unterdrückte jeden Schmerz der Art, sie wollte sich ihrem Gefühl nicht hingeben, noch war es nicht Zeit, noch bedurfte sie der Haltung, der Festigkeit. Aber als die Mutter Abends auf ihre Kammer kam, und sie den letzten Tag in diesem Jahre ihres Namensfestes zärtlicher als sonst umarmte, machte sie ihr sanfte Vorwürfe, daß sie den Ritter länger aufgehalten habe, als er zu wünschen schien; ja sie wagte es, sie auf das Unpassende eines längern Zusammenseins, und das Auffallende desselben vor den Augen der Nachbarschaft aufmerksam zu machen. Die Gräfin meinte, die Tochter sei zu bedenklich, sie wäre es der Gesundheit des Ritters, der Pflicht der Dankbarkeit schuldig gewesen, ihn länger zu halten. Estella warf sich erschöpft auf ihr Lager und dachte mit Schrecken an den folgenden Tag.

Er war ihr noch peinlicher, als der vorige. Doch hielt sie an sich, und begegnete Stanislaus Kälte, die fast in Verachtung auszuarten anfang, mit dem gewaltsam erkämpften Schein gelaßner Ruhe. Sie zeigte sich weniger als je; desto mehr aber suchte die Mutter sie in die Gesellschaft zu ziehen; sie holte sie oft aus ihrem Zimmer, ihre Vorliebe

für Stanislaus ward immer auffallender, und sie schien zu wünschen, ihn mit der Tochter, die zu ihrer Verwunderung sich mehr und mehr von ihm entfernte, in häufigere Berührung zu bringen. Junker Friedrich nahm indessen Abschied, und kehrte auf das Gut seines Oheims zurück.

Am folgenden Morgen fand Estella den Ritter sehr blaß, doch wagte sie nicht nach seiner Gesundheit zu fragen, aber sein Anblick ward ihr zum schmerzlichen Vorwurf. Die Gräfin erkundigte sich nach seinem Befinden; er erwiderte kurz, daß er keine gute Nacht zugebracht, daß sein Unwohlsein jedoch gewiß vorübergehen, und daß es dann Zeit sein werde, an seine Abreise zu denken. Estella fand seinen Ton ungewöhnlich weich, aber sie wagte nicht aufzusehen, sie fühlte, daß Thränen in ihre Augen traten, und stand auf es zu verbergen. Sie wollte in ihre Kammer fliehen, aber fürchtend, daß die Mutter sie dort aufsuchen könne, ging sie zum Schloß hinaus, einen einsamen Waldpfad hinab, der zu ein Paar Rasensitzen führte. Dort, im Schooß des Waldes, athmete sie freier, ihre Thränen flossen ungestört. Sie erreichte die Rasenbank, und sank betend auf ihr nieder. So lag sie lange, — plötzlich hörte sie Schritte — Sie sprang auf — es war Stanislaus.

Einen Augenblick stand sie wie gefesselt, dann nahm sie all ihre Kraft zusammen, grüßte ihn, und wollte vorübergehen. Er hielt sie zurück. Um aller Heiligen willen, laßt mich! rief sie außer sich; er ließ ihren Arm fahren und fiel vor ihr nieder. Vergebung! flehten seine Lippen.

Der Zauber dieses Worts, in seiner ganzen Demuth von stolzen Männerlippen ausgesprochen, überwältigte die Jungfrau; ihre Augen hingen mit unaussprechlicher Milde an des Ritters Gesicht, sie ergriff seine Hände und hob ihn auf, er zog die ihrigen an seine Lippen, und eine Thräne fiel darauf. Estella, ich habe so viel gelitten, sagte er, diese Tage waren eine Ewigkeit der Qual! Und seine Augenwimpern senkten sich, von schweren Tropfen niedergebeugt. Unvermögend zu sprechen zog sie seine Hand an ihr Herz. Er drückte sie sanft zurück, und sank auf die Rasenbank, die Augen mit der Hand bedeckend. Sie setzte sich zu ihm. Was waren das für Tage, fragte sie, was wart Ihr? was war Euch? Er schwieg noch immer. Sagt, was ist Euch, fuhr sie dringender fort, was habt Ihr? Was für ein Geheimniß drückt Eure Brust? O mir, mir dürft Ihr's vertrauen. Laßt mich Eure Augen sehen, fuhr sie fort, kann ich es nicht in ihnen lesen? Und sie wollte seine Hand von den Augen ziehen, die er noch immer bedeckt hielt.

Er sprang auf — Nein, nicht so, rief er aus, so nicht! O Gott im Himmel, das war nicht die Meinung! — Estella näherte sich ihm — Wecke nicht, was in mir schläft, rief er fast drohend, was ich mühsam nieder gekämpft habe, blase nicht die Asche von dem Funken, der unter ihr schläft, daß Dich die Flamme nicht verzehre! Die Wildheit seines Ausdrucks, die gewitterschwangere Fülle seiner Stimme erschreckten sie, und sie wich ein Paar Schritte zurück, nach dem Sinn seiner Worte suchend. Flieh mich nicht, Estella, rief er ihr zu, und streckte die Hand nach ihr aus, fliehe nicht, es ist die letzte Stunde, es ist der Abschied! — Sie stand wie vom Donner getroffen. Weißt Du, was Abschiednehmen ist? fuhr er fort. Sag' mir bei jenem heiligen Augenblicke der Nacht am Bette des Fieberkranken, sag mir's als letzten Trost des Scheidenden, daß Du mich geliebt hast, wie ich Dich liebe, heiß liebe! — Sie stand sprachlos. — Kannst Du mich ziehen lassen ohne mir's zu sagen? fragte er mit schmerzlichem Vorwurf. Sie sank an seine Brust, er preßte sie schwermüthig an sich, seine Blicke hingen an ihren Augen, als wollten sie sich ihr Bild auf ewig einprägen. Sage mir, Estella, fuhr er fort, daß Du mir vergiebst. Ich habe Dich gequält, Dich von mir gestoßen, ich mußte ja! Sage mir, daß Du mich nie, nie ganz vergessen willst! Sie fuhr auf — Du kehrst nie wieder? stammelte sie fast unhörbar. — Ich darf nicht, Estella, Du kannst nie die meine seyn. — Sie sah ihn entsetzt an — er wollte reden, aber sein Mund verstummte — es war eine schreckliche Pause, ihre Pulse hingen an seinem Athem, ihr Blick fragte, was die Zunge nicht auszusprechen vermochte. Stanislaus schlug die Augen nieder vor dem Blick, und sagte stockend, mit gebrochener Stimme: Ich bin ein armer Glücksritter, ohne Haus und Hof, mein Wappenschild ist nicht rein, ich bin kein ehelicher Sohn.

Estella erblaßte. Sie sah ihn lange an. Und doch ein Ritter? fragte sie endlich. Zweifelst Du? versetzte Stanislaus mit stolz erhobenem Haupte. Sie gedachte der vielen Ausnahmen, welche das alte Grundgesetz des Ritterthums von jeher erlitten, sie sah ihn an — O dann kann noch alles gut werden, rief sie freudig. Er schüttelte den Kopf langsam und düster. Wer sind Eure Ältern? fragte sie forschend. — Frage mich nicht, Estella, erwiederte er, ich bitte Dich, frag' nicht weiter. Sie schwieg lange und sah vor sich nieder. Endlich blickte sie auf und sagte: so will Stanislaus mich verlassen? — Er sah sie traurig an. — Er kann es, kann mich verlassen, die Hälfte seines Lebens? — Ich habe nicht mehr zu wählen, Stanislaus; kannst Du's noch? — Er sah immer noch vor sich nieder, und zeichnete gedankenlos Figuren in den Sand. — Ich bin Dein, fuhr Estella fort, Dein auf immer, Dein mit allem, was ich habe! Ich habe nicht gewartet bis Du mir Dein Wappenschild und Herkommen auseinandersetzt — jetzt bin ich Dein Eigenthum, schalte damit wie Du willst. Er sah auf und traf ihr

---

Auge, im stürmischen Entzücken riß er sie an seine Brust — laß mich hier die Welt und mich selbst vergessen, rief er aus, ich will nur in Dir leben, gebiete über mich wie Du willst, Stanislaus ist Dein, Dein auf ewig.

Der Rausch der seligsten Gefühle folgte der Fülle der Schmerzen, um so lichter, je dunkler diese gewesen war. Estella riß sich zuerst daraus auf; in mädchenhafter Scheu wollte sie nach Hause gehen. Aber Deine Mutter? fragte Stanislaus. Höre mich, Stanislaus, erwiderte sie; meine Mutter liebt Dich, aber Furcht vor meines Vaters Misbilligung würde ihr den schrecklichsten Kampf kosten. Ich übernehme es den Kaplan zu bereden, uns heimlich zu trauen, und sie dankt es uns, daß wir ihr die Wahl sparten. Der Ritter wollte Einwendungen machen, welche Estella seiner Großmuth zuschrieb, und sie darum lebhaft bekämpfte. Ich habe keine Wahl mehr, ich bin Dein, wiederholte sie. Er verbarg den Kopf in ihren Händen, und schien, willenlos, die Welt außer ihr vergessen zu wollen. Sie ging zuerst nach Haus; seine Augen folgten ihrer Gestalt, so lang er sie zwischen den Bäumen erkennen konnte; wie sie verschwand, stürzte er ihr noch einmal nach, wollte sie noch einmal sprechen, trat aber wieder zurück, und drängte sich in das Dunkel des Waldes.

Es ist eine große Versuchung für bedeutende Charaktere, wenn sie sich plötzlich auf einem Punkte erblicken, wo sie durch einen großen Entschluß alle Fäden eines ungewissen Schicksals fassen können, und das in ihrer Hand sehen, was dem Zufall anheim gegeben schien. Es ist ein so süßes Gefühl, leitend, rettend in der Mitte eines Kreises zu stehen. Und wenn nun vollends dieser Kreis des Lenkers entbehrte, wenn der Haufen Menschen, der ihn ausmachte, der Willkühr eines regellosen Zufalls preis gegeben war, weil keiner an der Spitze stand, der ihn zu leiten vermochte; wenn ein Zusammentreffen von Umständen es dem Fähigsten dieses Haufens plötzlich möglich macht, das Schicksal aller günstig zu wenden; wenn dieser große Schritt zugleich seine eignen, süßesten Hoffnungen erfüllt, ist es da wahrscheinlich, daß das Regellose des Verfahrens einen noch ungeübten Charakter, der noch nie die Folgen jeder regel- und gesetzlosen That erfahren, zurückhalten wird, sich in diese Bahn zu werfen? Wie lange schon hatte Estella die Unsicherheit ihrer Stellung in der Welt empfunden! Täglich wurden die Eingriffe der Bauern in die Rechte ihrer Mutter roher, willkührlicher. Der, welcher ihr Schutz seyn sollte, welcher die Bande der Ordnung und des Rechts in dem kleinen Reiche, dem er zum Haupte bestellt war, halten und anziehen sollte, hatte sie gelöst; dann, als er die Folgen seines Beginnens einsah, hatte er die Seinen, getrieben von einem dumpfen Gefühle der

Unbehaglichkeit, verlassen, allein zu tragen, was er bereitet hatte, und suchte in fremden Landen ein Glück, welches neben ihm gelegen wäre, wenn er andre, wenn er sich selbst in den Schranken der Ordnung und des Gesetzes zu erhalten gewußt hätte. Er war nun länger als zwei Jahre abwesend, und nicht die geringste Kunde von ihm hatte sich zu ihnen gefunden; wer wußte, ob sie ihn je wieder sehen würden, und ob, wenn sie ihn wieder sähen, es nicht zu spät seyn würde? Der Boden, auf dem sie standen, war ein schwach eingezäunter Garten, in einer Wildniß, von Raubthieren umgeben, mit Kindern und Weibern, die der rohesten Willkühr zum Opfer fallen konnten, wenn ein Zufall die letzte schwache Schranke erschütterte, die sie von der losgebundenen Menge trennte. Und in dieser wachsenden Noth zeigte sich ihr ein Beschützer des Ganzen, ein männliches Wesen, in ritterlicher Kraft, gewaffnet mit allen Vorrechten seines Standes; ein Liebling der Mutter, die sich durch ihn leiten lassen, sich ihm unterwerfen würde. Nie hätte die Mutter, in dieser Lage der Dinge, bei Stanislaus zweifelhafter Geburt, die Kraft gehabt ihre Einwilligung im Namen ihres Gemahls zu geben; denn, sorglos über die Zukunft, hatten die Ältern beim Abschied solcher Fälle nicht gedacht; dennoch hätte sie auch wieder nicht die Kraft gehabt, den dringenden Bitten der Tochter und des Ritters entschieden zu widerstehen. Estella fand es großmüthig, ihr und Stanislaus diesen peinlichen Kampf zu ersparen.

So überlegte sie im Sinne der Mutter, der Welt. Wenn sie in ihr Herz blickte, bedurfte es keiner Überlegung mehr, sie war nicht mehr frei, sie fühlte sich gebunden, und das Besondere ihrer Lage schien sie zu regellosen Schritten zu zwingen. Selig und entschlossen in diesem Gefühle schlich sie in die Wohnung des Kaplans, eröffnete ihm ihr Herz, und verlangte, er solle sie heimlich trauen. So entschieden der Mann den Antrag zuerst verwarf, so gemildert wurde seine Verneinung, da Estella ihm mit der Beredsamkeit der Liebe alle ihre Gründe auseinander setzte; ihm die beklagenswerthe Lage der Gutsherren, ihre Vereinzelung in der Gegend, den Übermuth der Bauern, den nahen Untergang ihrer Familie schilderte, in den er, ihr Kaplan, mit verwickelt werden müsse; die Ungewißheit der Wiederkehr des Vaters, die Zuneigung der Mutter zu Stanislaus, deren Verzeihung sie ihm versprach; die Unentschlossenheit, mit welcher diese, ohne ihres Mannes Zustimmung, ihre Einwilligung zu einer Verbindung, die sie wünschte, nicht zu geben wagen, die Kämpfe, denen diese Unentschlossenheit sie aussetzen würde. Lange schon hatte man sich im Schlosse zugeflüstert, Estella und Stanislaus würden ein Paar werden, der Kaplan hatte es als den geheimen Wunsch der Mutter erkannt, und er schwankte, ungewiß zwischen Versagen und Gewähren, als Stanislaus eintrat, und ihn mit überzeugender,

glühender Beredsamkeit, vielleicht auch durch ein andres, dem Geistlichen gewichtigeres Mittel, für den Plan gewann, ja ihn zu bestimmen wußte, sie noch in dieser Nacht in der Schloßkapelle zu trauen. Estella erschrak. Stanislaus überredete sie durch die Behauptung, daß, was überhaupt geschehen solle, schnell geschehen müsse, daß ein solches Geheimniß sich nicht lange bewahren lasse, und daß er, des Zwanges müde, nichts sehnlicher wünsche, als sie öffentlich anerkennen zu dürfen. Sein Blick, die Zärtlichkeit, die aus jeder seiner Bewegungen sprach, und sich gewaltsam in den Ton seiner Stimme drängte, sobald er das Wort an sie richtete, überzeugten sie von der Wahrheit seiner Behauptung, und zitternd gab sie ihre Einwilligung. Um Mitternacht, wenn alles im ersten Schläfe läge, wollte man sich in der Schloßkapelle treffen.

Estella wagte den übrigen Tag keinen Blick auf Stanislaus, er schien ganz unfähig länger an sich zu halten, und auch den Zwang, als überflüssig, selbst vor der Burgfrau, beinah aufzugeben, die allerdings Mutter genug war um es zu bemerken, aber um desto mehr hoffte, dem Ziele ihrer Wünsche nahe zu seyn, und ihre Vorsicht darauf beschränkte, die jungen Leute nicht allein zu lassen.

So kam der Abend heran; zitternd sah ihn Estella nahen; so endlos lang und ängstlich ihr der Tag erschienen war, sie hätte ihn jetzt noch länger gewünscht. Stanislaus warf ihr einen bedeutenden Blick beim Scheiden zu. Als sie von der Mutter für die Nacht Abschied nahm, hätte sie ihr beinah alles entdeckt; ihr Herz klopfte hörbar an ihrem Busen, aber die Furcht alles wieder zu zerstören, hielt sie zurück. Sie riß sich los, eilte auf ihre Kammer, schloß sich ein, und warf sich auf das Bette, einen Augenblick zu ruhen und sich zu sammeln. Dann nahm sie ihr Gebetbuch — es war ihr unmöglich den Zeilen zu folgen. Sie kleidete sich schwarz um in der Nacht weniger bemerkt zu werden, sie warf den Schleier über, hing den Rosenkranz an, und löschte die Lampe aus. Die Stimmen des Hauses schienen nicht verstummen zu wollen; endlich erloschen seine Lichter, und alles schwieg. Sie wartete noch eine Stunde — es war Zeit. — Zitternd legte sie die Hand auf den Drücker ihrer Thür, er wich; aber in demselben Augenblicke war ihr als höre sie Geräusch im Gange. Sie stand still und horchte; alles schwieg. Sie wartete noch ein Paar Minuten, endlich öffnete sie die Thür mit ängstlicher Ungeduld, und schloß sie wieder; draußen vor der Thür stand sie noch einen Augenblick still und lauschte. Ob Stanislaus schon dort ist? dachte sie; da war ihr als höre sie das Rauschen eines Gewandes vor sich her; sie glaubte, er komme sie zu holen, und ging eilig, doch leise, den Gang hinab. Als sie um die Ecke trat, kam es ihr vor, als sähe sie eine Gestalt vor sich her streifen: sie näherte sich, aber

das Wesen verschwand wieder an der nächsten Ecke. Der Gedanke an die Frau des ersten Besitzers des Schlosses, welche sich, so ging die Sage, zeige, sobald dem Hause ein großes Unglück bevorstehe, stieg schauernd in ihr auf; von Furcht gejagt eilte sie der Thür der Kapelle zu. Vor ihr bewegte es sich im Dunkeln, und schon wollte sie wieder zurückweichen, als Stanislaus aus dem Schatten der Pforte trat. Bist Du es? Warst Du's? fragte sie bebend. Gewiß meine Estella! sagte er und trug sie fast in die Kapelle. Laut knarrte die Thür, wie sie durch dieselbe in den erleuchteten Raum schritten; Stanislaus schloß sie so behutsam wie möglich, und trat mit Estellen zum Altar, wo der Priester sie erwartete.

Die Feierlichkeit ging ungestört vorüber, tonlos sagte Estella ihr "ja". Wie sie die Ringe wechselten, zitterte Stanislaus Hand; er traf den unrechten Finger, und der zu weite Ring fiel klirrend auf den Fußboden der Kapelle. Er hob ihn auf, und steckte ihr ihn an einen andern Finger; sie sah ihn erschrocken an, er drückte beruhigend ihre Hand, wagte aber nicht das Auge zu ihr zu erheben.

Die süßeste Sommernacht lag auf der schweigenden Erde. Die Sterne funkelten in unbeschreiblicher Pracht an dem dunkeln, bläulichen Himmel, von keinem Mondlicht verdrängt; die Milchstraße zog in breiten, stillen Bahnen daran hin; das Schloß lag, eine schwarze Masse, da, friedlicher Schlaf hatte sich über seine Bewohner ergossen. Aber in dem dunkeln Laubgange am Ende des Gartens hörte man leise Schritte zweier auf- und abgehenden, flüsterndes Gespräch. Endlich ward es stiller und stiller; Glühwürmchen zogen funkelnd durch das Gras, kein Laut erschütterte die Luft, kein Hauch säuselte in den vollen, zarten Blättern der Buchen.

Plötzlich erhob die Nachtigall klagend den Ton, der die Stille allmächtig unterbrach. Da rauschte es unter den Bäumen, wie Schritte im Grase, und eine Stimme flüsterte: geh' nicht, noch nicht, sei ruhig mein Leben, meine Seele! — Die Nachtigall wird die Mutter wecken. — Muß es die Mutter, das Schloß nicht doch erfahren? Bleib', wenn Du mich liebst! — Und zärtliche Gewalt ergriff die schönen Hände, und Seligkeit löste ihren Willen, ihr Wesen, und die Nachtigall schlug in langen sehnsuchtsvollen Zügen, bis endlich auch sie schwieg. Stunden flohen dahin wie Minuten in seligen Gefühlen.

Im Osten dämmerte es licht; er riß sich los. O bleib, bleib, rief sie nun, ich kann nicht mehr ohne Dich seyn, bin vernichtet, wenn ich allein stehe, allein vor die Mutter treten soll, kann Dich nicht verlassen, Dich nicht wiedersehen. Ich verginge vor Scham, wenn ich Dir morgen wie einem Fremden entgegen treten sollte, wenn eine Stunde verflossen

wäre, wo Du fremde Gedanken gehabt hättest, andre als mich — O nun, nun bleib! — Siehst Du den weißen Schein im Osten? Die Sonne kömmt. — Es ist ein Stern, der aufgehn will! — Sie hielt seine Hände krampfhaft in den ihren, umsonst, er riß sich los und floh durch den Garten. Schon war die Dämmerung matt verbreitet, und sie schien ihr lichter, als sie war, weil ihr Auge aus der tieferen Dunkelheit der Laubgänge blickte. Sie wollte ihm in das Haus folgen, aber sie wagte es nicht, und blieb muth- und bewegungslos im Schatten der Bäume stehen. Lange stand sie so, das Auge, das Ohr gespannt, kein Laut regte sich in der schlafenden Natur — plötzlich bebte sie zusammen — es war niemand; ein kühler Morgenwind erhob sich, und spielte in den üppig grünenden Blättern der Buchen, Blüthenduft auf seinen Flügeln tragend; die Kelche der Blumen öffneten sich, die Nähe der Sonne zu feiern, die Sterne erblaßten, und der Abendstern stand neben einem heller gefärbten Wölkchen. Da ermannte sie sich, und schoß wie ein Pfeil durch die dichtesten Baumgänge. Noch zwei Schritte durch den lichtern Raum, und sie stand vor dem Pförtchen. Sie schlüpfte hinein und erreichte ihr Zimmer. Sie fand keinen Schlaf mehr, sie hörte die Stimmen des Tages fröhlich erwachen, im Weierhofs ward es laut, die Hähne krächten, Pferde wieherten dem Tagewerke entgegen, Heerden zogen hinaus auf die Fluren, im Hause gingen Mägde hin und her. Sie stand endlich auf, und erschrak sich selbst im Spiegel zu erblicken; es war ihr als sähe sie in jedem, selbst im eigenen Angesichte, einen Richter, der das Schwert über sie erhöbe. Sie trat in das Frühstückszimmer; es war noch leer; die Speisen warteten auf ihre Zubereitung, ihre Anordnung. Zerstreut und zitternd setzte sie die Becher, die Krüge zurecht und füllte sie. Da trat Stanislaus herein. Scheu flogen ihre Blicke ihm entgegen und suchten den Boden wieder. Sie reichte ihm einen Becher, ihre Lippen nippten daran, ihm den Willkomm zu bieten, aber es war ihr nicht möglich einen Tropfen zu verschlucken. Er setzte ihn nieder und trank von ihren Lippen den süßeren Thau der Liebe. Ein dumpfer Schrei: Jesus Maria! weckte die Glücklichen aus ihrem Rausch, die Edelfrau stand an der Thür des Zimmers. Estella faßte Stanislaus Hand, sie sanken vor ihr auf die Kniee — er ist mein Mann, Mutter, rief sie, segne Deine Kinder!

Frau von Stern erfuhr das Geschehene zwar mit Überraschung, mit Schrecken, mit jener Art von Empfindlichkeit, welche unsre Eigenliebe überfällt, wenn wir uns bei einer Angelegenheit, deren Leitung in unsrer Hand hätte seyn sollen, plötzlich übergangen, ausgeschlossen sehen; aber die Feierlichkeit mit welcher sie ihr Wesen waffnete, wich bald vor den glücklichen Gefühlen, vor den vereinten Bemühungen Estellens und ihres Mannes; doch schien es diesem schwer, das Nachtheilige seiner Stellung bei diesem Ereignisse zu tragen;



sein Stolz schien sich ungern vor dem Gedanken zu beugen, daß er sich wie ein Dieb in das Innere dieser Familie eingeschlichen habe, und der Ernst seines Wesens wich der Anmuth und Biagsamkeit desselben nicht um die Mutter zu versöhnen. Estella wußte es ihm Dank, daß er seine Würde bewahrte, und vertheidigte ihn gegen ihre Mutter; sie begriff, was der Stolz seiner Seele zu leiden habe, und bemühte sich, ihn durch ihre Zärtlichkeit zu überzeugen, wie sehr sie es als ein Opfer erkenne, daß er um ihres Besitzes willen sich in eine Lage versetzt habe, in der er überall schuldete. Täglich bewies sie ihm, daß sie sich für die Schuldnerin halte, und wenn seine Gefühle der Mutter gegenüber gelitten hatten, so war in ihrem Benehmen gegen ihn so viel zarte Liebenswürdigkeit, so viel Dankbarkeit, so völlige Unterwerfung der Liebe, sie nannte ihn ihren Herrn mit einem so seligen Lächeln, daß sie die Wolken seiner Stirn zerstreute, und er sie mit jener tiefen Empfindung an die Brust drückte, welche durch eine Beimischung von Schmerz nur noch gewaltiger wird.

Und die Edelfrau schien sich nach und nach in das Ereigniß zu finden; denn obgleich sie die Heirath mit Stanislaus im Grund ihres Herzens eifrig gewünscht hatte, so lange ihr dieser wie ein glänzender, vornehmer junger Ritter erschienen, so war sie doch vor ihrer Ausführung nicht wenig erschrocken, da sie seine Geburt erfuhr. Sie hatte sich bei dieser Gelegenheit, wie schwache Menschen zu thun pflegen, mehr ihren Hoffnungen und deren Träumereien, als den Aussichten, welche die Wirklichkeit bot, überlassen. Aber bald gewann ihre alte Zuneigung zu dem Ritter die Oberhand, und seine Haltung zwang ihr Achtung ab.

Estella glaubte diesen Augenblick günstig, ihrem Mann den Einfluß auf die Herrschaft der Mutter über ihre Güter zu verschaffen, den sie für ihn wünschte, und versuchte es, diese zu bewegen, ihm die Leitung mancher Angelegenheiten zu überlassen. Die Gräfin that es anfangs nicht ungern; sobald sie aber sah, daß der Schwiegersohn dabei nicht in ihrem Sinne fortwährender Milde und Nachgiebigkeit verfuhr, zog sie sich hastig zurück, wie jemand, den man an dem empfindlichsten Flecke verwundet hat, und hörte die Klagen ihrer Untergebnen über ihn mit einer Bereitwilligkeit an, welche seine und ihre Würde mehr und mehr preis gab; so kam es zu einem unangenehmen Auftritte, in dem Estella ihres Mannes Parthei nahm und nehmen mußte, und in welchem die Mutter für ihre Meinung mit der Erbitterung demjenigen stritt, der sich im Unrecht fühlt, die Tochter aber sich über die Schranken kluger Mäßigung um so mehr hinausgerissen sah, als sie die Nothwendigkeit, sich der eignen Mutter zu widersetzen, mit größerem Schmerze empfand; auch war ihre Seele

---

zu aufgeregt durch langes Dulden des Unrechts, als daß sie in diesem peinlichen Streite hätte ruhig bleiben können.

Stanislaus selbst ward lebhaft gereizt durch den Angriff der Gräfin, und als sie in ihrer Aufgeregtheit mit einem Ausfall gegen ihn das Zimmer verließ, welcher ihm die ganze Art seines Eintritts in die Familie vorwarf, sah man seinen Stolz gewaltsam aufflammen; er fuhr zusammen, wollte ihr folgen, bezwang sich aber, und stellte sich in die Brüstung eines Fensters, Estellen den Rücken zuwendend. Sie trat schüchtern zu ihm, und wollte ihn anreden. Aber er wandte sich ab — "wahrlich, Du kostest mir viel, Estella!" rief er, und verließ das Zimmer.

Ein bittres Gefühl überwältigte sie, sie sank in die Kniee und wollte beten, aber sie konnte nicht. Am Abend fühlte sie sich sehr unwohl. Stanislaus trat an ihr Bette, und fragte besorgt nach ihrem Befinden; ihre Antworten verriethen ihm, ihr unbewußt, ein süßes Geheimniß; er erschrak vor den Folgen jenes Auftritts; seine zärtliche Besorgtheit rief Thränen der Freude und Wehmuth in ihre Augen, sie zog seine Hände in liebender Demuth an ihre Lippen, er beugte sich über sie, und küßte die Thränen von ihren Wangen, die nun häufiger flossen, und ihr eine Erleichterung gewährten, die eine wohlthätige Wirkung auf ihr Übelbefinden äußerte; am folgenden Morgen war sie ganz hergestellt. Die Mutter hatte in ängstlicher Sorge um sie alles Vorgefallene vergessen, und so schienen sich die Bewohner der Burg noch einmal in Liebe und Eintracht genähert; aber es war nur Schein. Stanislaus schlug seit jenem Tage Estellen jede Einmischung in ihre Angelegenheiten hartnäckig ab, und die Mutter, so freundlich und gütig sie auch gegen die Kinder im Zusammenleben war, ließ sie weniger als je zu der Verwaltung ihrer Gutsangelegenheiten zu; ja sie schien sich noch recht absichtlich in ihrer einmal angenommenen Richtung zu bestärken, und zu Gunsten ihrer Bauern fast feindselig gegen ihre eignen Kinder aufzutreten.

So sah Estella tiefbekümmert, daß sie durch ihr Streben nichts erreicht hatte, als Beförderung der Zerstörung, die rücksichtslos alles ergriff. Oft blickte sie wehmuthsvoll die heranwachsenden Geschwister an, als ob das Gefühl: ihr armen Verlassenen, was soll aus Euch werden? durch ihre Seele zöge; es schien, als wenn die Vorsehung ihr diese Sorge erleichtern wolle.

Eine in der Gegend verbreitete ansteckende Krankheit ergriff Estellens Bruder mit großer Heftigkeit, und die vereinten Bemühungen der Frauen vermochten ihn nicht zu retten, er unterlag. Trauernd stand die Familie um die kleine geschmückte Leiche des Kindes, dessen Kraft und Lebensfrische sein schnelles Verschwinden aus einem Kreise, wo es

---

einen bedeutenden Platz eingenommen hatte, noch auffallender machten, und eine Unmöglichkeit däuchte Allen, was in trauriger Gewißheit vor ihnen lag. Aber ein besonders trauriges Gefühl schien sich des Ritters zu bemächtigen; er starrte, düster sinnend, die letzten Reste des blühenden Knaben an, und erwachte erst aus seinem Traume, als man den Deckel auf den Sarg legte. Estella fand ihn seit diesem Tage finster und zerstreut, er verließ sie öfter als sonst um auf die Jagd zu gehen; sie selbst ermunterte ihn dazu, weil die trauernde Mutter zu Hause ihr keine passende Gesellschaft für ihn schien; aber selten kam er fröhlicher zurück, und die Zahl des erlegten Wildes, welche Schützen gewöhnlich so wichtig vorzutragen und abzuhandeln pflegen, wurde von ihm zu erzählen vergessen, oder falsch angegeben; Estellens liebenden Fragen wich er aus, und ihre noch mehr sagenden Blicke beantwortete er nur mit einem Händedruck.

Eines Tages, als er eben auf der Jagd war, kam sein Knappe, den er nach seiner letzten Anwesenheit am Tage der Hochzeit wieder weggeschickt hatte, auf den Hof gesprengt, und fragte in wilder Hast nach seinem Herrn. Als man ihm sagte, er sei auf der Jagd, wollte er ihn aufsuchen, und Estella erlangte mit Mühe, daß er seine Rückkehr abwartete. Er schien sehr eilig gereist und sehr ermüdet; sie brachte ihm selbst Erquickungen, und fragte besorgt, ob ein Unglück geschehen sei. Der Knappe verneinte es, und wollte sich auf keine Erklärung einlassen; sie wagte aus Zartgefühl nicht weiter in ihn zu dringen, da sie ihn den Vertrauten ihres Mannes wußte, und bei der Zartheit ihrer gegenseitigen Stellung dessen Geheimnisse immer geschont und geachtet hatte.

Indessen wurde es Abend; Stanislaus kam endlich — ein Bote war ihm nachgesandt worden — erhitzt und außer Athem an; als er des Knappen Ankunft und Eile von Estellen vernahm, erblaßte er, und schloß sich mit ihm ein.

Wie peinigten sie diese Geheimnisse, die er, ihr Gatte, sie nicht theilen ließ! Sie erwartete ihn noch lange, nachdem sie schon von der Mutter Abschied auf die Nacht genommen hatte; endlich schlief sie darüber ein, und erschrak nicht wenig, als sie erwachte, denn es war Morgen, und Stanislaus war nicht da. Sie eilte nach ihres Mannes Zimmer. Die Thür war verschlossen. Sie klopfte, erhielt aber keine Antwort. Ein ängstliches Gefühl ergriff sie, sie versuchte die Thür zu öffnen, und wie sie sich dagegen stemmte, trat ihr Fuß auf etwas hartes. Es war der Schlüssel der Thür. Sie öffnete sie in zitternder Hast. Das Zimmer war leer, Schrein und Laden standen offen, einzelne Stückchen Bindfaden lagen umher — ein Todesschrecken ergriff sie — da erblickte sie auf dem Tisch unter dem Spiegel einen versiegelten

Brief. Sie öffnete ihn; Stanislaus bat sie ruhig zu seyn; eine gefährliche Krankheit seines Vaters zwinge ihn, sie eiligst zu verlassen; sie möge ihm vergeben, wenn er ihr und sich den Abschied habe sparen wollen; er hoffe sie bald wieder zu sehen, und lasse ihr Geld zurück, welches ihm lästig sei mitzunehmen. Eine Rolle Gold lag neben dem Brief. —

Lange schon hatte sie ausgelesen, und noch immer stand sie, den Brief in der Hand, unbeweglich da; sie fühlte endlich, daß ihre Augen sich verdunkelten, aber es waren keine Thränen; sie schwankte und griff nach einem Halt. — Doch bald ermannte sie sich; sie fühlte sich wie über sich selbst erhoben, nicht durch die Überfülle des Lebensgefühls und der Begeisterung, es legte sich eine Ruhe um ihr Herz, als wäre sie schon gestorben; es schien still in ihr, aber kalt, und ihr war als geböte ihr Geist ihr ihre Handlungen, aber als sähe sie sich selbst, gleich einem Dritten, sie ausführen. Sie ging zu ihrer Mutter, um sie von Stanislaus Abreise zu benachrichtigen. Sie that als habe sie darum gewußt; von einer Magd erfuhr sie durch geschickte Fragen, daß er die Burg um zwei Uhr Morgens mit dem Knappen verlassen. Die Gräfin war betroffen, und sah Estellens Ruhe anfangs mit Erstaunen, endlich beruhigte sie sich selbst an derselben, und fing an das Auffallende ganz natürlich zu finden. Estella aber schloß sich ein, unter dem Vorwande noch zu ruhen.

Als sie in ihr Zimmer trat, erschrak sie, da sie im gegenüber hängenden Spiegel ihre Gestalt erblickte, betroffen von der Feierlichkeit ihrer eignen Bewegungen, wie von der Erscheinung eines Geistes; sie sah in ein todtenbleiches Gesicht; nur ihre Augen schienen noch Leben zu haben, und brannten dunkler als gewöhnlich. Sie blieb eine Weile wie erstarrt stehen, und wußte nicht mehr, was sie wollte. Die Sonne spielte fröhlich in den Fensterscheiben, und eine Menge kleiner Vögelchen scherzte davor. Es machte ihr keinen frohen und traurigen Eindruck mehr, sie erkannte noch, aber ohne zu fühlen, und ihr war als müsse das das Bewußtseyn der Geister seyn. Doch war nichts Beglückendes in der Empfindung, ihr Herz war wie Eis in ihrer Brust, sie fühlte in ihren Gliedern eine bleierne Schwere, und legte sich auf das Bette, wo ihr bald die Sinne vergingen.

Sie wußte nicht, ob sie in Ohnmacht oder Schlaf gelegen hatte, als sie endlich durch ein stechendes Gefühl am Herzen erweckt wurde. Sie führte die Hand dahin, unfähig sich aufzurichten, die Augen aufzuschlagen, oder einen Laut auszustoßen. Sie hatte keinen Athem und glaubte sich ermordet. Aber die Stiche am Herzen wurden heftiger, und sie vermochte es endlich die Augen zu öffnen und zu schreien — sie sah niemand, die Stiche hörten auf; sie überzeugte sich, daß sie nicht verwundet sei, und blieb, unfähig sich zu erheben, liegen. Eine

wohlthätige Wärme verbreitete sich endlich über ihren ganzen Körper, sie fühlte heiße Thränen über ihre Wangen rinnen. Sie verbarg ihr Haupt in die Kissen und weinte viel und heftig. Plötzlich fiel ihr ein Papier in die Hände — es war Stanislaus Brief, den sie in ihrem Busen verborgen hatte. Tausendmal küßte sie die Züge, auf denen seine lieben und doch grausamen Hände geruht hatten; sie war ja doch sein Weib, sie trug sein Kind in ihrem Busen, er konnte sie nicht verlassen! Sie las die Zeilen wieder und wieder, und legte tausenderlei verborgnen, zärtlichen Sinn hinein.

Am Ende schien ihr die ganze Sache gar nicht mehr so unnatürlich, und fast lächelte sie über sich selbst, daß sie sie so heftig erschüttert hatte. Denn war es nicht natürlich, daß er an das Bette eines sterbenden Vaters eilte? Natürlich aus Rücksichten des Gefühls, nothwendig vielleicht aus Überlegung, aus Rücksichten gerade für sie, für das Kind, welches sie ihm bald zu zeigen hoffte? Sein Vater hatte ihm ja keine andern Verpflichtungen, als die der Liebe und Zuneigung, und wenn er, er selbst ihm diese nicht erwies, welches Recht hatte er, sie von ihm zu fordern? Wenn er den Vater auf dem Todtbette vergessen und versäumt, hätte er es dem Vater vorwerfen dürfen, wenn ihn dieser auch vergessen und versäumt, ihn mittellos und vereinzelt zurück gelassen hätte? Alles das schien ihr endlich so natürlich, daß sie Stanislaus um so wärmer vor sich selbst vertheidigte, als sie ihn früher im Stillen schwer angeklagt hatte; sie hob die Hände zum Himmel und betete laut für ihn. —

Doch diese Beruhigung wiederkehrender Lebenswärme, dieses Erwachen aus der Tiefe des Schmerzes zu einem neuen Dasein dauerten nicht lange in ihrer Kraft. Die Schwäche kehrte wieder, sie fühlte sich schmerzlich allein und bang besorgt; sie suchte diese Empfindungen in fortgehender Thätigkeit zu begraben, sie glaubte es sich und ihrem Manne schuldig zu seyn, sich selbst so viel wie möglich zu schonen; die Mutter war aufs zärtlichste um die Tochter besorgt, und Estella nahm ihre Sorge dankbar an, weil sie sah, wie jene den eignen Kummer darüber vergaß. Aber oft wenn sie Abends am Spinnrocken saßen, netzte Estella den Faden mit den Thränen ihres abgewandten Gesichts; und so wie ihr Zustand ihr Thätigkeit mehr und mehr untersagte, fühlte sie sich trauriger und niedergeschlagener.

Endlich erweckte die Geburt eines Sohnes ihre Seele zu neuen Gefühlen, neuem Leben. Hier war ein gegenwärtiges Gut, was ihr niemand mehr rauben konnte, ein Pfand der Liebe ihres Mannes, was ihn mit ihr unauflöslich verknüpfen mußte. Sie konnte Stunden lang in die kleinen Züge sehen, und Ähnlichkeiten mit Stanislaus bald hier bald da finden, die kein andres als ein Mutterauge entdeckt hatte. Wie

ungeduldig sah sie einer Nachricht von ihm entgegen! Oft schon wollte sie einen Boten an ihn senden, auf seines Vaters Gut nach Böhmen; aber die Furcht daß der Vater in seinen letzten Augenblicken, vielleicht noch zu Stanislaus Schaden, seine ohne sein Wissen eingegangene Verbindung erfahren könne, hielt sie davon ab.

Aber eine Botschaft andrer, unerwünschterer Art erreichte sie. Eines Tages kam der Schloßvogt, und berichtete stockend, daß in der Schenke des Dorfs ein Pilger sei, der aus dem heiligen Lande komme, und unter andern Neuigkeiten erzähle, daß der Herr der Burg dort vor einem Jahre gestorben. Man eilte in die Schenke, Mutter und Tochter in Todesangst. Sie fanden einen Haufen Bauern, unter welchen die Nachricht von Mund zu Mund ging, der sich durch neu hinzuströmende Personen fortwährend vergrößerte oder ersetzte; Weiber und Kinder standen mit offenem Munde und Augen, und hörten die Kunde an. Aber der Pilger hatte das Dorf schon verlassen, und man wußte nicht, wohin er gegangen. Frau von Stern sandte Boten nach allen Richtungen aus, ihn zu suchen; aber er war nicht mehr anzutreffen, und unter stummen Thränen kehrten Mutter und Tochter in das Schloß zurück.

Zwar war noch keiner von den Begleitern des Herrn von Stern wieder gekommen, und die Nachricht des Pilgers bedurfte allerdings der Bestätigung; aber es war doch sehr möglich, daß Geldmangel, Abentheuer oder Tod seine Leute von der Heimkehr abgehalten hatten; auch konnten sie ja im gelobten Lande andere Dienste genommen haben.

Die Mutter erwachte am nächsten Morgen mit einem heftigen Fieber; sie hatte, thätig wie sie war, aufstehen wollen, wie gewöhnlich, und war ohnmächtig zurückgesunken. Die treue Sorge der Tochter verließ ihr Bette nicht, die Krankheit schien einen zehrenden Charakter annehmen zu wollen.

Indessen wuchs Estellens Söhnchen herrlich heran; sie hatte ihn Stanislaus genannt, und eine zunehmende Ähnlichkeit mit seinem Vater machte ihr ihn immer theurer; die Gräfin befand sich seit einigen Tagen etwas besser; ihr Fieber hatte nachgelassen, und sie beredete Estellen die scheidenden Strahlen der Herbstsonne an einem heitern Mittage zu genießen. Estella hatte den Kleinen auf dem Arm, sie saß im Schloßgarten auf derselben Bank, wo Stanislaus einst gesessen hatte, und ihre Gedanken suchten den Vater ihres Kindes, als sie ein lauter, fürchterlicher Schrei aus den Zimmern der Mutter aufschreckte. Sie stürzte die Treppe hinauf, öffnete die Thür — Welch ein Anblick! Frau von Stern lag in einem langen weißen Nachtgewande bewußtlos auf den Boden; um sie waren schon ein Paar Mägde beschäftigt; in der Ecke des

---

Zimmers aber stand, selbst erschrocken vor dem Unheil, was er hier angestiftet hatte, die Ursache dieses Zufalls — einer der Reisigen<sup>1</sup> ihres Vaters. Sie begriff alles; die Gräfin wurde bewußtlos zu Bette gebracht; man wandte alles an, sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken; es gelang endlich, aber sie erwachte nur zu Fieberphantasieen; selbst wenn der Schlaf sie auf Augenblicke erquicken zu wollen schien, quälten sie fürchterliche Träume; der Arzt wußte keinen Rath mehr, die Tochter saß trostlos an ihrem Lager.

Estellens Vater war wirklich todt; ein Fieber hatte ihn hingerafft, und die rasch und unvorsichtig überbrachte Nachricht gab der unglücklichen Mutter einen Stoß, den sie nicht überwinden konnte. Estella sah keine Hoffnung mehr, und mußte selbst wünschen, daß die arme, geistig und körperlich gequälte Kranke bald von ihren Leiden erlöst werden möchte. So saß sie eines Nachts an ihrem Bette, und sah mit Befriedigung, daß die Mutter einen Augenblick eingeschlummert war, und sanft zu ruhen schien. Plötzlich öffnete die Edelfrau die Augen und sah um sich; sie schien etwas zu suchen, was sie nicht fand, denn ihr Blick haftete auf keinem Gegenstande; endlich rief sie laut ihrer Tochter Namen. Ich bin hier, liebe Mutter, antwortete diese sanft, doch mit dem Schauer geheimer Angst; was sucht Ihr? — Dich, Dich mein Kind, erwiederte die Mutter mit einer Weichheit des Tons, die Estellen durchbebte, Dich und Deinen Sohn, daß ich Euch segne! — Mutter! — fuhr Estella auf — Ruhig, mein Kind, sagte die Kranke, mit einer Verklärung der Stimme vor der die Seele der Tochter erzitterte, es ist des Herrn Wille; reiche mir das Kind her. — Wollt Ihr, versetzte Estella kaum hörbar, daß der Kaplan... — Zu spät, ich habe keine Minute mehr. — Die Tochter stand auf, sie nahm den Knaben aus seinem Bettchen, er öffnete die großen blauen Augen, und sah erstaunt um sich. Wie er die Mutter erblickte, lächelte er klug und sinnig. Estellen zerriß dieß Lächeln das Herz. Sie kniete vor dem Bette der Mutter — Bringe Marien meinen Segen, sagte die Kranke matt, ich soll sie nicht mehr sehen. — Die Kleine schlief in einem andern Flügel des Schlosses. — Dann legte sie die Hand auf den Kopf der Tochter — ich segne Dich, meine Tochter, sprach sie sanft und feierlich, ich segne Dich mit dem besten Segen einer Sterbenden; der Herr behüte Euch, und schenke mir die Vergebung der Sünden, die mein verwirrtes Gemüth hienieden nicht hat empfangen können — betet für meine Seele. — Mutter, rief die Tochter, zitternd und leise, segne auch Deinen fernen Sohn. Aber jene schwieg und ihre Hand wurde schwer auf Estellens Haupt. Entsetzt blickte diese auf — der Mutter Augen waren geschlossen, ihre Hand sank leblos von ihrem Kopfe nieder. Sie warf sich über die Kranke, sie

---

<sup>1</sup> ein Soldat zu Pferde

horchte ihrem Athem, Mutter, liebe Mutter! rief sie, ihre Thränen flossen heiß und dicht auf das kaltwerdende Gesicht — die Mutter war nicht mehr. Ein Schrei des Kindes weckte Estellen aus ihrer Verzweiflung — sie fuhr auf, sie sah um sich — das war das Zimmer, in welchem Stanislaus einst krank gelegen — denn eine Verbesserung in dem gewöhnlichen Wohnzimmer der Edelfrau hatte sie gezwungen, es zu verlassen — das war das Bett, vor dem sie geknieet hatte, als ihre Thränen auf seine heißen Wangen flossen, und nun wiederholte der Tod so schaudervoll die Scene des Lebens? Sie drückte ihr Kind an die Brust und floh in ihre Kammer.

Als die Magd Estellen am andern Morgen ein Trauerkleid brachte, war es dasselbe, was sie bei der Trauung in der Kapelle getragen.

Da stand nun die arme junge Frau, hülflos an der Spitze einer zerrütteten Verfassung, ohne Freunde, ohne Rathgeber, ohne eine starke Hand, welche sie beschützt hätte. Sie entschloß sich einen Boten an ihren Gemahl auf das Gut seines Vaters zu schicken, und beauftragte damit den erfahrenen Mann, welcher die Nachricht von ihres Vaters Tode aus Palästina gebracht hatte. Sie befürchtete einen Aufstand der Bauern; indessen noch schien eine Art stummer Rücksicht für die hinübergegangene Burgfrau und die trauernde Tochter sie zurück zu halten. Doch erfuhr sie mit Besorgniß, daß ein Paar aus der Haft der Burg entflozene Verbrecher in ihre Heimath zurückgekehrt seien, sich heimlich dort aufhielten, und von Schenke zu Schenke gingen, die Bauern aufzuwiegeln. Sie hatte den Gedanken sie festnehmen zu lassen, fürchtete aber Öl in die Flamme zu gießen. Der eine begegnete ihr sogar einmal in der Nähe des Schlosses, und ging in trotziger Haltung, ohne die Mütze anzurühren, an ihr vorüber.

Unter diesen Umständen erfuhr sie, daß einer ihrer entfernten Lehensvettern aus Oberösterreich seit ein Paar Stunden im Dorfe angekommen sei, und dort von Haus zu Haus gehe, Erkundigungen über den Zustand der Familie einzuziehen. Wiewohl nun dieß Beginnen nicht eben für ihn sprach, so entschloß sie sich doch den Edelmann selbst zu sehen, und, wenn er ihr dieses Vertrauen nur einigermaßen zu verdienen schiene, seinen Schutz offen anzurufen. Sie schickte dem zufolge den Burgvogt mit der Einladung an ihn, doch lieber im Schlosse einzukehren, als in einer gemeinen Schenke zu verweilen, wo er wenig Bequemlichkeit finden möge. Doch der Vogt kam unverrichteter Sache zurück; er hatte den Ritter nicht gesprochen; der Wirth hatte ihn bei seiner ersten Anfrage zwar gesucht, aber vorgegeben ihn nicht finden zu können, und als der Vogt eine Stunde darauf wieder gekommen war, hatte man ihm geantwortet, der Fremde sei schon abgereist, und bitte die Gräfin ihn für diesesmal zu entschuldigen. Dieser Hergang



---

erschreckte Estellen; ein geheimer Hohn schien aus der Antwort zu sprechen. Der Versuch war also auch vergeblich; sie zählte die Tage bis zur möglichen Wiederkehr des Boten, den sie an Stanislaus gesendet; ach, es war noch ein langer Raum! Und wenn er nun gar den Ritter nicht mehr auf dem Gute gefunden hätte?

Einige Tage darauf kam eine entfernte Verwandte ihrer Mutter auf der Burg an, welche Estella als Kind einmal gesehen hatte. Sie that ihr den Vorschlag, die kleine Marie mit sich zu nehmen, und eine Zeitlang bei sich zu behalten. Freudig ging Estella darauf ein; so hatte sie doch ein theures Haupt in Sicherheit gebracht. Sie dankte der gestrengen Frau aus der Fülle ihres Herzens, aber diese vermied hartnäckig jede Annäherung, welche zu einer Erörterung von Estellens eigner Lage hatte führen können, wies ihr Vertrauen zurück, und reiste am folgenden Tage schon mit der Kleinen ab. Estellen war es ein Trost, daß sie bald ging, denn Dankbarkeit und die Furcht die Beschützerin ihrer Schwester gegen sich aufzubringen, kämpften in ihr mit dem Stolz, welchen ihr abgemessenes Betragen in ihr erweckte. Mit Schmerz trennten sich die beiden Schwestern, denn wenn Marie auch mit kindischer Freude dem Neuen entgegen ging, so flößte ihr doch die Strenge des Wesens ihrer Beschützerin Furcht ein, um so mehr als sie von Jugend auf nur an die weichste Behandlung gewöhnt gewesen. Estellen trat bei diesem Abschiede der ganze Auftritt der ersten Bekanntschaft mit ihrem Manne lebhaft vor Augen.

Ach! wo war er? Noch immer keine Kunde von ihm? War ihm auch kein Unfall begegnet? Sonst hätte seine Liebe doch gewiß nach ihr geforscht! Hielt ihn ein Feind vielleicht in ungerechter Haft? — Oder wenn er gar — wenn er nicht mehr lebte? — Sie schüttelte den schrecklichen Gedanken von sich — dann wäre doch wohl eine Nachricht seines Todes, eine letzte Botschaft seiner Liebe zu ihr gedrungen! — Und was beginnen? Oft dachte sie einen Haufen Bewaffneter zu rüsten, um die Bauern in Ordnung zu halten, aber woher die Mittel dazu nehmen? Die Kassen der übel verwalteten Güter waren erschöpft und im voraus verschuldet. Und wo einen Anführer für diesen Haufen finden? Sie sah sich in der ganzen Gegend um — nur ein Edelmann lebte in der Nähe, und sein ausschweifender Lebenswandel verbot ihr, an ihn zu denken. Und ohne einen ritterlichen Führer, war es nicht zu befürchten, daß ein solcher Haufen sich bei dem möglichen Falle des Aufstandes gegen sie selbst wenden könne; sowohl wenn er aus den Söhnen ihrer Bauern bestände, als wenn er aus Abenteurern und Landstreichern durch einen öffentlichen Aufruf geworben würde; und daß sie so, mit Anstrengung der letzten Kräfte, dem Feinde selbst die Waffen in die Hand gäbe?

In diese Gedanken vertieft kam sie, von einem Knechte begleitet, von den nahen Rasensitzen im Walde zurück. Sie hatte den wohlverwahrten Kleinen an einem mittäglichen Sonnenstrahle gewärmt, und wollte eben aus dem Dunkel der letzten Baumgruppe treten, als roher Gesang vieler Männerstimmen, der eben um eine Ecke des Berges schallte, und dadurch plötzlich hörbar wurde, sie zurück scheuchte. Mit unheimlichen Empfindungen trat sie hinter die dichten Büsche, um das Vorüberziehen des Haufens abzuwarten. Es waren Bauern aus der Umgegend, wie es schien fast alle im Zustande der Trunkenheit; sie hatten sich mit Beilen, Sensen und Heugabeln bewaffnet; an der Spitze des Haufens entdeckte sie jenen Verbrecher, dem sie vor kurzem in der Nähe der Burg begegnet war; eine gelbe Mütze hing schief auf seinem Kopfe, sein schwarzes Haar flatterte wild und dicht um sein rohes, doch schlaues Gesicht, und ihr schien als bemerkte er sie hinter dem Tannengestripp. Sie stand in Todesangst, daß der Kleine einen Laut von sich geben, und sie dadurch verrathen möchte; aber das Kind starrte mit unbeweglichem Staunen auf das Bild vor den Zweigen der Fichten, und horchte dem Gesange, der dann und wann in wildes Gekreisch ausartete. Wie die Rotte eben vor Estellen vorüberzog, kam es ihr vor, als werfe der Rädelsführer den Kopf zurück, und blicke hochmüthig triumphirend in ihr Auge; wenigstens wurde gerade eine Strophe des Liedes von dem ganzen Haufen lauter und verständlicher wiederholt, die ihrer und ihres Sohnes auf die herabwürdigendste Weise gedachte.

Der Haufen zog vorüber; lange noch vernahm sie den schallenden Ton und wieherndes Gelächter.

Todtenbleich kam sie auf der Burg an, wo alles schon voller Besorgniß war, ließ die Zugbrücke aufziehen, und packte einige wenige Habseligkeiten zusammen, für den Fall einer schnellen Flucht. Als die Sonne unterging, erfuhr sie, der Haufen habe sich gegen Waldreichs gewendet, Kornvorräthe, welche dort lagen, geplündert, und die herrschaftlichen Gebäude in Brand gesteckt; wie die Dämmerung einbrach, bestätigte der Feuerschein am Himmel die Nachricht. Sie hoffte einen Augenblick, daß diese Ausschweifungen eines rohen Haufens die bessern Bauern zwingen würden, zur Beschützung ihres Eigenthums zu den Waffen zu greifen, und daß sich eine Parthei für sie bilden werde, deren Entstehen sie vielleicht hinter den Mauern ihrer Burg abwarten könne. Aber wer, dachte sie wieder, schützt diese vor innern Verräthern? Kann nicht eine Magd einem Geliebten die Thore öffnen? Und durfte sie auf jene Hoffnung rechnen? Ergreift nicht den Guten oft eine Schlawheit, dem Bösen gegenüber, als wäre sein Wirken eine unvermeidliche Schickung? Scheint die Gewalt, die kein Mittel scheut, ihm nicht so furchtbar, daß er sich ihr unterwirft, bis die Fülle

ihres Übermuths, ihrer Grausamkeit erst selbst den Rächer, den Muth der Verzweiflung, erweckt?

Aus diesen ängstlichen Erwägungen schreckte sie das Horn des Thurmwächters. — Die Bauern? — Vielleicht aber auch Rettung! — Der abgesandte Bote, Stanislaus selbst vielleicht! — Da trat der Schloßvogt ein, und meldete ihr einen Herold, der im Namen ihrer Lehensvettern mit ihr zu reden wünsche. Es war weder das erwartete Unglück, noch das gehoffte Glück. Gutes schien ihr diese Botschaft nicht zu bringen, aber hier war doch ein gesetzliches Beginnen, hergebrachte, anständige Sitte, und athemlos vor Erwartung beschied sie den Herold zu sich.

Mit stolzem Schritt trat er ein, in die bunten Farben seines Standes gekiedet. Sie ging ihm gespannt, nach Fassung ringend entgegen, und horchte dem Wort aus seinem Munde. Er verneigte sich, schwieg, und überreichte ihr ein Pergament.

Sie öffnete es, las und erblaßte; bald aber flog eine feurige Röthe über ihre Wangen; der Herold sah sie hohnlächelnd an, er hielt diese Röthe für Scham — der flammende Zornblick ihres Auges überzeugte ihn bald des Gegentheils.

Sagt Euren Herren, rief sie stolz und hochaufgerichtet, daß, so lange mein ehelicher Sohn, der rechtmäßige Graf von Stern, oder ich, seine Mutter lebe, sie dieses Schloß nicht mit Ehren besitzen werden; daß ich, weit davon es ihnen zahm und willig zu übergeben, seine und meine Ansprüche geltend machen werde, bis ins Grab, und sollte ich Kaiser und Reich anrufen! Gewalt kann nehmen, aber nie werde ich ihr geben, was mein ist! —

Sie hielt einen Augenblick inne; der Herold schwieg noch immer. Geht, fuhr sie fort, sagt Euern Herrn, was Ihr gesehen habt, und daß es ritterlich sei, die Waffen führen gegen Weiber und Kinder! Sie riß den Brief mitten durch, die Stücke fielen auf den Boden; verlegen nahm sie der Herold auf, verneigte sich und ging.

Jetzt blieb ihr nichts mehr übrig als Flucht, denn sie erfuhr, daß die Mannschaft der Lehensvettern, über tausend Reisige, drei Meilen von da halte, und daß das Schloß mit dem nächsten Tage umzingelt sein werde. Sie hatte niemand, auf den sie rechnen konnte, als einen alten Knappen; gern hätte sie auch den Kaplan mitgenommen, doch er schützte Podagra und Krankheit vor; zwar schien es nur Ausflucht, aber sie konnte ihn nicht zwingen, und mit Schmerz sah sie sich genöthigt, den Beweis ihrer Ehe in den Händen ihrer Feinde zu lassen. Sie wagte niemand mehr zu vertrauen, selbst nicht dem Schloßvogt; mit

---

jenem Knappen allein nahm sie Rücksprache, und bestellte ihn mit Pferden an einen Waldweg.

Abends schloß sie sich ein, und schickte alles zu Bette. Sie kleidete sich warm an, nahm einiges Nothwendige für sich und das Kind mit, packte an Geld und Kostbarkeiten zusammen, was sie hatte, steckte noch Stanislaus Rolle zu sich — ach, sein Brief zerfiel fast in Stücke auf ihrem Herzen! — und erwartete so die bestimmte Stunde. Als sie gekommen war, hob sie den Kleinen aus dem warmen Bettchen; er weinte heftig, sie reichte ihm die Mutterbrust und beruhigte ihn mit Mühe. So ging sie, zitternd und allein, die einstige Herrin des Schlosses, durch seine Gänge, und — war es ein Schein der Lampe in ihrer Hand auf der weißen Wand in der Ferne, oder war es etwas Wirkliches, was sie plötzlich an jene Erscheinung vor ihrer Trauung erinnerte? Auf derselben Stelle hatte sie das Bild damals gesehen.

Gleichviel, sagte sie, sich selbst ermuthigend; Unglück hat sie uns allerdings gebracht, deine Erscheinung; aber ist der Spuk der Unterwelt hier immer nur nutzloses, ohnmächtiges Zeichen, und verachten die Seelen der Abgeschiedenen so wirkungslose Bemühung nicht? Uns hat die Wirklichkeit zu hart umstellt, wir achten diese Traumbilder nicht mehr! Sie sah auf ihr Kind — es war erblaßt, und starrte unverwandt nach jener Gegend hin. Dieser unmündige Blick durchschauerte sie mit einem Entsetzen eigener Art, und mit raschen Schritten floh sie durch den Gang, an dessen dunkle Wände die Lampe ihren ungewissen, zitternden Schein warf, wie sie vorüberging; fast war es ihr eine Erleichterung, als sie auf den Burghof trat, und die frische Nachtluft athmete. Sie kam an die Pforte; der Knappe hatte den Thorwächter benachrichtigt, und seiner Verschwiegenheit reichen Lohn versprochen; sie war offen, die Zugbrücke lag über dem Graben. Estella drückte dem Manne die rauhe Hand, und warf den letzten Blick auf das Schloß ihrer Väter, das friedlich zu schlummern schien. Unten rauschte im silbernen Mondlicht die unermüdete Welle des Kamp — ihr war, als werde sie sie nicht wieder sehen. Der Thorwächter brachte sie bis an den Ort, wo der Knappe ihrer harrete; sie bestiegen die Pferde, und traten ihre gefährliche Reise an. Für sich selbst hätte Estella keine Noth gescheut, aber ein langer Weg in dieser Jahreszeit mit dem armen Knaben! Es war in den ersten Tagen des Decembers, und die Nachtluft spielte kalt um ihre Locken. Sie hatte den Kleinen vor sich in warmen Betten auf dem Pferde befestigt; doch die nähere Gefahr beschäftigte sie noch ängstlicher, und die flammenden Zeichen am Horizonte ermahnten sie, auf ihrer Hut zu seyn.

Indessen kamen sie ohne Unfall über die böhmische Grenze, wo sie sich in der ersten Stadt einen Tag ausruhten. Die schöne junge Frau mit dem zarten Knaben, die im Winter reisete, fand überall mitleidige und dienstfertige Aufnahme; sie hatte der Vorsicht halber ihren wahren Namen mit einem angenommenen vertauscht. Zu ihrer größten Freude blieb das Kind gesund, und ertrug das Ungemach der Reise besser, als sie hoffen durfte.

Schon waren sie nur wenig Tagereisen von der kleinen Stadt entfernt, ohnweit welcher das Gut von Stanislaus Vater, seiner Angabe nach, liegen sollte, als das Wetter rauher ward, die Wege holpriger und schlechter, das Fortkommen beschwerlicher; so daß sie einst lange unterwegs waren, ohne ein Unterkommen für den Mittag zu finden. Die Gegend nächst der Straße war kahl, aber hügelig, und die nächste Anhöhe verdeckte immer wieder die nächste Aussicht; plötzlich, als sie eben von der Spitze eines solchem Hügels herab reiten wollten, erhob sich ein Trupp schwarzer Gestalten aus einem Graben neben dem Wege und drang auf sie ein. Estella wollte ihrem Pferde die Sporen geben, aber das geschreckte Thier bäumte sich, und zwei der Kerle fielen ihm in den Zaum; der Knappe, der sich zur Wehre setzen wollte, wurde niedergehauen und stürzte blutend auf den frisch gefallenen Schnee. Die rohe Horde riß Estellen mit dem Kinde vom Pferde, und schon erbat sich der eine der Gesellen ihren Mantel, der andre ihr Tuch, als die Schönheit, die edle Haltung der jungen Frau, und vielleicht der Ausdruck ihrer Angst um ihr Kind, den Vornehmsten unter der Bande zu rühren schien; er sprach einige böhmische Worte, und der Trupp jagte mit den Pferden und dem Gepäck davon, Estella blieb auf offner Heerstraße, in rauhem Schneewetter, mit dem weinenden Kinde und dem verwundeten Knappen zurück. Sie untersuchte seine Wunden, er lag bewußtlos, und da kein Versuch ihn zu sich zu bringen wirkte, entschloß sie sich im nächsten Dorfe Hülfe zu suchen, und schlug, in der Angst, daß die Räuber noch einmal wieder kommen möchten, um das zu holen, was sie ihr noch gelassen hatten, den Weg ein, der dem entgegengesetzt, welche die Diebe genommen.

Sie erreichte endlich ein Dorf, und schickte dem Verwundeten Hülfe, während sie den Knaben wärmte, und sich mit Wein und Speisen erquickte. Nach einer Stunde kam der Knappe an, und wurde in das Haus des Weltgeistlichen gebracht, welcher die dortige kleine Kapelle bediente. Man verband seine Wunden, und der Geistliche schlug Estellen vor, eine Aufnahme für sich und das Kind auf dem benachbarten Herrenhofe, bei der reichen und mächtigen Fürstin A. zu suchen, da er außer seinem und des Knappen Zimmer, kein heizbares besitze. Ungern entschloß sie sich dazu, aber sie konnte den Mann

nicht gegen seinen Wunsch belästigen. Ein Ackerwagen mit einigen Strohsitzen ward bereitet, und sie fuhr mit dem Kleinen nach dem eine Stunde weit entlegenen Schlosse, nachdem sie vorher dem Geistlichen eine kleine Summe Geldes, die sie noch glücklich gerettet, zur Verpflegung des Knappen und Bestreitung seiner dringendsten Bedürfnisse hinterlassen hatte.

Mit ängstlichen Gefühlen kam sie vor dem wohlerleuchteten Schlosse an. Zum erstenmal in ihrem Leben sollte sie die Mildthätigkeit fremder Personen ansprechen; indessen zweifelte sie nicht an einer gütigen Gewährung ihrer Bitte; wer konnte ihrer Bedrängniß Hülfe versagen? Der Bauer wollte nach Hause, eh' die Nacht völlig einbräche, daher bezahlte sie ihn, und schickte den Wagen zurück. Einen Augenblick stand sie unentschlossen vor dem Schloßhof; das Kind weinte und jammerte, die Kälte wurde immer schneidender; ein Blick auf den Knaben gab ihr Muth; sie trat an die Pforte und ließ sich bei der Fürstin A. als eine reisende Edelfrau melden, welche unweit des Schlosses beraubt worden sei, und sie um Schutz und Obdach anflehe.

Man führte sie einem großen, erleuchteten Saale zu, aus welchem viele Stimmen erschallten. Zeternd, geblendet von dem Glanz der Lichter trat sie ein, und unterschied eine Gesellschaft geputzter Männer und Frauen, welche um ein Kaminfeuer gelagert waren, und den Abend mit Scherz und Spiel zuzubringen schienen; die Reste einer eben aufgehobenen Tafel — die Jagd hatte das Mittagsmahl verspätet, und es in ein Abendessen umgewandelt — standen noch auf prächtig gedeckten Tischen, welche silberne Becher und Fruchtteller schmückten; Reichthum und Pracht blickten aus allen Einrichtungen des Hauses. Geblendet und befangen blieb Estella einen Augenblick in der Thür stehen, ungewiß zu wem sie sich wenden sollte; endlich that die Frau des Hauses ein Paar Schritte ihr entgegen; eine hohe stolze Gestalt, die mit scharfem, prüfendem Blicke auf ihr ruhte, und sie zu mustern schien. Sie erröthete und erblaßte; doch fand sie endlich ihre Stimme wieder; sie nannte ihren angenommenen Namen, erzählte die Geschichte ihrer Beraubung, und flehte um Schutz. — Der mißfällige und ungläubige Blick der Hausfrau haftete noch fortdauernd auf ihr. Einen Namen, wie Ihr ihn genannt habt, nahm sie endlich das Wort, giebt es weder in Böhmen noch in Östreich; ich kenne die Adelsregister dieser Länder genau; seid Ihr denn so weit her? Und was bewog Euch allein und in so rauher Jahreszeit mit einem so kleinen Kinde zu reisen? — Estella's ganzer Stolz flammte bei diesem Tone auf, und schon wollte sie den Mund öffnen, in diesem Sinne zu antworten, als das Gefühl der Unwahrheit ihres Namens sie wie eine Schuld überfiel, und ihr das Zweideutige ihrer Erscheinung so überzeugend vor die

Sinne führte, daß sie erröthete und die Augen vor der strengen Richterin niederschlug, dann aber einen Blick auf den übrigen Kreis warf, als ob sie dort Theilnahme, Mitgefühl, Bundesgenossen suche.

Aller Augen waren auf sie geheftet, aber sie fühlte es nicht mehr, sah es nicht mehr; ihr Blick hing unbeweglich an einem Gegenstande, der aus dem Kreise herausgetreten war, und sich schon früher, getroffen von dem Ton ihrer Stimme, ihr genähert hatte; plötzlich verbreitete sich die süßeste, freudigste Gewißheit über ihre Züge, und mit dem Ausrufe: Stanislaus, mein Stanislaus! stürzte sie in seine Arme.

Die Gesellschaft stand in sprachlosem Erstaunen. Die Fürstin faßte sich zuerst, trat auf Estellen zu, und fragte sie in schneidendem Tone: seid Ihr wahnsinnig? Welch' schamloses Beginnen? Was soll das heißen? — Estella, viel zu glücklich um diesen Ton zu ahnden, sah ihn an — o gnädige Fürstin, rief sie, ich bedarf Eures Schutzes nun nicht mehr, ich habe meinen Beschützer, meinen Gemahl gefunden! — Noch größeres Entsetzen malte sich auf aller Anwesenden Zügen, die ganze Gesellschaft trat zurück; selbst Stanislaus war einige Schritte zurückgetreten. Die Fürstin fand zuerst ihre Sprache wieder.

Schändliche Betrügerin! rief sie im heftigsten Zorne, Ihr wagt es mit Eurer Gegenwart und Euern Lügen mein Haus zu beflecken? Seid Ihr eine französische Bänkelsängerin, oder habt Ihr bei Zigeunern Diebeskünste gelernt? Dieser Ritter hier ist der Fürst A., mein Gemahl, und hier sind meine Kinder — sie deutete auf ein schönes Mädchen, und einen blühenden Knaben von vier bis fünf Jahren — Ihr aber seid das frechste Geschöpf, was meine Augen je erblickt haben!

Estella warf einen Blick auf Stanislaus — seine Augen hafteten am Boden. Sie stand sprachlos, ein Blitz hatte sie getroffen.

Eine lange Pause zog furchtbar durch den Saal; aller Blicke hingen an ihrer Gestalt mit dem Ausdruck der Neugierde, des Hohns, ja des Abscheues.

Plötzlich hob sie das Auge; nur ein Gefühl, seine Gefahr, war noch in ihrer Seele; ihr Blick leuchtete, ihre Gestalt schien sich übermenschlich zu erhöhen, mit allmächtiger Fassung stand sie da. Ja, ich bin eine Betrügerin! sagte sie mit lauter, entscheidender Stimme, und wandte sich zu gehen; erstaunt, mit unwillkürlicher Ehrfurcht, machte man ihr Platz — an der Thür fiel ihr Blick noch einmal auf Stanislaus. Fest und bedeutend hing er an ihm — nur eine Secunde — sie war gegangen. — Der Kreis im Saale blieb schweigend zurück. Die verschiedenartigsten Empfindungen wurden endlich laut; der eine rieth,

ihr nachzugehen, sie aufzuhalten, der andere sie gehen zu lassen; die Fürstin wollte sie mit Verachtung gestraft haben, und war überzeugt, der Meinung müsse auch ihr Gemahl sein; andre behaupteten, er sei es seiner Ehre schuldig, die Sache aufzuklären, erschrakten aber selbst vor der Kühnheit ihrer Behauptung, da sie auf seinen streng zurückweisenden Blick trafen, der ihnen zu sagen schien, er selbst wisse am besten, was seiner Ehre zieme; wieder andere meinten, die Landstreicherin sei ja überführt, habe ja selbst den Betrug gestanden, was es denn weiter noch bedürfe; einige gingen ihr nach, um zu sehen, wo sie hingerathen, kamen aber bald wieder, und erzählten, sie hätten sie nicht mehr getroffen; sie sei in das etwas tiefer liegende Dorf gegangen, ein Nachtquartier zu suchen.

Die Becher kreisten, und Fröhlichkeit fand sich endlich wieder in der Gesellschaft ein, vielleicht um so wilder, je stärker sie das vorige Ereigniß anfangs zurückgedrängt hatte. Man lachte, man scherzte darüber, Stanislaus war der Lauteste der Lauten, doch ging man durch seine Vermittelung früher als sonst auseinander; er mahnte an die Jagd des nächsten Morgens.

An diesem Morgen war er früher auf als gewöhnlich; er hatte am Abend noch einen spät von einem Ritt zurückkehrenden vertrauten Knappen ins Dorf gesandt, sich zu erkundigen, ob ein Bauer die Fremde beherbergt, aber alle Hütten waren dunkel und verschlossen gewesen; er schickte den Knappen früh Morgens wieder hin; dieser kam mit der Nachricht zurück, die Bauern, in deren Hütten die Geschichte, welche auf dem Schlosse vorgefallen sei, bald ruchbar geworden, hätten der Fremden den Zutritt verweigert, in der Meinung sie stehe im Einverständniß mit der umherstreichenden Diebesbande, und könne ihr die Thüren der Hütten öffnen. Sie habe darauf einen Boten nach dem eine Stunde weit entlegenen Kloster gefordert, aber, da sie vergeblich nach Geld gesucht, und keine Kleidungsstücke mehr entbehren können, hätte sich niemand mehr mit ihr auf die unsichere Straße wagen wollen; sie sei endlich allein dahin gegangen.

Stanislaus war nicht unmenschlich; hoch klopfte bei dieser Erzählung das Herz in seiner Brust; er hätte die Grausamen vernichten mögen, die ihr Obdach versagten. Angstvoll sandte er den Knappen nach dem Kloster, nach ihr zu forschen; aber die zur Jagd angesetzte Stunde erschien, er konnte seine Rückkehr nicht abwarten, und mußte mit, um keinen Verdacht zu erregen. Die Fürstin war vor den Gästen ausgezeichnet freundlich gegen ihren Mann, aber kalt und stolz, sobald sie sich mit ihm allein befand.



---

Die Jagd brach auf. Stanislaus war bald der Vorderste, und verlor sich absichtlich von dem übrigen Haufen. Er lenkte sein Pferd nach der Richtung des Klosters, und gerieth dadurch in das dichteste Ende des Waldes. Es war nah an Weihnachten; die lang ausgebliebene Kälte war nun plötzlich, und um so heftiger eingetreten; tiefer, fest überfröner Schnee bedeckte die Erde, der Reif hing schwer an den Bäumen, der Himmel war eintönig grau, und ein Ostwind wehte, der den Hauch an den Lippen erstarren machte. Eine innere Gluth trieb den Fürsten vorwärts. Plötzlich kam sein Hund, der vorausgelaufen war, zurück, wedelte, sprang an seinem Pferde hinauf, bellte, und lief wieder voraus. Er ritt dem Thiere nach, es drang tiefer in die Büsche; er mußte absteigen, und band das Pferd an um dem Hunde folgen zu können. Dieser lief auf einem kleinen Jägersteig immer weiter; eine einzelne menschliche Spur ging vor ihm her; plötzlich blieb er bei einer alten Eiche stehen — in furchtbarer Ahnung umging Stanislaus den Baum, und sank in die Kniee.

Da lag die verirrte Estella, das Kind noch an der Brust, die keine Nahrung mehr gegeben hatte; sie war fast entblößt, all ihre Kleidungsstücke lagen um den Knaben gehäuft, den ihre Arme noch fest und starr hielten. Tropfen ihrer Thränen oder ihres Hauchs waren auf dem kleinen lieblichen Gesicht angefroren — in namenlosem Schmerz warf sich Stanislaus über sie, und bedeckte sie mit seinen Küssen; er wollte den Kleinen aus ihren Armen nehmen, aber sie waren gefroren, und bogen sich nicht mehr, sie hielten die kleine Leiche auch noch im Tode fest; wie er die Kleider von ihrer Brust entfernte, sah er einen tiefen Einschnitt, und daneben noch das scharfe Stück Eis, mit dem er wahrscheinlich gemacht worden war, um dem Kinde die letzte Nahrung zu geben; die Lippen des Kindes waren voll gefrorenen Blutes — hier war keine Hülfe mehr, der Tod hielt seinen Raub; unter ihrer Brust lag sein abgenutzter, halb zerrissener Brief. Bewußtlos sank er bei ihr nieder. —

Das Zupfen und Bellen seines Hundes erweckte ihn aus seiner Ohnmacht. Er sprang auf, bestieg sein Pferd und jagte dem Kloster zu. Unterweges begegnete er dem dahin gesandten Knappen; von ihm erfuhr er, daß Estellens einziger männlicher Begleiter im nächsten Dorfe verwundet liege. Er beauftragte den Knappen, die gefundenen Verunglückten in das Kloster zu bringen, mit der Bitte um ihre ehrenvolle Bestattung. Der Knappe kehrte dahin zurück, eine Bahre zu besorgen; Stanislaus bewachte indeß die Todten. Was in dieser halben Stunde durch sein Gemüth gegangen, wollen wir nicht wiederholen.

Die Bahre kam; stumm sah der Ritter ihren Zug hinter den Bäumen verschwinden, und ritt dem Dorfe zu, wo Estellens Begleiter verwundet lag. Von ihm erfuhr er die Ereignisse, welche Estellen gezwungen hatten, ihn aufzusuchen, erfuhr, daß der auf der Burg bekannte Knappe, den er ihr mit Nachrichten und Geld gesandt hatte, nie dort angekommen war; der sonst tüchtige Bursche war in üble Gesellschaft gerathen, hatte sein Reisegeld und das Geld seines Herrn verspielt, und war, seinen Zorn und seine Heftigkeit fürchtend, in die weite Welt gegangen. Der Knappe starb wenige Minuten nachher an den erhaltenen Wunden; Stanislaus ritt den Weg nach Niederösterreich zu.

Die Lehensvettern Estellens saßen einst fröhlich beim Pokale in dem neu in Besitz genommenen Schloß Stern, als der Thurmwächter meldete, ein fremder Ritter harre vor der Burg, verlange den zu sprechen, der sich schändlicher Weise Herrn von Schloß Stern nenne, und fordere ihn heraus eine Lanze mit ihm zu brechen auf Leben und Tod, zur Ehre Estellens, der letzten Gräfin von Stern. Zugleich berichtigte man, ein schwarzer Fehdehandschuh liege im Burghof. Der neue Gutsherr schickte hin ihn aufheben zu lassen, und rüstete sich, dem unbekanntem Feinde zu begegnen. Er fand ihn vor der Burg. Schweigend ritten sie neben einander zu einem Turnierplatz tiefer im Thale. Die Brüder des Herrn von Stern folgten. Eine Menge Bauern hatte sich bald um sie versammelt; die Ritter stellten sich. Halt, rief einer der Brüder, Eure Adelsprobe! — Stanislaus hob das Visier nicht, er warf den Kopf stolz zurück, daß die Federn seines schwarzen Helmbusches schwankten, und rief: mein Arm gebe sie Euch, wahret Euch Ritter! Und wüthend drang er auf seinen Gegner ein.

Der Kampf war heftig und erbittert von Seiten des schwarzen Ritters; die Wuth des Gegners theilte sich dem Herrn von Stern mit, doch blieb der Ausgang nicht lange zweifelhaft; Stanislaus Lanze rannte den Gutsherrn durch und durch, und spießte ihn auf den Sand der Bahn; er stieß einen fürchterlichen Schrei aus, Blut stürzte aus seinem Munde, er war dahin. Die Herren und Bauern sprangen auf den Verwundeten zu; Stanislaus aber würdigte den Sterbenden keines Blickes mehr, er wendete sein Pferd und ritt langsam davon; einige Bauern wollten ihn halten, eine drohende Geberde wies sie zurück; jeder fürchtete den gewaltigen Kämpfer; die Gasse öffnete sich wie durch einen Zauberschlag vor seiner Hand; majestätisch ritt er hindurch, und war verschwunden, ehe die Zuschauer sich besinnen konnten, was sie thun wollten.

Am Abend kam sein Rappe allein in's Dorf gelaufen; alles machte Jagd auf das edle Thier, die Ereignisse drängten sich für das kleine Dorf wie in einer großen Stadt; das Pferd wurde von den Bauern

aufgefangen; es war noch gesattelt; jeder fragte sich, wo sein Reiter hingekommen? hatte es ihn abgeworfen? niemand hatte ihn gesehen. Da kam ein Jägerbursche aus dem Walde zurück, und brachte seinen Helm und seine Rüstung, die er auf den Rasenbänken unter den Tannen gefunden. Man fragte, man suchte nach dem Ritter, keine Spur führte weiter.

Am andern Morgen früh sah man auf der Hälfte der Höhe der Felsklippen, auf welchen das Schloß über den Kamp hängt, eine rothe Binde, die im Winde flatterte. Niemand begriff, wie sie dahin gekommen seyn konnte, denn der Punkt war unersteiglich; der Wind mußte sie von oben hinab geführt haben; aber im Schloß war keiner, der sie vermißte, oder nur eine ähnliche besessen hätte. Man erstaunte, man erschrak; der eine deutete das Wunder auf den rothen Hahn, der andre auf Türkenkrieg; noch andre meinten, der schwarze Ritter, der kein andrer als der Teufel selbst gewesen sei, habe sie da verloren. Lange hing und flatterte sie da, wie das Panier einer blutigen Losung, denn niemand konnte sie wegnehmen, bis Wind und Regen sie nach Jahren zerrissen und verspülten.

Drei Tage nach dieser Begebenheit stauchte sich bei einfallendem Thauwetter eine Leiche an der Brücke unten im Dorf; die Bauern standen haufenweis auf der Brücke, klein und groß, und äußerten manche Vermuthung; einer meinte sogar Stanislaus Züge darin zu entdecken; ein unbekannter Hund stand am Ufer, und heulte in die zischenden Fluthen. Sie ward herausgezogen, und das ganze Dorf erkannte den Ritter.

Er wurde mit Achtung bestattet, wiewohl man in ihm den schwarzen Ritter zu vermuthen anfing, und viele ihn des Selbstmordes beschuldigten, auf den das Ablegen der Rüstung und die flatternde Binde zu deuten schienen; denn man verknüpfte sein Andenken mit dem der entfernten Familie, und hatte schon Zeit gehabt ihre milde Herrschaft zurückzuwünschen, welche die jetzigen Besitzer eben nicht nachahmen zu wollen schienen; sie hatten fremde Gewappnete auf dem Gute liegen, die mit Gewalt die Bauern zur Erfüllung ihrer verjährten Pflichten anhielten, und alle Rückstände eintrieben. Die Herren von Stern ließen es geschehen, weil sie seit dem letzten Empörungsversuch, wiewohl sie ihn selbst mit angezettelt, auf alle Weise adlige Geburt gegen die Bauern hervorheben, und ihnen den Unterschied zwischen ihrem beiderseitigen Stand lehren wollten.

Als der Frühling kam, und Schwalben und Lerchen in's Land zogen, zog auch ein Kriegsschwarm aus Böhmen herein, forderte vom Burgherrn Auslieferung des Fürsten von A., welchen die Herren von

Stern in gefänglicher Haft zu halten beschuldigt würden, und schwur bittre Rache, wenn man ihn nicht ausliefern wolle, oder nicht mehr im Stande sei, ihn herauszugeben.

Der Besitzer des Schlosses gab eine höhrende Antwort, und die Böhmen belagerten die Burg, welche ihnen, tapfer vertheidigt, bei ihrer festen Lage Monate lang trotzte, bis die Belagerer den fruchtlosen Versuch aufgaben. Dobra, Dobra! Gut, gut! jauchzten die ermüdeten Böhmen, als im Dorfe zum Aufbruche geblasen ward, und sie die Erlaubniß erhielten, von dem feindlichen Boden, dessen Sprache ihnen fremd war, in die Heimath zurückzukehren; und um die Geschichte ihrer Usurpation und der vorigen Besitzer zu unterdrücken, nannten die befreiten Burgherrn das Schloß, mit freudiger Beistimmung all seiner Bewohner, von nun an Dobra. —

Vielleicht ist es hier nöthig nachzuholen, daß besondere Gründe, welche den Bewohnern des Schlosses fremd waren, Stanislaus bei seinem ersten Auftreten daselbst zwangen, seinen Namen für den Augenblick verborgen zu halten; seine Verheirathung überhaupt anzugeben, hielt ihn ein dunkles Gefühl ab, dessen Natur wir nicht weiter erforschen wollen; später war seine Absicht, daß Estella sie nie erfahren solle. Als er sie verließ, bewog ihn die durch seinen Knappen überbrachte Nachricht dazu, daß sein Aufenthalt auf Schloß Stern und seine Verbindungen daselbst anfangen in seiner Familie ruchbar zu werden. —

Und nach und nach spülten die Wellen der Zeit und der folgenden Geschlechter über die Geschichte dieser Begebenheiten, und versenkten sie in ihren lautlosen Schooß. Nur das Andenken an den einstigen Namen des Schlosses blieb, eine dunkle Überlieferung, in der Gegend, und die Sage von einem Hunde, der beim Vollmond unter den Klippen heult; von einem Ritter mit schwarzem Helmbusch, der noch einmal jährlich im Vollmond von den Rasenbänken zu den Felsklippen schreitet, und sich von der schwindelnden Höhe in die schäumenden Fluthen des Kamp stürzt; eine Sage, zu welcher eine ungewisse Erinnerung, und die Schatten und Nebelgestalten an den dunklen Tannenbergen des engen Flußthales, Gelegenheit gegeben haben mögen.

## **Der kleine Ziegenhirt**

Eine Erzählung

In einer Provinzstadt Frankreichs saß eines Abends eine lustige Gesellschaft in einem Kaffeehause bei einigen Flaschen Champagners. Die Nacht war hereingebrochen; dennoch unterhielt man sich noch lebhaft von den Ereignissen der Politik des Tages, und von der Geschichte des Heute kam man auf die Geschichte des Gestern, auf das Loos so vieler Tapfern, die aus den napoleonischen Feldzügen nicht zurückgekehrt waren, das Vaterland nicht wiedergesehen hatten. Die Unterredung nahm nach und nach einen ernsten und düstern Charakter an. Nie aber, sagte M., ein Offizier, der den russischen Feldzug unter Napoleon mitgemacht hatte, ist es mir gelungen eine Auskunft über das Schicksal meines Kameraden D— zu erlangen.

Die kann ich Ihnen einigermaßen geben, fiel ein deutscher Kaufmann ein, der schon lange in Frankreich ansäßig war, und den obern Stock des Kaffeehauses bewohnte; wenn Sie morgen zu mir kommen wollen, sollen Sie alles erfahren, was mir der Zufall darüber mittheilte. — Man drang in ihn noch heute zu erzählen, und er entfernte sich, einen dazu erforderlichen Stoß Papiere von seinem Zimmer zu holen. Er kam bald wieder und öffnete sein Paket; die düster brennenden Lichter wurden geputzt, man rückte näher zusammen; alles war ernst und still geworden; draußen wühlte eine Tormenta in den Wellen des Hafens. —

Ich habe, begann der Kaufmann, diese darauf bezügliche Geschichte niedergeschrieben, wie sie mir ein Bekannter, der sie erlebte, selbst erzählt hat. Wenn Sie mir Geduld schenken wollen sie anzuhören, muß ich Ihnen zur Ergänzung ihres Verständnisses vorher sagen, daß Herr von P., dieser Bekannter, den Sie sprechen hören werden, ein Freund Ihres Kameraden D— war, daß D— ihm bei dem Übergang über die Berezina das Leben gerettet hatte, und daß P., selbst unbekannt mit D—'s Loose, sein gerettetes Leben den eifrigsten Forschungen nach dem Schicksal seines Freundes weihte, von dem ein Gerücht ihm erzählt hatte, er sei in Deutschland verheirathet gewesen. Als nun die Gerichte die Erben des verschollenen D— aufforderten, ihre

Ansprüche an seine Erbschaft geltend zu machen, unternahm Herr von P. eine Reise nach Deutschland, wo die letzte Spur D—'s ihm entgangen war. Er widmete sich diesem Geschäft mit einem fast krankhaften Eifer, der vielleicht noch dadurch verstärkt ward, daß er allein in der Welt stand, keine näheren Verwandten mehr hatte, und seit dem Falle des Kaiserreichs geschäftslos war. Auf dieser Reise begegnete ihm einer meiner Freunde in Hamburg, der mir damals über dieses Zusammentreffen einen Brief schrieb, in dem er P.'s und seiner Absichten auf folgende Weise erwähnt. Der Kaufmann zog einen Brief aus dem Bündel seiner Papiere, suchte einige Augenblicke nach der Stelle, und las wie folgt:

*Ich begegnete dieser Tage einem Franzosen, Herrn von P., auf dem Landhause des Herrn \*\*\*. Zufällig fragte ich ihn nach dem Namen eines seiner Waffengefährten, Herrn D—, den wir früher in Hamburg oft und gern gesehen hatten. Er war sein vertrauter Freund gewesen, diese Berührung brachte uns schnell näher, und er theilte mir über den Zweck seiner Reise nach Deutschland etwa Folgendes mit:*

*'Ich war allein auf der Welt; meine Ältern hatte der Tod dahin gerafft, meine Geliebte war verheirathet worden. Ich hatte nichts mehr, als meinen Freund und den Ruhm des Kaiserreichs. Mit glühender Begeisterung schloß ich mich an beide an. Aber das Kaiserreich sank mit dem Stern, der es aus der Nacht empor gerufen hatte; der letzte Anker meiner Hoffnung blieb mein Freund, das letzte Band, was mich am Leben hielt; nie kehrte er in die Heimath zurück. —'*

*P. schwieg, und mein Blick tiefen Bedauerns überflog seine männliche Gestalt. 'Er fand den schönsten Tod auf dem Felde der Ehre', unterbrach ich die schmerzliche Pause.*

*'O daß ich es wüßte, daß Sie mir's sagen könnten,' fuhr er auf, 'daß ich seinen Namen unter denen unsrer gefallenen Gefährten suchen dürfte, ihn dort glänzen sähe, ich würde mich trösten. Aber man weiß nicht, wann, wo er verschwand, weiß nur, er kehrte nach der Leipziger Katastrophe nicht aus Norddeutschland zurück, und wenn er den Heldentod starb, so war es ein einsamer, ein unbewunderter, und ich möchte eine langbewahrte Schuld der Dankbarkeit tilgen, möchte sein Andenken wieder herstellen, ihn mit einschreiben in das Pantheon unsres Ruhms, während er jetzt tonlos verhallt im großen Grabe der Zeit, und Fremde nach seinem Erbe greifen, indeß vielleicht ein Kind seines Namens lebt, dem es zu retten heilige Pflicht wäre.'*

*'Wie so?' unterbrach ich ihn; 'wissen Sie —'*

*Er erzählte mir nun, daß ein Brief, datirt aus Erfurt, in den Händen seines Anwalts sei, in dem sein Freund auf eine in Deutschland geschlossene Verbindung anspiele, deren Gegenstand er jedoch noch nicht nennen zu dürfen erklärte. Der Brief sei poste restante unter Chiffre nach Metz adressirt gewesen; doch das Document des Briefes sei unbestreitbar, und er habe die Reise unternommen, um die Spuren seiner Angehörigen aufzusuchen.*

*Wiewohl er mir sein Interesse für die Sache bald mittheilte, so mußte ich mir doch gestehen, daß die ganze Unternehmung seiner Forschung etwas Unbestimmtes hatte, das wenig Erfolg versprach. Denn bei dem Mangel an jeglicher nähern Andeutung, war es leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er im Herumirren an dem rechten Punkte vorbei gehen konnte, ja ihn vielleicht schon berührt hatte, ohne ihn zu erkennen. Er selbst war mir jedoch ein interessantes Räthsel, eine Mischung des Deutschen und des Franzosen, wie sie mir noch nicht vorgekommen war. Diese Treue, nicht bloß dem Zwecke, auch dem Gefühle, diese Hingebung, sie waren so ächt deutsch, dieses schwermüthige Leben in der Vergangenheit; und der Eifer für Napoleon, die Erinnerungen des Kaiserreichs, sie stempelten ihn wieder zum glühenden Franzosen; er sprach überdem so geläufig und accentlos deutsch, als habe er nie eine andere Sprache geredet. Ich bemerkte es ihm*

*'Ich bin von der Gränze der französischen Schweiz,' sagte er, 'und sprach das Deutsche von meiner Kindheit an neben dem Französischen.' — 'Und dennoch übrigens so ganz Franzose?' unterbrach ich ihn. Er sah mich wehmüthig lächelnd an. — 'O Ihr habt Euer Schicksal mißverstanden,' fuhr er fort, 'als Ihr in leidenschaftlicher Täuschung der Freiheit zu opfern meintet; es war der Altar der Tyrannei. Wer hat Süddeutschland emancipirt? Napoleon, Maximilian und Montgelas! Und Norddeutschland? Hat ihn Preußens furchtsame Politik nicht gezwungen es zum Königreich für den unbedeutendsten seiner Brüder zu bilden? Preußen hat seine eigentliche Bestimmung nicht verstanden; Preußen gehörte Norddeutschland. Seht Ihr denn nicht? Nicht Völker kämpfen mehr in Europa mit Völkern; sie können ja brüderlich neben einander wohnen, wenn sie der Haß der Fürsten nicht trennt, und eine Nation ist ja nur Nation durch ihre Begränzung; sondern die Aristokratie mit dem Tiers-état, das Feudalsystem mit dem Neuen! In unseliger Zerstückelung löste sich das römische Reich auf, der Bürger war nichts; Napoleon vereinigte das Zerfallende hier wieder zu neuen, organischen Körpern. Jetzt versucht der Liberalismus durch seine Kraft, was jener mit Gewalt versuchte. Ob es ihm gelingen wird? Vielleicht, nach langem Kampfe; und ohne Napoleon, der den ersten Stoß gab, hätte er es doch nicht vermocht. Denn die Herrschaft einer neuen Person oder eines neuen Principis bedarf*

*der Gewalt der Centralisation. Nur durch eine Art Despotismus kann ein Volk zur Freiheit übergehen, wenn seiner Freiheit sich die Vorrechte einer mächtigen Kaste entgegenstellen; denn ehe neu erbaut werden kann, muß geebnet seyn, und das vermag nur jener allein. Und wie mild war dieser Despotismus, trotz dem, daß er neu war; er war mild, weil er sich stark fühlte, und darum der Grausamkeit nicht bedurfte. Einen Augenblick mußte Deutschland durch den Rheinbund einen französischen Anstrich bekommen; es wäre nur ein Augenblick gewesen, der Augenblick des Kriegszustandes. Napoleon selbst wollte ihn nur, so lange man dem Feind gemeinschaftlich begegnen mußte; denn er selbst sagte, Frankreich, über die Rheingränze ausgedehnt, werde aufhören Frankreich zu seyn. Aber seine Feinde, die ihm Krieg bis zum Tode geschworen hatten, drängten ihn gewaltsam weiter; denn seine Erscheinung war ja die eines neuen Principis, welches gemordet werden mußte. Man zwang ihn Alles seyn zu wollen, weil man ihn zu Nichts machen wollte. Doch der Belagerungszustand des Kriegs aufgehoben, und Deutschland würde wieder Deutschland gewesen sein, nicht Frankreich; sein Nationalgeist war viel zu mächtig um unterdrückt werden zu können, und ich, der Fremde, habe ihm vertraut, während Ihr ängstlich und kleingläubig die rettende Gewalt als Despotismus und fremde Zwingherrschaft verschriekt. O hättet Ihr Deutschen, sonst so europäisch, so cosmopolitisch gesinnt, hier doch den höheren Standpunkt wählen können, stattdessen, welchen eine blinde, einseitige Exaltation Euch aufdrang. Mußtet Ihr die Restauration des alten Zustandes begünstigen? Doch Ihr büßt, Ihr leidet, die Augen gehen Euch endlich auf, aber zu spät!*

*Er versank in düstres Sinnen. Ich erkannte in der seinigen die Sprache aller Imperialisten, und sah, daß die Zeit, die kaum ein Jahrzehend hinter uns liegt, auf die wir dennoch fast zurückblicken wie auf die Geschichte der Griechen und Römer, in seiner Seele lebte, als wäre sie heute. Er sprang auf, empfahl sich mir und verließ mich. — Ich sah ihn nicht wieder. Denn als ich ihn ein paar Tage darauf aufsuchen wollte, hatte er Hamburg verlassen. —*

So weit der Brief meines Hamburger Freundes, sagte der Kaufmann, den die Gesellschaft schon ein paar mal bei dem Vortrag der Gesinnungen des Herrn von P. durch Beifallsbezeugungen unterbrochen hatte; jetzt werden Sie Herrn von P. selbst hören. Ich überspringe eine Einleitung, deren Inhalt Sie jetzt schon kennen, und beginne mit der Beschreibung seiner Forschungsreise, wie ich sie aus seinem Munde vernahm.



Seit einem halben Jahre schon befand ich mich auf dieser Reise eines vergeblichen Suchens, und tiefe Mutlosigkeit fing an mich zu ergreifen. Ich war ausgestiegen. Mein Wagen zog schwer und langsam einen Berg hinan. Es war einer jener trüben März tage, in denen das Wetter sich allmählig zu einer Veränderung vorbereitet, und die dadurch mehr an den Herbst, als an die Hoffnungen des Frühlings erinnern. Schwermüthig ging ich am Saum des Waldes, der den Bergweg einfaßte, der Fruchtlosigkeit meiner bisherigen Anstrengungen nachsinnend; und wie die Ansicht des Lebens überhaupt sich immer in die Farbe der Gefühle des Augenblicks kleidet, schien es mir werth- und sinnlos. Alles Erlebte, alles Erlittene trat vor mich; Schatten tauchten nieder, kamen und gingen, sagten: *Du hieltest uns für ewig und wir waren nur Träume.* Und ich fühlte dennoch, wie ihre geliebten Gestalten noch in meinem Herzen lebten; aber sie flohen dahin und wollten sich nicht halten lassen, und das Leben schien mir nur ein Schauspiel, was vorüber zieht unsre Seele zu erschüttern. Sonst fand ich Schutz vor der Verstimmung der eignen Brust am Busen der Natur, dem Spiegel der Gottheit, dem Bilde ewigen, muthigen Schaffens, unerschöpflicher Kraft. Heute war es als trüge sie andre Farben, die Farben der Wehmuth, der Trauer, nutzloser Klage über Vergangenes, Unabänderliches. Der Himmel war grau und düster; melancholisch lag er über dem Saum des Waldes, über der öden Trift mit ihren fahlen Halmen; die Winde schwiegen, kein Vogel regte sich. Meine Stimmung machte sich Luft in einem formlosen Gedichte, das ich, weil es diese Stimmung so ganz schildert, und ein wahres Kind des Augenblicks war, trotz seiner Formlosigkeit Ihnen mitzutheilen wage:

Giebt's Tage,  
 Wo Deine Spannkraft,  
 Mächt'ge Natur,  
 Nachläßt, und Wehmuth  
 Die Götterbrust  
 Fühlend beschleicht —  
 O so ist heute  
 Solcher Tage  
 Gewaltigster!  
 Denn Wolkendunkel  
 Trübet die Stirn Dir,  
 Und weiche Lüfte  
 Zeugen von Nerven-  
 Lösender Kraft,  
 Die still Dich durchschauert;  
 So stehst Du  
 Wie abgewendet,  
 Zu der Vergangenheit  
 Senkt sich Dein Blick;  
 Und leidenschaftlos  
 Zieht stummes Bedauern

Und zärtlichste Wehmuth  
Den Trauerflor  
Dir über die Seele,  
Und eine Pause  
In Deinem Schaffen  
Zeichnet der Ewige  
Ein in sein Buch. —  
Ich aber, ich wende  
Mich zu geliebten  
Verlorenen Gestalten,  
Und eine Thräne  
Verdunkelt den Blick. —

Es ist das Göttliche der Poesie, daß sie, ein Erguß unsrer Freuden wie unsrer Schmerzen, heilende Kraft für diese Schmerzen in sich trägt. Dennoch konnte mich diesmal mein Lied nicht stärken, nicht ermuthigen, nicht über die Stimmung wegheben, und schwermüthig sinnend brach ich gedankenlos Zweige von den dürren Buchen, und pflückte ihre winterlichen Knospen. Sie waren lang, spitzig und schmal, als schwebte sie keine freudige Hoffnung; ich streifte eine der kleinen braunen Hüllen ab; dennoch färbte sie unten, wo sie am Zweige festsaßen, ein leichtes grünes Pünktchen; vorsichtig zog ich eines der Kelchblätter nach dem andern ab, und kam endlich an das Innerste des Knöspchens. Da lag, gehüllt in die silberweiße Seide der feinen Fasern, welche die Blätter der Buchen umsäumen, von zarter Hand unnennbar fein gefältelt, in seiner vollkommenen, eigenthümlichen Gestalt, vom schönsten Grün der Hoffnung gefärbt, das Blättchen des Frühlings und der Erfüllung, wie das Kind im Schooße der Mutter. Und das war ein Knöspchen, und von diesen Knöspchen starrte der Wald, und gleich diesem alle Wälder. Da lag der Saame der Hoffnung, heilig gepflanzt im Schooße der schützenden Kraft, während unser Auge ihn nicht fand, und nur Tod sah, wo das süßeste Leben keimte; da bereitete sich Erfüllung auf das Schönste, das Wunderbarste, während wir ihre Blüthen, wie die grelle Erscheinung einer Nacht, in sinnloser Taschenspielerlei vom Baume zu pflücken forderten. O Vorsehung! rief ich, und sank in die Kniee, mein Gesicht verhüllend, über das heiße Thränen herab stürzten; o Vorsehung! —

Mit frischem Eifer nahm ich meine Forschungen wieder auf.

Aber sie blieben gleich fruchtlos. Wo sich eine Spur zeigte, wo in dem Dunkel der Ungewißheit ein lichter Faden der Ariadne schimmerte, war ich darauf zugestürzt, hatte ihn mit leidenschaftlicher Ungeduld verfolgt, hatte nichts gespart, nichts versäumt; und dennoch war jede dieser Spuren wieder im Dunkel verschwunden, war der Faden mir verloren gegangen, wie ein Nebelstreif, der nur aus der Ferne Zusammenhang hat, und der, wie man in seinen Raum tritt, dem Auge

---

entgeht. Neue Spuren boten sich nicht, und so schien ich von einer unerbittlichen Nothwendigkeit gezwungen, Bemühungen aufzugeben, die sich in der Weite des Lebens verloren. So sucht man auf Meeren nach den Trümmern eines Schiffes, welches ein geliebtes Wesen trug, um die letzte Erbschaft seines Andenkens zu sammeln, und kreuzt vielleicht zehnmal über der Tiefe hin, die es birgt, ohne es zu ahnen, weil die Wellen der Gegenwart darüber wegrauschen, und in ihrer lauten Bewegung keine Spur des theuern Gegenstandes mehr zeigen, der, geschieden von dem Lebendigen, unter ihnen in düstrer Tiefe modert, und kein Zeugniß seines einstigen Lebens mehr heraufsendet. Jetzt erst war mir mein Freund ganz todt.

Und dennoch! Der Tod schlägt Wunden, aber er hat eine heilende Kraft, weil er unwiderruflich ist, weil keine Appellation von seinem Spruche stattfindet, weil wir uns ihm unterwerfen, wie man sich dem Schicksal unterwirft; mit Schmerz, aber ohne Bitterkeit. So ist dem Menschen zu Muth, der seine Lieben um sich fallen sieht; der Deckel des Sarges wird geschlossen, die Gebete verhallen, die Grube wird zugeworfen, der Erde wiedergegeben, was ihr entnommen war; das Loos ist erfüllt, der Ring eines Schicksals ist geschlossen, mit der Rechnung unsrer Pflicht an dasselbe. Hier liegt etwas völlig Beendigtes vor uns, und von dem Abgeschlossenen wendet sich der Mensch, weil fernere Beschäftigung damit Stillstand wäre, und es keinen Stillstand in menschlichen Angelegenheiten giebt. Der Schmerz wird endlich Wehmuth, die Wunde heilt, die Lücke zieht sich sanft zu, das Lebendige ersetzt das Todte, die Narbe bleibt zum Zeichen der Erinnerung, aber sie schmerzt nicht mehr, denn auch der Schmerz ist ein Sohn des Lebens, und das Vergangene ist die Psyche, die aus diesem vorübergehenden Wechsel in die Weihe einer gereinigten, heiligenden Unsterblichkeit erhoben wird.

Dieses Loos aller irdischen Schmerzen, ach, es ward dem meinen nicht. Denn die Ungewißheit, in der hier alles blieb, die Ungewißheit, der schlimmste Feind der Ruhe des Menschen, breitete ihre ewig flatternden Schwingen aus, und die Stille, die eine vollendete Handlung mit sich führt, kam nicht in mein Gemüth. Immer und immer kehrte mein Geist wieder auf das zurück, was ich verlassen, was ich aufgeben wollte, was mich meine Vernunft aufgeben hieß, und Vernunft und Gefühl des Gewissens — denn auch das Gewissen hat seine Vernunft und sein Gefühl — stritten mit einander und konnten nicht einig werden. Fast hätte ich hier man verzeihe mir den Frevel — den Schatten meines Freundes anrufen mögen, die Ungewißheit zu enden, ein Räthsel zu lösen, was menschliche Bemühungen nicht ergründeten; aber wenn es Erscheinungen der Geister giebt, so sind sie doch wohl

---

nicht bestimmt, weltliche Ungewißheiten zu lösen; denn nie hat uns die Geschichte einzelner Menschen, oder die Geschichte der Welt, Begebenheiten erzählt, in denen diese Erscheinungen von wahrhaft entscheidendem Einflüsse gewesen wären; wenn ja einmal ein solches Bild erschien, so geschah es nicht um einen Knoten zu lösen, sondern es war nur das Vorzeichen einer Wirklichkeit, die später unabänderlich eintrat, und vorher schon ihr Spiegelbild in die Lüfte warf.

In dieser Stimmung befand ich mich in Bremen; das Corps, bei welchem mein Freund gestanden, hatte diese Stadt auf dem Zuge durch Norddeutschland berührt. Vergebens forschte ich, ob D— hier noch bei seinem Regiment gewesen; wenige erinnerten sich des Namens eines der Offiziere, niemand des seinigen. Hier fiel mir ein veraltetes französisches Zeitungsblatt in die Hände, welches den wiederholten Aufruf an die muthmaßlichen Erben des Obristlieutenant D— enthielt. Der letzte Termin welchen er bestimmte, war eben heute abgelaufen. Das Blatt entsank meiner Hand. Meine Bemühungen waren also umsonst gewesen.

Ich nahm es als einen Wink der Vorsehung, und beschloß den Rückweg anzutreten. Wie sehr sich auch mein Gefühl dagegen sträubte, ich sagte mir: wenn die Seele sich selbst in einen Kreis gebannt hatte, so werde dieser Kreis ihr endlich zum Zauberkreis, den sie gewaltsam brechen müsse, wenn sie sich von der Herrschaft einer Idee, die wohl zuletzt in Wahnsinn ausarten könne, befreien wolle; ich sagte mir, daß hier der Verstand entscheiden müsse, und nicht ein Gefühl, welches endlich zur Gewohnheitssache wird.

Die erste Empfindung wiedergewonnener Freiheit ist überschwengliches Glück, die zweite, sobald der Mensch diesen ideellen Rausch durchlebt hat, Leere und Alleinsein. Sie fingen an mich zu überwältigen, als ich, neben einem Landsmann und Bekannten sitzend, dem ich in Bremen begegnet war, in das Städtchen einfuhr, welches die letzte Station von da nach Hannover macht. Es war offen, ohne Thore, und verdiente kaum den Namen eines Fleckens; doch da jedem sein Nestchen die Welt ist, schien der Postillon, der hier zu Hause war, mit seinem dermaligen Auftreten besondere Ehre einlegen zu wollen. Er blies gewaltig in's Horn, daß alle Schönen des langweiligen Landstädtchens an die niedrigen Fenster stürzten, und im Sonnenlichte ihrer bewundernden Blicke fuhr er im Galopp in die Residenz seiner Wünsche ein. Aber dieses Sonnenlicht ward ihm zum Irrlicht, denn es blendete und verlockte seinen sonst so sichern Kutscherblick; indem er ihn triumphirend zu einem Dachfensterchen erhob, stieß der Wagen beim Umlenken an einen Eckstein; ein Rad lief ab, er stürzte krachend zur Seite.

Ich dachte wohl, daß das nicht gut ablaufen würde, rief mein Freund, als er sich von dem Stoß erholt hatte. Der verwünschte deutsche Brumbär! fuhr er nicht, als ob ihn eine französische Mutter geboren hätte, ohne französische Geschicklichkeit zu besitzen? Diese ungelinken, nordischen Naturen! Sie sind doch nicht verletzt?

Ich versicherte das Gegentheil und wir eilten dem Posthause zu, um von dort Hülfe zu senden. Leider aber war der Wagen sehr beschädigt, und es fand sich, daß die Reparatur von der gründlichsten Art sein müsse. Die kundigen Personen wurden an Ort und Stelle berufen, und eine weitläufige Consultation gab das traurige Resultat, daß die Wiederherstellung des Wagens zwar hier vorgenommen werden könne, daß sie aber wohl ein bis zwei Tage erfordern werde. Der Wagen war mein Eigenthum; ich hatte meinen treuen Diener, der sich nach der Heimath sehnte, weil sein Vater schwer erkrankt war, von Bremen aus zurückgeschickt; dieses Mißgeschick mußte mich also auch hier festhalten, wollte ich den Wagen mit all seinem Inhalt nicht der Post anvertrauen. Mein Freund fluchte über ein Unglück, welches uns an diesen elenden Ort banne, dann suchte er mich zu bewegen, mit einem andern Fuhrwerk nach Hannover zu fahren, wo wir uns doch unbezweifelt besser befinden würden, als hier, und den Wagen dahin nachkommen zu lassen. Er wunderte sich diesen glänzenden Einfall von mir nicht mit Entzücken begrüßt zu sehen. Mein voriger Ideengang, der durch die langweilige Weise von Bremen hierher nicht auf das Angenehmste, unterbrochen worden, war schon wieder über mich gekommen; ich fing an in diesem Vorfall eine Fügung des Himmels zu erblicken, welche vielleicht zu einer Entdeckung leiten könne. Ich bemerkte es ihm. *Grand Dieu, vous retomberez dans la manie des recherches!* brach er los, und fuhr nun in einem Strome von Beredsamkeit fort mir auseinander zu setzen, wie glücklich es für mich gewesen, ihm begegnet zu sein, der, wie er meinte, diese unselige Tendenz, einem eingebildeten Ziele auf unbekanntem Wegen nachzujagen, durch seinen heitern, französischen Sinn gebrochen; er stellte mir vor, wie nothwendig es für mich sei, nach Frankreich zurückzukehren, da ich in diesen verwünschten Norden, dem Land des Nebels und der Träume, schon halb zum Träumer geworden. Ich ließ ihn lächelnd reden. Wir hatten das Frühstück in der Poststube geendigt; ich verlangte einen Begleiter von der Wirthin, der mich zu den Autoritäten des Orts führen sollte.

Man nahm mich freundlich auf, vermochte aber nichts auf alle meine Fragen zu antworten. Keiner wußte von dem Aufenthalt, der Krankheit oder dem Tode eines französischen Offiziers, keiner von seiner Wittve oder Nachkommenschaft. Niemand kannte in der Gegend

ein Individuum, dessen Ursprung und Abkunft — die gewöhnlichen Bettler und Landstreicher ausgenommen — sich nicht nachweisen ließe. Dazu kam, daß die meisten der Autoritäten seit der französischen Occupation gewechselt, und erst Kinder der Restauration waren, also von den früheren Vorfällen nichts zu berichten wußten. Mein Begleiter triumphirte. Hoffentlich wird das der letzte schwache Rückfall Ihrer Krankheit gewesen sein, rief er, und nun, um sich gründlich zu kuriren, nach Hannover.

Sie wollen in die Stadt gehen, wenn alles die Stadt verläßt? Im Monat Mai, in der Blüthe des Frühlings? Sind Sie ein Engländer, der die Manie der Sonderbarkeiten, und mitunter der Verkehrtheiten hat? Sie, ein Franzose, wollen wider den Strom der Mode schwimmen? entgegnete ich ihm. — Sie versuchen mich mit meinen eignen Waffen zu bekämpfen, erwiderte er lachend, und ich freue mich zu sehen, daß Sie wieder scherzen; aber wissen Sie nicht mehr aus den Feenmärchen Ihrer Kindheit, daß die Waffen stumpf werden oder brechen, sobald man sie wider den brauchen will, der sie gab? So kommen Sie denn, nach Hannover!

Nein, mein Freund, erwiderte ich. Sie sind genug Franzose, um in raschem Anlauf alles erobern zu wollen, ich Deutscher genug, um Ihren Angriffen eine unzerstörbare Kaltblütigkeit entgegenzusetzen. Besinnen Sie sich, wie oft Sie mir von dem imperturbable sang froid des Allemands gesprochen haben.— *Peste soit de la nation, qui ne semble créc que pour nous chicaner!* rief er in französischer Lebhaftigkeit aus. — Ich bleibe, aber Sie können ja reisen und mich in Hannover erwarten, fuhr ich fort. — Nein, nein, erwiderte er; halten Sie mich für so unhöflich, daß Sie glauben, ich könnte Sie hier auf der Grenze der Haide verlassen, nachdem Sie die Güte hatten, mir einen Platz in ihrem Wagen zur Rückreise nach Paris anzubieten?

Ich bat ihn, sich keine Skrupel darüber zu machen, sagte ihm, wie er das Zartgefühl zu weit treibe, und daß er unterdessen in der Residenz Abentheuer suchen solle, während ich hier meine Stunden füllte, so gut es gehen wollte; daß wir uns unsere Bülletins einander mittheilen wollten, wenn ich dort wieder mit ihm zusammenträfe, daß diese Verschiedenheit unserer Reiseerfahrungen nur zu der Reichhaltigkeit unsres Lebens beitragen könne, und daß wir dann sehen wollten, wer den Sieg durch den Gehalt der seinigen davon trüge. In Städten, fuhr ich fort, ist alles gleichförmig, alles über einen Kamm geschoren, und eine Hauptstadt gleicht der andern; nur auf dem Lande findet man noch Manichfaltigkeit der Natur. — Man sollte glauben, unterbrach er mich, Sie sprächen von Salzburg oder Tyrol, mit seinen Bergen, seinen Seen, und seinem Nationalleben; nicht von den

Vorposten der Lüneburger Haide! — Die Natur ist im Frühling überall schön, denn der Frühling ist die Liebe des Jahres, die auch das unedelste Gesicht verschönt. — Das ist eine recht deutsche Phrase, lachte er; wahrlich, Sie vergessen hier Ihre Muttersprache. Wohin gehen Sie? — Ich will Ihnen einen Wagen nach Hannover bestellen. — Ihnen? Uns! — Ich gehe nicht. — Dann bleibe auch ich, und ich bitte Sie, sich nicht vergeblich zu bemühen. Umsonst versuchte ich ihn zu bewegen; es ward endlich beschlossen, daß wir beide bleiben wollten.

Nach einer Weile begann er wieder: Aber was werden Sie nun hier anfangen? Heute, morgen, vielleicht übermorgen, zählte er an den Fingern ab; denn selten halten die Leute hier zu Lande, was sie versprechen, vorzüglich wo es auf Geschwindigkeit ankömmt. Drei Tage! Wie sie ausfüllen? — Die Natur zu genießen und die Merkwürdigkeiten des Landes zu studiren. — Die Merkwürdigkeiten des Landes! rief er lachend aus; doch sich besinnend, setzte er ernsthafter hinzu: zwar haben unsere Waffen dieses Land beglänzt, aber keine bedeutende Affaire ist, so viel ich weiß, hier herum vorgefallen. — Sie denken nur an die neuere Geschichte, entgegnete ich ihm; ich aber liebe, wie Sie wissen, das Mittelalter, und — Ach ja, Sie sind ein Romantiker, wie Victor Hugo, fiel er ein, und die andern Farceurs seiner Schule. — Lassen wir das Gebiet der Poesie, auf dem wir uns nun einmal nie verstehen werden, erwiederte ich; aber Sie müssen mir gestehen, daß man, um die Geschichte vergangener Tage gern zu studiren, nur ein Mensch mit gesundem Verstande, nicht Romantiker, zu sein braucht. So weiß ich denn schon, daß dieser Ort, Neustadt am Rübenberge genannt — Am Rübenberge, fiel er mir lachend ein, am Rübenberge! Ein schöner Name! *O ces bons Allemands!* — Daß er, fuhr ich, ohne mich stören zu lassen, fort, nur von der unpoetischen Nachwelt zum Rübenberge gestempelt ward, und ursprünglich den interessanten Namen Räuberberg führte, plattdeutsch Rüber, der von einer berüchtigten Bande herrührte, welche lange in dieser Gegend gehauset hat, und wohl mächtig genug gewesen sein muß, da sie den Herzogen des Landes unter ihren Fenstern trotz bot. Denn daß diese Herzoge ihren Sommersitz in früherer Zeit hier aufgeschlagen hatten, beweist Ihnen jenes Schloß auf der Anhöhe dort. — Sie sind sehr gelehrt, erwiederte er, und haben unbegreiflich schnell Zeit gefunden, sich belehren zu lassen; nur wäre es im Traume nicht eingefallen, daß ich hier in einer Residenz sitze, auf klassischem Boden wandle, und aus den engen Fenstern dieses Wirthshauses das Versailles der alten Fürsten des Landes überschaue; noch weniger, daß sich hier ein Berg befindet, wo ich, in der flachsten aller Gegenden, kaum einen Maulwurfshaufen von Wall entdecken kann. — Alles in der Welt ist relativ, entgegnete ich; die alte Bemerkung, so sehr sie auch zum

---

Gemeinplätze geworden, wird uns noch täglich aufgedrungen. — Der Gemeinplatz verursachte, wie Gemeinplätze das oft zu thun pflegen, eine Pause in unserer Unterredung. Denn sie verstopfen uns durch ihre ärgerliche Allgemeinheit den Mund; wir wissen nicht, wo wir sie fassen und bekämpfen sollen, und finden während der Überlegung, daß es gar nicht der Mühe werth, unsere Waffen an ihrer nichts sagenden Breite abzustumpfen; so lassen wir uns den alten Tyrannen über den Hals kommen, wie er es schon oft that, und ergeben uns aus Langerweile, aus Gewohnheit.

Nach einigen Minuten hub mein Begleiter wieder an: Womit also werden Sie den heutigen Tag ausfüllen? Bedenken Sie, es ist der erste von dreien. Drei Tage, welch' imposante Zahl, wenn man sich langweilt! Wollen Sie Betrachtungen über das alte Schloß, den Räuberberg und die Ritterzeiten anstellen? — Nein, erwiderte ich, ich lade Sie zu einem Spaziergang ein; wir wollen die Wiege eines berühmten deutschen Dichters besuchen. — Was Sie hier noch alles für Merkwürdigkeiten ausfindig machen werden! Wie? Hans Sachs ist doch nicht hier geboren? Die Stadt sieht wohl so aus, als ob sie Schuster erzeugen könnte, doch nur solche, die bei ihrem Leisten bleiben; aber das that ja der ehrliche Hans Sachs am Ende doch auch wohl in allen Ehren. Oder Geßner? Nein, der war ein Schweizer, so viel ich mich erinnere; ich kenne sonst keinen deutschen Dichter, denn Herr von Göthe kann es nicht sein, er ist ein Frankfurter. — Hölty, sagte ich.<sup>2</sup> — Ich kenne ihn nicht. Rechnen Sie ihn zu den Klassikern? — Er ist ein Dichter vom zweiten Range. — Und hier geboren, hier? Hat ihn der Rübenberg begeistert? — Eine Stunde von hier. — Und erfuhren Sie das eben, jetzt? — Ich ließ mir ein Verzeichniß der Ortschaften vorlegen, die zu der hiesigen Jurisdiction gehören, und las darin den Namen Mariensee, der mir als des Dichters Geburtsort bekannt war. Niemand aber kannte ihn hier als solchen, nur ein Zufall bewies mir seine Identität. — Der Prophet gilt am wenigsten in seinem Vaterlande, fiel mein Begleiter ein. — Vielleicht eben darum, sagte ich, weil er ein Cosmopolit ist. — Also ein Spaziergang nach Mariensee! ein schöner Name. Ist es möglich, daß dieses Land einen solchen neben dem Rübenberge aufzubringen vermochte? Mariensee! ein italienischer Name, *Lago della Sta. Maria!* Wir wollen sehen, ob der Ort dem Namen entspricht. Wie belesen Sie aber in den deutschen Schriftstellern sind! Führt die Staël diesen in ihrem *Deutschland* an, das ich, beiläufig gefügt, nie gelesen habe; denn wie konnte sich eine französische Feder dazu herabwürdigen? Auch ist die Staël nicht ächt französisch — nennt sie ihn? Ich mache hier, fuhr

---

<sup>2</sup> Ludwig Christoph Heinrich Hölty (\* 21. Dezember 1748 in Mariensee; † 1. September 1776 in Hannover) war ein volkstümlicher Dichter im Umfeld des Hainbunds. – Adelheid Reinbolds verarmte elterliche Familie lebte ab 1808 im Klostergut Mariensee.



---

er fort, große Fortschritte in der Literaturgeschichte neuerer Zeiten. Le Hölty! —

Wir traten unsere Wanderschaft an. Der Weg war öde und baumlos, die Sonne des Frühlings stach über unsern Häuptern; endlich erreichten wir, am Ufer der Leine, des eigenthümlichen Flusses des Königreichs, ein elendes Dorf, mit Lehmhütten und Strohdächern, die fast bis zur Erde reichten; doch machte der Fluß hier nur eine augenblickliche Erscheinung, und wir mußten seine kühlen Ufer bald wieder verlassen. Aber jenseits des Dorfes fing der Weg an freundlicher zu werden; einzelne Waldgruppen schmückten die Gegend, dann und wann erquickte uns der Schatten frisch grünender Buchen, und unser Gespräch über Preßfreiheit und Preßgesetze löste sich endlich in ein behagliches, contemplatives Schweigen auf.

Sagen Sie mir, fragte mein Begleiter nach einer Weile, was fesselt Sie denn eigentlich so sehr an das Andenken dieses D—? Sind Sie mit ihm verwandt? Nicht daß ich wüßte! Jugendgefährten, Schulkameraden? Unmöglich! Er war ja viel älter als Sie, und darum ist mir diese innige Freundschaft, welche die Todten nicht verlassen kann, eigentlich ein Räthsel. — Wir waren Kameraden im russischen Feldzuge. — Das Loos theilen Sie mit vielen! — Wir waren zusammen bei dem Übergang über die Berezina; er hat mir das Leben gerettet. — O Gott, rief er aus, dieser furchtbare Übergang, auf ewig denkwürdig in unsern Annalen!<sup>3</sup> Erzählen Sie mir das! —

Ich sammelte meine Gedanken, unwillkührlich hielt ich die Hand einen Augenblick vor die Stirn — das Andenken war noch immer furchtbar. Er sah mich mitleidig an. Es war am sechsundzwanzigsten November, begann ich nach einer kurzen Pause. Die Brücke ward über den Fluß geschlagen, die Brücke, die schon einmal von dem reißenden Strome wieder fortgerissen worden war. Die heldenmüthigen Anstrengungen unsrer Pontonniers hatten dem furchtbaren Elemente Trotz geboten, und bis an den Mund im Wasser, oft zerschnitten von den Eisschollen, die der Fluß heranzuführte, bauten sie die Brücke der Rettung und des Verderbens. Ihre Hingebung war gränzenlos, bewundernswürdig, unbegreiflich; aber das Unglück war schon so tief in unserer Brust, daß keine Handlung der heldenmüthigsten Anstrengung uns mehr zu begeistern vermochte; wir hatten zu furchtbar gelitten, und seit einer Stunde gab sich alles der Verzweiflung hin; denn selbst der Stärkste unter uns, so ging ein schreckliches

---

<sup>3</sup> Die Schlacht an der Beresina nennt man die Kämpfe beim Rückzug der Armee Napoleons vor den Truppen des Zaren Alexander I. über die Beresina am 26. bis 28. November 1812. Schlachtentscheidend war der hier geschilderte mehrmalige Bruch der Pontonbrücken.

---

Gerücht, habe uns aufgegeben; man hätte, hieß es, den Kaiser in seinem Zelte sitzen sehen, stumm, schweigend, blaß, mit gekreuzten Armen, während große Thränen langsam über seine Wangen herabgerollt wären. Das Maaß des Elends schien voll, da der Gott unserer Kraft uns aufgab, und viele meiner unglücklichen Gefährten wendeten ihre Waffen wider sich selbst, und zersprengten sich das Gehirn. — Endlich war die Brücke vollendet, und der Übergang begann. Mit grausamer Strenge mußten diejenigen zurück getrieben werden, welche sich wider den Willen der Befehlshaber ordnungslos über dieselbe drangen wollten. Die Infanterie passirte zuerst, dann die Artillerie und die Bagagen. Unter ihrer Last zerbrach die Brücke.

Doch wozu ihnen ausmalen, was Sie wissen, und was mich nicht erfreut zu erzählen. Es giebt ein Maaß des Unglücks, welches wohlthuend in der Erinnerung wirkt, weil wir es überwunden haben, und das behagliche Gefühl dessen empfinden, der am warmen Kamin den Herbstwind brausen hört, welcher die letzten Blätter von den Bäumen schüttelt. Aber dieses Unglück ist zu entsetzlich, zu grausenhaft zu so wohlthuendem Eindruck; es zerreißt selbst noch in der Erinnerung. Sie wissen, daß eine zweite Brücke erbaut worden war, aber eng und schmal, ohne Rand und Geländer, nur als Aushülfe für den Fall der Noth. Eine furchtbare retrograde Bewegung that den am Ufer Harrenden, und den Unglücklichen, die sich schon auf der großen Brücke befanden, den Bruch derselben kund. Zahllose Opfer wurden zertreten, erdrückt, und die Masse der Nachzügler und Verwundeten stürzte sich auf die andere Brücke; schonungslos ward vernichtet, was ihnen im Wege stand. Aber diese Brücke wurde bald übervoll bis zum Entsetzen, und gleich überbrausenden Wellen stürzte die Fluth der Unglücklichen in den Fluß hinab, wenn sich die Masse auf der Brücke stopfte und drängte. Unten kämpften unter andern Opfern unglückliche Frauen mit den Wogen, ihre Kinder hoch empor haltend, um sie vom Ertrinken zu retten, sie vor den schneidenden Eisschollen zu bewahren. Ich sah einen jungen Artilleristen hinabspringen, um eine arme Mutter zu retten, die sich mit zwei Kindern in einen Kahn geworfen hatte, welchen eine Eisscholle umstürzte. Der Kanonier rettete eins der Kinder, und pflegte die Waise wie seinen Sohn.

Und das, unterbrach mich mein Begleiter, das sind Sie, und der Artillerist — doch nicht möglich, wie könnte Oberstlieutenant D— damals erst Kanonier gewesen sein? Und das Alter trifft ja auch nicht zu; Sie sind ja nicht so jung. Wer war der Kanonier? Lebt er noch?

Ich weiß es nicht, weiß auch nicht, ob der heldenmüthige Jüngling mit seinem Pflegling das Glück gehabt hat, Frankreichs Boden zu erreichen. Wie erhaben scheinen uns die unbekanntes Thaten solcher

Aufopferung bei so namenlosem Leiden! Niemand kennt den ganzen Adel der menschlichen Natur, der diesen furchtbaren Feldzug nicht mitgemacht hat. — Und Sie? — Ich lag vor der Brücke, unfähig mich zu rühren, zertreten von den Füßen der Vorübergehenden. Mein rechtes Knie war zerschmettert. Rings um mich weinten junge Verwundete, Conscribirte der letzten Aushebung. Die Helden wurden in ihrer Hüfslosigkeit wieder zu Kindern, und riefen nach ihren Müttern. Ich verhüllte mein Gesicht und schwieg. Plötzlich fuhr ich auf, von einem Pferdehuf schmerzlich getroffen; ein durchdringender Schrei entfuhr mir; ich sah einen Schlitten an mir vorbei fahren, andre folgten; ich war im Begriff das Gesicht wieder in den Mantel zu verbergen, und mich in mein Schicksal zu ergeben, als ich in ein mir menschlich zugewandtes Auge blickte. Es war das Gesicht des Oberstlieutenants D—. Ich streckte ihm meine Hand hin, zum Zeichen des Abschieds. Großer Gott! rief er aus, den durch Leiden Entstellten nun erst vollkommen erkennend; er hob mich auf und legte mich auf einen Schlitten, vor den er sich selbst spannte; so betraten wir die Brücke. Thränen stürzten aus meinen Augen, ich wollte sprechen; ich hatte keine Worte, und sank in den Schlitten zurück. Doch bald wurden die Schmerzen, welche mir die Stöße desselben verursachten, so heftig, daß ich den Oberstlieutenant um Gottes willen bat, mich meinem Schicksal zu überlassen. Er aber fand bei der eignen furchtbaren Anstrengung, selbst der Ohnmacht nahe, noch Worte mich zu stärken, zu erheben, noch Zeit mir dann und wann einige Tropfen Branntweins aus seiner Feldflasche in den Mund zu gießen. Wir erreichten das andere Ufer; auch hier verließ mich mein großmüthiger Retter nicht, und auf dem ganzen Rückwege —

Ein leichter Schrei unterbrach mich, ich sah mich um. Auf einem kleinen Hügel am Wege saß ein Knabe, im Schatten einer Buche. Um ihn her weideten einige Ziegen, während eine andere, einzeln auf dem Gipfel des Hügels stehend, zierlich und leicht die zartesten Zweige der grünenden Büsche abriß, und sich dabei scheu und neugierig nach uns umsah. Der Knabe trug einen einst weißen Kittel, der auf der Brust nachlässig schloß, und um die Hüften mit einem Stricke gegürtet war; neben ihm lag ein brauner Filzhut, mit breitem Rande; er saß ängstlich lauschend vorgebeugt, seine großen braunen Augen waren weit geöffnet, sein dunkles Haar fiel in langen Locken über sein malerisches Gesicht. Unwillkürlich stand ich still, betroffen von seinem Anblick. Er schien meinen Blick kaum zu bemerken; noch immer saß er mit langgestrecktem Halse, mit weitgeöffneten, fast starren Augen, lauschend da, als hätte ein seltsamer Ton fremder Welten sein Ohr berührt, dessen Nachklang er noch vernähme, oder sich bemühte zu vernehmen; endlich aber sank sein Blick, es war als komme er aus

einer Art Verzückung zu sich, er schüttelte sich, als wolle er eine mächtige Täuschung abschütteln, und schien uns jetzt erst deutlich zu bemerken, *Qu'est ce qu'il nous veut, ce petit drôle là?* fragte mein Begleiter, gleich mir von dieser seltsamen Erscheinung betroffen. Doch verstand er die Kunst sich alle außerordentlichen Ereignisse auf das Gewöhnlichste auszulegen, und so fügte er bald, weiter gehend, hinzu, es scheint: man kennt hier nichts als Bauernkittel, und eine Pariser Mode ist hier so auffallend, wie es nur in den Straßen von London ein indianisches Costüm sein könnte. Der Knabe hatte seinen starren Blick wieder angenommen, der sich jedoch allmählig in tiefes Sinnen auflösen schien. Ich glaube er ist wahnsinnig, fuhr mein Begleiter fort. Wir gingen weiter. Ich bemerkte auf einmal, daß ich eine Weile geschwiegen haben mußte, denn mein Freund schloß seine Rede, deren Anfang ich mich nicht erinnerte gehört zu haben, mit den Worten: Wie? Antworten Sie mir doch, was sagen Sie dazu? Ich gestand, daß ich zerstreut gewesen und nicht wisse, wovon er gesprochen. Da haben wir's, sagte er verdrüsslich; die deutsche Luft steckt an! Nebel und Träume, Träume und Nebel. *C'est une triste chose, que l'idéologie!* Sie waren sonst ein so guter Gesellschafter! Ich bitte Sie, kehren Sie nach Frankreich zurück, und das so schnell wie möglich, ehe Sie vollends verrosteten. Verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, aber ich muß gestehen, ich habe Sie anders gekannt, und bedauere zu tief Sie so wieder zu finden, um es Ihnen verbergen zu können. Doch, woran dachten Sie? — An den kleinen Ziegenhirten. — Wie? Aber wahrhaftig, da ist der wahnsinnige Kleine schon wieder! — Ich sah mich um, er folgte uns in einiger Entfernung. Sein Gesicht war wie in Verzückung, er schlich leise und behutsam, als fürchte er bemerkt zu werden, oder als störe ihn das Geräusch seiner eigenen Tritte.

Es ist ein kleiner Bettler, fuhr mein Freund fort, und vermuthlich ist er stumm, oder zu furchtsam um etwas zu bitten. Hier, Kind, rief er auf deutsch, sich nach dem Kleinen umsehend, hier hast du was! Sieh zu, da! Er warf ihm ein Silberstückchen hin. Auf dem Gesicht des Knaben verbreitete sich der Ausdruck einer unangenehmen Enttäuschung. Er schien das Geldstück nicht zu bemerken und kehrte langsam um. Hier ist Geld, da liegt's! rief ihm mein Freund abermals zu. Der Knabe sah sich noch einmal um, der Zauber seiner Begeisterung war entfliegen, ein Gefühl schmerzlichen Mißbehagens drückte sich auf seinem Gesichte aus, er wandte es ab und ging zu seinen Ziegen zurück. *Bête!* rief mein Begleiter; *mais je crois réellement qu'il est offensé. Il est fier, celui-là; ce n'est pas un mendiant ordinaire.*

Wir setzten unsern Weg fort; er führte durch einzelne schöne Waldparthieen, die sich aus feuchtem Rasen erhoben, bis sich das Holz in einen Halbkreis ausbreitete, und in der Mitte ein großes Plateau frei ließ, auf dem ein stattliches Schloß thronte. Wir glaubten irre gegangen zu sein, und mein Freund wünschte sich schon Glück, und prophezeihte uns ein Abenteuer; eine *belle châtelaine* werde uns gastlich aufnehmen, ein zartes Burgfräulein uns bewillkommen; er malte sich dieses Glück immer reizender aus, und wunderte sich, daß mein romantischer Sinn nicht Theil an dieser Schwärmerei nähme, die ja sehr bald zur Wirklichkeit werden könne. Sagen Sie mir, wie heißt das Schloß dort? fragte er einen vorübergehenden Landmann, und freute sich im voraus des barbarischen Namens, welchen er hören werde; zu seinem Erstaunen vernahm er aber keinen andern als: Mariensee, und auf unsere Frage, wer das Schloß bewohne, antwortete der Mann, das sei ja das Kloster; ob wir denn nie in hiesiger Gegend gewesen wären? — ein Franzose kann nicht verwunderter fragen, ob man Paris nicht gesehen habe — und darin wohnten die Klosterschwestern, mit der Frau Äbtissin. Wie? ein Kloster? rief mein Landsmann. Wir sind in die romantischen Zeiten des Mittelalters versetzt, und kommen vielleicht grade zu rechter Zeit, um eine Novize, deren Unglück nichts gleich kömmt als ihre Schönheit, von der Einkleidung zu retten. Ich belehrte ihn lächelnd über die Natur der protestantischen Klöster und Stifter; er fand diese Art Institut sehr langweilig und prosaisch. Bald darauf kehrten wir in dem Wirthshause eines schlechten Dörfchens ein, was sich hinter dem Kloster, wie in seinem Schutz, angebaut hatte. Nachdem wir die Ehrenschild der Reisenden bezahlt, und hier, wo sich, außer Bier und Branntwein, nur Milch zur Erfrischung vorfand, etwas zu trinken verlangt hatten, forderten wir einen Führer, uns Hölty's Haus zu zeigen. Aber keiner kannte dieses Haus; einen solchen Namen gäbe es nicht im Dorfe. Kennst du einen Einwohner, der Hölty heißt? fragte der Wirth seine Frau. Sie versicherte, sie wisse von keinem solchen. Ich sagte ihnen, daß vor langen Jahren ein Prediger hier im Orte gewesen, der Hölty geheißen, und daß wir sein Haus zu sehen wünschten. Der Wirth schien erstaunt, daß wir Fremden die Geschichte des Dorfes besser kannten als er, und meinte, das wäre denn wohl des Herrn Pastors Haus gewesen, das könne er uns leicht zeigen.

Wir hatten das Haus bald erreicht; sein Herr war abwesend; unser Führer wandte sich an des Predigers Frau, die ihn auch gleich verstand; denn Hölty ist der Stolz der Geistlichen des Landes, welche noch größern Theil an diesem Dichter zu haben glauben, als seine übrigen Bewohner. Die Predigers Frau war daher sehr bereit, uns ihre Wohnung zu zeigen. Hölty's Zimmer wußte sie uns jedoch nicht anzugeben; aber im Garten, sagte sie, befinde sich noch eine Bank, die seinen Namen

führe, auf welcher er häufig gedichtet. Wir gingen dahin. Die Localität enthielt aber durchaus nichts von den Naturschönheiten, die der Dichter so gern beschrieb. Der Fels, der bemooste Stein waren unsichtbar; der Garten war schattenlos, nur einige mager belaubte Obstbäume schützten vor dem Strahl der Sonne, die im Westen sank; ein paar Blumenbeete, Rübenfelder, Kartoffeln, alle Arten Küchengewächse umgaben die engen Wege; auf der einen Seite ging die Aussicht auf eine sumpfige Wiese, auf der andern war der Blick durch die Klosterkirche und die Lehmhütten des Dorfes beschränkt. Fast hätte man glauben sollen, der Dichter sei hier durch den Contrast begeistert worden, denn der Ort hatte nichts Belebendes, und durchaus keine Art von Charakter, als den der Nichtigkeit. Dennoch stand ich mit Verehrung vor dem kleinen Bänkchen, welches so viele der großen Gefühle und Gedanken eines ausgezeichneten Geistes hatte keimen und aufblühen sehen, bis mich mein Freund mit dem Ausruf: Pardieu das Grabmal des Virgil ist mir lieber! aus meiner Träumerei weckte. Doch schnell wandte er sich um, besorgt, daß die Hausfrau, welche noch neben uns stand, etwas von der Ausrufung verstanden haben möchte, und ergoß sich, so gut es in seinem holprigen Deutsch gehen wollte, in Lobeserhebungen über die Annehmlichkeit und den eigenthümlichen Charakter des Orts, und das Interesse, welches der Name eines großen Mannes daran knüpfte. Die Predigersfrau schien ihn nur halb zu verstehen, und antwortete einige kurze, trockne Worte, worauf mein Freund mit vielem Eifer bemerkte, daß, wie angenehm man sich hier auch befinde, wir dennoch an den Rückweg denken mußten, weil die Sonne untergegangen sei. Wir empfahlen uns der dienstfertigen Frau und traten vor die Thür des Predigerhauses. Hier, auf dem Rasen des Kirchplatzes, wo zwei Linden wie Pförtner vor der Kirchthür standen, spielte ein Trupp Schulkinder Soldaten, und erfreute sich des Feierabends. Einige hatten ihre Bücher noch unter dem Arme, andre trugen ihre Schiefertafeln an einem Bindfaden über dem Rücken; allen voran zog ein kleiner Trommelschläger, mit einer Kindertrommel vom Jahrmarkt, die einst bunt gewesen, und hinter ihm, an der Spitze des kleinen, ziemlich regelmäßig exercirten Haufens, ging, ihn commandirend, ein Knabe, den ich sogleich für den kleinen Ziegenhirten erkannte. Aber es war nicht dasselbe sinnende, schwermüthige Auge; seine Blicke leuchteten, er sah gebieterisch um sich, im stolzen Gefühl seiner Würde. Halt! rief er dem Trupp eben zu. Das Gewehr in Arm! Präsentirt das Gewehr! Legt an! Feuer! — Die Kleinen riefen jeder sein Puff aus vollem Halse, so daß der Lärm allenfalls einer Art von Salve glich. En avant, marchons! rief der Ziegenhirt, sobald der Lärm verhallt war, und der ganze Trupp setzte sich mit gefälltem Bajonett in Marsch. Ist der Knabe ein Franzose? fragte ich den Wirth mit bebender Stimme. — Der? Bewahre! Er hat nur

---

so ein paar französische Brocken aufgeschnappt. Es ist eine Waise; er wohnt hier im Dorf bei seiner alten Großmutter und nährt sich mit Viehhüten und Besenbinden.

Diese Worte übergossen meine auflodernde Gluth mit einem Strom kalten Wassers. Dennoch fiel mir die Angabe, daß er eine Waise sei, nach kurzer Überlegung seltsam auf. Und wer waren seine Ältern? fuhr ich fort. Die Tochter der alten Lise, bei der er wohnt, war seine Mutter; sie soll schon vor mehren Jahren gestorben seyn. — Und der Vater? — Wer weiß, wer das gewesen ist. Das Kind mag wohl so beither auf die Welt gekommen seyn.

Ich ging tiefsinnig weiter. Mein Freund trieb zur Eile; es fing bereits an, dunkel zu werden, und auf Mondenschein war nicht zu hoffen. Der Wirth meinte, wir sollten doch lieber die Nacht hier bleiben, er könne uns ein gutes Bett bieten, und mit dem Abendbrote nähmen wir wohl einmal vorlieb. Es sei schon spät, die Nacht brähe ein; es wäre in hiesiger Gegend gar leicht sich zu verirren, weil nirgends ein Berg, nach dem man sich richten könne, und alle Gegenstände der Landschaft gleichsam in die Erde kröchen. Es gehe den besten Boten hier so, daß sie oft nach einem Dorfe kamen, wenn sie in einem andern anzulangen meinten; ja sogar bei Tage habe man Beispiele von solchen Verirrungen ganzer, über Land gehender Gesellschaften gehabt, und Nachts gebe es, außer der Dunkelheit, die keines Menschen Freund sei, nun gar noch Irrlichter, die den Leuten einen Schabernack anthäten. Zwar glaubten die vornehmen Leute nicht daran; es sei aber doch wahr, und er habe selbst mehrere Male welche gesehen, wenn er spät Abends heimgekehrt; ja einmal sei es so arg gewesen, daß die Pferde scheu geworden, und mit dem Wagen vom rechten Wege ab in Sumpf und Moor gerannt wären. Zudem wäre es auch im Walde bei Nachtzeit wegen der wilden Schweine nicht sicher, und die Wildwächter hätten die ganze Nacht zu thun. Kurz, der Wirth verstand, wiewohl er in diesem entfernten Winkel der Erde wohnte, die Rhetorik seines Handwerks so gut wie ein anderer, und ich sagte, zu meinem Freunde gewendet, ich hoffte demzufolge, er werde auch noch andere Wirthstugenden besitzen; wir wollten es darauf wagen, sie zu untersuchen. Mein Begleiter willigte ein; müde von des Tages Last und Hitze erwartete er in dem kleinen Städtchen nichts Besseres. Der Wirth fragte hoch erfreut, was wir zum Abendessen wünschten. — Als ob wir in einer Londoner Taverne wären! rief B. verdrießlich, zu mir gewendet. Was Sie haben; oder — geben Sie uns einen Salat und Eyer. — Man weiß, daß in Frankreich Salat das Einfachste ist, was man fordern kann; dennoch schien gerade dieses Begehren die heitere Stirn des Wirthes etwas zu trüben. — Nun, haben Sie das nicht einmal, fuhr B. auf, und laden uns ein hier zu soupiren?

— Wir wollen's schon machen, Sie sollen bedient werden, versetzte der geschmeidige Wirth; er schickte gleich in das Kloster, von der Frau Äbtissin eine Tasse voll feinen Öls und eine voll Essig zu leihen, weil zwei fremde Herren bei ihm logirten, die einen Salat essen wollten; ein ungewöhnliches Ereigniß, welches ein Gegenstand manichfaltiger Vermuthungen für die Haushälterin und Kammerfrau der Äbtissin — denn sie war beides in einer Person — und, wie viele behaupten wollen, auch für die Frau Äbtissin selbst geworden seyn soll. Genug, der Salat erschien in schönster Form, und erfrischte die hungrigen und erhitzten Reisenden, die bald darauf in den hoch aufgethürmten Federbetten eine Ruhe suchten, die ihnen eben diese Federn und ein Schwarm eingedrungener Mücken zu versagen strebten. Mein Freund schlief endlich unter Flüchen ein; ich aber stand, von unerträglicher Hitze getrieben, noch einmal auf, und trat an das Fenster. Das Licht war in den kleinen Bauerhütten erloschen, die Sterne blickten ungestört in ihrer funkelnden Pracht auf sie herab. So unangenehm ganz flache Gegenden bei Tage erscheinen, so lieblich ist ihr Bild oft bei Nacht, wenn der Himmel sein großes Zelt über sie spannt, welches, durch keinen irdischen Gegenstand unterbrochen, die Sterne vor uns auf- und untergehen läßt. Die tiefe Stille der Natur ward nur durch das ferne, fast melodische Geschrei der Frösche aus Sümpfen und Teichen gestört. Ich legte mich zur Ruhe, und schlief endlich ein, aber unruhige Träume verfolgten mich, die zuletzt, nach allerlei verwirrten Erscheinungen, mit dem Übergang über die Berezina endigten, der in all seinen Schrecken vor mich trat. Die schauerhafte Scene schloß der Blick meines theuern D—, der, mitleidig über mich gebeugt, wie damals ausrief: Grand Dieu! — Sein Blick weckte mich. Es war der Strahl der Sonne, die durch das Fenster, dessen Vorhang ich offen gelassen, gerade auf mein Bett schien; ich selbst lag in kaltem Angstschweiß da. Ich richtete mich auf, ein kühler Luftzug strömte mir entgegen; das Fenster, in der Dunkelheit der Nacht schlecht von mir geschlossen, stand auf, das Zimmer war von der Morgenluft erkältet. Mich überlief ein Fieberfrost, meine alten Wunden schmerzten; deswegen hatte ich von der Berezina und Rußlands Winter geträumt! Ich verließ das kalte, feuchte Lager, kleidete mich an und versuchte im Freien wärmere Luft zu finden. Etwas einem Garten ähnliches war nicht an dem Hause; ich ging auf das Feld, von da in den Wald und so weiter, anfangs um mich durch die rasche Bewegung zu erwärmen, dann hingerissen von der Schönheit des Morgens. Die Sonne stieg in glänzender Pracht am Himmel empor, Thautropfen funkelten an allen Grasspitzen; der Buchenwald stand in voller Blätterpracht, jung, reich, grün, hoffnungsvoll —; das waren die Blätter, die ich von schützender Hand in der Knospe gefaltet gesehen hatte, als noch kein Auge ihre verborgene Gegenwart ahnete. Diese Hoffnung hatte sich erfüllt, denn



ewig kehrt ja der Frühling wieder. Aber meine Hoffnung? Und sollte sie sich nicht auch erfüllen können? Ich vertiefte mich unter diesen Betrachtungen mehr und mehr in den Wald; die Blumen des Grases beugten sich unter meinen Tritten, die Bäume strömten Frühlingsduft aus, die Vögel erwachten und flogen geschäftig von Zweig zu Zweig, der Specht, der emsige Holzhauer, ließ das Hacken seines Schnabels durch den Wald schallen, und die Nachtigall begrüßte in flötenden Hymnen den jungen Morgen. Aber durch dieses Concert der erwachenden Natur tönte noch eine Stimme, die mich mehr ergriff als alle diese, die Stimme des Herrn dieser Schöpfung. Aus der Ferne schallte ein Morgenlied zu mir herüber, von einem reinen, jugendlich süßen Discant gesungen; ich ging dem Tone nach, war ihm aber schon ziemlich nah, ohne den Sänger oder die Sängerin entdecken zu können. Doch schien das Lied keine Hymne, denn es sank mit schwermüthigem Falle, gleich den alten französischen Romanzen. Ich trat näher und näher — wie ward mir, ich hörte französische Worte! —

Einen Augenblick dachte ich, mein Freund habe gleich mir einen Spaziergang unternommen; dann fiel mir ein, ich müsse in diesem Falle ja statt des Discants einen Baß gehört haben, und ich würde über mich gelacht haben, wenn ich Zeit dazu gefunden hätte. Mein nächster Gedanke war: der kleine Ziegenhirt; ich hoffte, wagte kaum ihn zu denken; leise, zitternd näherte ich mich dem Busche, aus dem die Töne hervorgingen; ich erreichte ihn unbemerkt. —

Am Fuße einer Eiche, auf wallendem, feinem Grase saß der Knabe, sein Hut war auf einen blühenden Rosenstrauch gehängt, seine dunklen Locken beschatteten sein Gesicht; Birkenreiser lagen um ihn zerstreut, er band Besen, und sang dazu sein Lied; aber welcher Zauber in dieser Stimme, in diesem Blick, in dem Ausdruck, den er in seine Töne legte! Das Lied fing in einer muthigen Weise an, und er begnügte sich die ersten marschähnlichen Passagen ohne Worte zu singen, bis er an einen fast wilden Ausbruch des Muthes kam; hier faßte er die kriegerische Melodie in die Worte: *en avant, marchons!* Sein Haupt erhob sich, seine Augen strahlten, indem er sie aussprach, sein Haar fiel zurück und entdeckte die schönste Stirn; er glich einer Statue des Knaben Mars, die ich einmal, ich weiß nicht mehr wo, gesehen; doch bald sank seine Stirn wieder, die Melodie wurde allmählig ernster, düstrer, schwermüthig monoton, als habe sie eine Geschichte des Leidens zu erzählen; die Blicke des Knaben suchten den Boden, bis die Weise wieder in den Ausdruck schmerzlicher Wehmuth übergang, den er endlich, ihre unartikulirten Töne wieder verlassend, mit dem unnennbar sehnend und wehmüthig ausgesprochenen Worten schloß: *ô ma patrie!*

---

Ich hielt mich nicht mehr, ich stürzte vor, ich sank zu ihm auf das Gras — o Gott, mein Kind, Du bist ein Franzose, rief ich in höchster Bewegung; Du bist's, Du bist's! Sage mir, sprich, rede, ich bitte, ich beschwöre Dich, wer bist Du?

Er erschrak vor der plötzlichen Erscheinung; doch kaum hatte ich ihn auf französisch angeredet, als er sich zu besinnen und mich zu erkennen schien; sein Gesicht nahm bald wieder den Ausdruck süßester Befriedigung an, er antwortete keine Silbe, er hörte mir begierig zu, er verschlang meine Worte fast mit den Blicken, endlich rannen große Tropfen seine braunen Wangen herab, und er legte das Köpfchen in zärtlichster Freude an meine Brust.

Aber vergeblich erschöpfte ich mich in Bitten, in Fragen; er antwortete mir nur mit Mienen, die mich dennoch nicht zu verstehen schienen. Wer diese seltsame Gruppe gesehen hätte, der würde das Geheimniß ihres Inhalts nicht gefaßt haben; verstanden wir es doch kaum! Da ich aus alle meine Fragen keine Antwort von ihm erhielt, redete ich ihn endlich deutsch an. Verstehst Du kein Französisch, mein Kind? Er schüttelte traurig das Köpfchen. Warum willst Du mir nicht antworten? Wer bist Du? Woher hast Du dein französisches Lied? — Meine Mutter sang es viel; sagte er. Seine Stimme ergriff mich tief. Und wo ist Deine Mutter? — Er zeigte feierlich gen Himmel, eine Thräne floß langsam über seine Wange hinab. Ich war bis in's Innerste erschüttert. Und Dein Vater? — Mein Vater? — Ich hing angstvoll an seinen Blicken. — Mein Vater? wiederholte er noch immer langsam, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, wie wenn wir plötzlich in ein Land unbekannter Erkenntniß blicken, wo uns alles blendet, in dem wir uns nicht zu finden wissen — mein Vater? sagte er noch einmal; ich habe wohl keinen gehabt.

Fern war es von meiner Seele diese Unschuld zu belächeln. Ein Gefühl heiliger Ehrfurcht durchbebte mich. Aber bei wem bist Du? fragte ich ihn nach einer Pause. — Bei der Mutter Lise. — Wer ist das? — Sie wohnt oben im Dorfe. — Sagtest Du nicht, Deine Mutter sei todt? — Meine junge Mutter, aber die alte lebt noch. — Willst Du mich zu ihr führen? — Gern, antwortete er, raffte sorgfältig seine Reiser und den schon angefangenen Besen zusammen, klappte sein Messerchen zu, steckte es in die Tasche und stand auf. Aber unsre Stube ist klein, sagte er, meinen Anzug musternd; klein und niedrig, und schwarz von Rauch. Auf dem Amte und im Kloster, wo sie solche Kleider tragen, sind sie schöner. — Thut nichts, erwiderte ich, komm nur! Ich nahm ihn bei der Hand; wir durchschritten den Wald auf einem kürzeren Wege, als der war, den ich gekommen; er ward ganz zutraulich, und erzählte mir, wie doch die Mutter Lise jetzt recht alt und schwach würde, und

---

nicht mehr recht sehen und nicht mehr gut hören könne, und daß er nun fleißig arbeiten müsse, damit sie Brot hätten, denn die Alte könne nicht mehr in's Tagelohn gehen; sie verdiene nur noch Geld mit Spinnen, und das sei wenig; auch wäre sie oft krank.

So erreichten wir die Thür einer elenden Hütte; ich mußte mich bücken um hinein zu treten. Alles sprach hier von der äußersten Armuth. An einem kleinen, vom Alter erblindeten, von Spinnewebe, statt der Vorhänge, verschleierten Fensterchen saß ein altes Weib und spann. Wie, Robert, rief sie dem Knaben entgegen, Du kömmt schon wieder? — Robert? Robert! das war der Name meines Freundes. Ich fühlte mein Herz schlagen, meine Kniee zitterten. Ich bringe Dir einen fremden Herrn, der Dich besuchen will, Lise, sagte der Kleine, und holte mir mit angeborner Artigkeit den zweiten schlechten Strohstuhl, den die Hütte bot. Ich setzte mich; die Alte war aufgestanden mich zu begrüßen. Hier beim *Meg Merilis*,<sup>4</sup> keine Prophetin des Walter Scott, ein armes, altes Weib, zitternd unter der Bürde des Lebens, mit einem Ausdruck weicher Gutmüthigkeit und zagender Besorgtheit. Wahrlich, wenn das Schicksal dieser armen Frau Lasten aufgebürdet, so hatte es unrecht gehabt, denn diese Schwäche vermochte nichts mehr zu tragen. Mein Blick maaß mitleidig ihre zitternde Gestalt. Gute Mutter, sprach ich, setzt Euch; Ihr seid schwach; setzt Euch! Ich höre, daß Ihr nicht viel mehr verdienen könnt, und oftmals Sorgen habt. Hier ist etwas für Euch; macht es Euch bequemer, und, plagt Euch nicht mehr so sehr, pflegt Euer Alter. Ich hatte diese zwei Goldstücke zu einem frommen Gebrauche bestimmt; wo könnte ich sie besser anwenden als hier? sie sind für Euch. Ich legte zwei Louisd'or auf den Tisch. Die Alte machte große Augen und sah das Gold staunend an, als traue sie der Erscheinung nicht; sie wagte nicht die Hand darnach auszustrecken. Die Morgensonne, welche durch das Fenster schien, funkelte in dem Golde. Ach die schönen kleinen Monde! rief der Knabe und griff darnach. Die Alte wehrte es ihm mit einem mißbilligenden Blick; er gehorchte augenblicklich, und zog erröthend die Hand zurück, als schäme er sich seiner Voreiligkeit. Ich fing an zu glauben, daß die Alte auch kein Gold kenne. Soll ich Euch lieber Silbergeld dafür geben? fragte ich. — So ist es Ihr Ernst? sagte sie, sich von ihrem Erstaunen erholend. O ich sehe, daß es doch noch christliche Seelen auf der Welt giebt! brach sie, tiefgerührt, aus. Wie lange habe ich kein Gold mehr gesehen! — So kanntet Ihr es früher, so erinnert Ihr Euch bessrer Tage? — O Herr, als ich jung, war, und als meine arme Tochter noch lebte, — Ein Verdacht, dessen ich mich den Augenblick darauf selber schämte,

---

<sup>4</sup> *Meg Merilis*: keltische Sagengestalt, kommt vor in Werken des damals auch in Deutschland sehr populären schottischen Dichters Walter Scott (1771–1832).

flog durch meine Seele. Dieser Knabe ist euer Großsohn? fuhr ich fort. — Meine Frage schien sie stutzig zu machen, sie maaß mich mit mißtrauischen Blicken, und ihre Augen fielen bald auf das Gold, welches sie in der Hand hielt, bald auf mich. Ich ließ mich nicht irre machen. Wer war sein Vater? fuhr ich fort. Sein Vater? wiederholte sie, sein Vater? — Ich habe dem Herrn schon gesagt, begann der Kleine, daß ich keinen Vater habe. — Sie sah ihn erschrocken an, und ihre Blicke fielen wieder auf mich, als wollten sie mich durch und durch schauen. Dann, da ich noch immer schwieg und die Antwort zu erwarten schien, sagte sie rasch mit dem Trotz der Schwäche: Ich weiß es nicht. — Ihr wißt es nicht? Ihr, seine Großmutter? sagte ich, und mein voriger Verdacht stieg wieder in mir auf. Plötzlich richtete sich das Weib auf, ihre Kraft schien in letzter Anstrengung noch einmal zu entflammen. Warum fragt Ihr mich? brach sie aus, und stellte sich, wie schützend vor den Knaben. Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her?

Das schwache Weib glich einer Löwin, die ihre Jungen vertheidigt. Diese plötzliche Anstrengung der erlöschenden Lampe flößte mir Ehrfurcht ein, und ich sagte, bezwungen von ihrer Erscheinung: Ich bin ein Fremder, und komme aus Hamburg und Bremen. Aus Hamburg? erwiderte sie; aus Hamburg? wiederholte sie langsam, gedehnt und scharf. Wir haben nichts mit Euch zu schaffen. — Sie legte das Geld auf den Tisch, als beflecke sie seine Berührung, und setzte sich an ihr Rad; ich bemerkte, daß ihre Hände zitterten und den Faden kaum zu drehen vermochten. Ich wollte mich ihr nähern, sie wandte sich ab. Da liegt Ihr Gold! sagte sie hastig und deutete auf den Tisch; es war unmöglich, das Zeichen zu gehen, was darin lag, nicht zu verstehen. Ich ließ mich aber nicht abweisen. Der Kleine wird mir erlauben es ihm zu schenken, sagte ich, indem ich das Geld von dem Tische nahm, und mich ihm näherte. — Robert, Du nimmst nichts von dem Herrn an! rief sie dem Knaben zu. Er trat zögernd zurück. In diesem Augenblick hörte ich meinen Namen lebhaft vor der Hüttenthür rufen. Wo stecken Sie, was machen Sie? rief mein Freund mir entgegen. Seit einer Stunde lasse ich Sie im ganzen Dorfe suchen. Hier ist ein Bote aus Neustadt, Ihr Wagen ist schon fertig; und hier wird mir ein Brief aus Bremen nachgeschickt, der mich schleunigst nach Paris ruft; ich muß augenblicklich abreisen — aber mein Gott, was haben Sie, wie sehen Sie aus?

Ich war tief von den Begebenheiten des Morgens erschüttert; ich theilte sie ihm mit, ich erklärte nicht reisen zu können, nicht reisen zu wollen. Es sind Träume, erwiderte er, aber sie greifen Sie an; Sie haben Fieber, fuhr er fort, mir den Puls fühlend. Dennoch ist's sonderbar — ich bedauere nicht hier bleiben zu können, aber ich muß augenblicklich weg, die Sache ist zu dringend, es handelt sich um einen Theil meines

---

Vermögens. Leben Sie wohl, und möchten Sie hier finden, was Sie so lange und so eifrig suchten; aber vor allen Dingen, schonen Sie sich; Sie sind im höchsten Grade angegriffen. Wie unangenehm, daß Sie Ihren Bedienten voraus geschickt haben! — Ich bat ihn, mir meinen Mantelsack aus Neustadt zu senden, und meine übrigen Effecten mittlerweile auf der Post gegen eine Bescheinigung niederlegen zu lassen. Ich begleitete ihn zum Wirthshause; er wollte es sich nicht nehmen lassen, mir einen Arzt zu schicken, und empfahl mir nochmals, für meine Gesundheit zu sorgen. Wir trennten uns.

Noch einmal fragte ich den Wirth über den Knaben aus ohne mehr zu erfahren, und begab mich darauf zu dem Prediger des Ortes, dem ich einiges von meinen Vermuthungen mittheilte. Er sagte mir, daß er die alte Wittwe schon im Dorfe vorgefunden habe, da er sein Amt angetreten; daß er nie etwas über sie erfahren, als daß sie eine arme alte Frau sei, die ihren Enkel erzöge; und meinte meine Einbildungskraft risse mich wohl zu weit hin, wenn ich etwas Besonderes unter diesen Verhältnissen vermuthete. Ich beschwor ihn mir den Taufschein des Knaben zu verschaffen. Er versprach es. Ich kehrte, jedoch mit Mühe, in das Wirthshaus zurück, wo mich der heftigste Schmerz in meiner Kniewunde zwang, mich auf das Bett zu werfen.

Ich verbrachte ein paar Stunden unter Fieberschauern. Nachmittags erschien der Prediger, und bedauerte sein Versprechen nicht erfüllen zu können, indem die Alte behauptete, der Taufschein des Knaben sei in einer Feuersbrunst, die in ihrem vorigen Wohnorte ausgebrochen, verbrannt. Der Knabe stehe übrigens im Kirchenbuche zu \*\*\*; sie hatte den Namen eines Ortes genannt, der dem Prediger unbekannt war. Auf die Frage, wo dieser Ort liege, hatte sie nichts zu antworten gewußt, oder nicht darauf antworten wollen. Der Prediger bemerkte, sie habe überhaupt ein seltsames Mißtrauen gezeigt, und wenn ich sie nicht anders zu stimmen verstehe, werde ich schwerlich mehr von ihr erfahren. Ich nahm mir vor, am andern Morgen zu ihr zu gehen, wenn mich der Schlaf der Nacht etwas gestärkt haben würde. Gegen Abend kam der Arzt, schüttelte den Kopf, verschrieb mir Arznei und versprach am andern Morgen wieder zukommen. Ich brachte eine sehr unruhige Nacht zu, meine Wunde schmerzte mich auf das peinlichste, und meine Ungeduld ließ mich den andern Morgen kaum erwarten. So wie ich das Haus wach werden hörte, versuchte ich aufzustehen. Zu meinem Schrecken fand ich, daß es unmöglich sey, die Wunde verursachte mir beim ersten Auftreten einen so heftigen Schmerz, daß ich mit einem Schrei auf das Lager zurücksank. Als ich mich wieder etwas erholt hatte, untersuchte ich sie und fand, das sie

sich geöffnet hatte. Hier galt es Geduld. Ich ließ den Prediger zu mir bitten und bat ihn die Alte zu vermögen zu mir zu kommen; er sollte jedes Mittel anwenden.

Er kehrte unverrichteter Sache zurück. Die Alte hatte es ganz trocken abgeschlagen. Er hatte sie zu bestechen versucht, aber keine Geldversprechung hatte etwas über sie vermocht. Ich war trostlos, ich bat ihn es noch einmal zu versuchen; er ging, doch gab er mir wenig Hoffnung. Eine Stunde darauf ließ er mir sagen, die Alte sei krank und liege zu Bette.

Der Arzt erschien wieder; er erklärte meinen Zustand für sehr bedenklich, er empfahl mir mich zu pflegen, und keine weiteren Versuche des Aufstehens zu machen. Meine Wunde wurde verbunden; ich fragte ihn nach dem Charakter meiner Krankheit; er sagte, meine Nerven seien sehr angegriffen, und wollte übrigens nicht recht mit der Sprache heraus. Ich schickte ihn zu der Alten; er hatte sie wieder außer Bette gefunden, und meinte, sie leide nur an Altersschwäche, und könne einmal über Nacht sanft einschlafen. Der Gedanke, daß mir dadurch plötzlich alle Möglichkeit geraubt werden könne, das Schicksal und die Herkunft des Knaben zu erforschen, peinigte mich auf das Fürchterlichste, und ich theilte dem Arzte alles mit, auf die Gefahr von ihm für einen Schwärmer gehalten zu werden. Er sah mich anfangs ungläubig an, dann schien er nachdenkend zu werden; am Ende meinte er, hier sei nichts weiter zu thun, als die Gerichte einschreiten zu lassen, und wenn ich es wünsche, wolle er es übernehmen, die Frau von Amtswegen ausfragen zu lassen. Ich entschied mich ungern zu diesem harten Schritte; doch gab mir meine brennende Ungeduld kein andres Mittel an, und es war ja nur ein übler Moment, den ich der Armen dann auf alle Weise vergüten konnte.

Aber auch diese Art der Forschung blieb fruchtlos. Die Alte weigerte sich standhaft Rechenschaft zu geben, und selbst die Drohung sie aus dem Orte zu verweisen, vermochte sie nicht dazu. Sie hatte, auf einen Wink darüber, den Knaben bei der Hand genommen und gesagt, wenn man eine alte Wittwe und eine hülflose Waise, die sich redlich nährten, aus ihrem letzten Zufluchtsorte verdrängen möge, so solle man es thun, und den Lohn solcher Thaten ernten; sie wolle, wenn man sie heimathlos mache, mit dem Knaben durch die Welt ziehen, und lieber betteln, eh' sie ihn seinen Feinden verriethe. Ein Strom von Thränen war dieser Erklärung gefolgt und die Richter hatten sich beschämt zurückgezogen.

Ich war tief erschüttert, daß man es so weit getrieben und daß ich meine Einwilligung dazu gegeben. Ich bat den Arzt, den Prediger zu der Alten zu gehen, sie zu trösten, auf meine Kosten für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie wollte nichts hören, nichts annehmen; sie war zu sehr erbittert, ihr Mißtrauen zu sehr erweckt worden, es war für den Augenblick nichts von ihr zu erlangen. Ich sah das ein; meine ganze Sorge war nur, daß sie einmal heimlich über Nacht mit dem Knaben verschwinden, und dem Ort ihrer eingebildeten Verfolgungen den Rücken kehren möchte.

Doch das war das Letzte, was ich über die Sache hörte, dachte ich. Meine Krankheit hatte auf eine beängstigende Weise zugenommen, und mein Bewußtseyn, welches mir schon oft in den letzten Tagen auf Augenblicke zu entfliehen schien, verließ mich jetzt völlig. Ich weiß nicht mehr, was ich geträumt oder gedacht habe, ich fühlte einen stechenden Schmerz im Kopfe, und die Sinne vergingen mir.

Als ich zum erstenmale wieder meiner bewußt wurde, empfand ich eine angenehme Art von Ermattung, die durch alle meine Adern schlich; der Schmerz im Kopfe war verschwunden, ich lag mit geschlossenen Augen da, und genoß der Ruhe mit solcher Wonne, daß ich sie nie wieder hätte öffnen mögen. Eine zitternde Stimme neben mir zwang mich dennoch sie aufzuschlagen. Er stirbt doch nicht? fragte sie bebend und leise. Diese Stimme traf mich wie mit neuer Lebenskraft, neuem Lebensgefühl; ich öffnete die Augen — vor meinem Bette knieete der kleine Ziegenhirt, ein Becken mit Blut in der Hand haltend. Man hatte mir zur Ader gelassen. Ich war unfähig zu sprechen, ich reichte ihm die Hand; ich sah noch, daß er sie erst ergriff, sie dann, einem natürlichen Impuls seiner Gefühle folgend, an die Lippen zog, und mein Bewußtsein verließ mich abermals.

Das Erste, dessen ich mich wieder erinnere, ist, daß ich wie schlummernd lag, und leise neben mir sprechen hörte; lange vermochten meine geschwächten Sinne die Töne nur als Töne zu vernehmen, endlich hörte ich, daß der Arzt sagte: er ist einer Gehirnentzündung entgangen um in ein Nervenfieber zu verfallen. So wußte ich also nun, was mir fehlte, und daß ich mich zum Tode vorzubereiten hatte. Ach, hier auf der fremden Erde! Der Gedanke war sehr schmerzlich. Doch war ich unfähig ihn zu äußern, oder die Augen aufzuschlagen.

Einige Zeit darauf — ich weiß nicht wie lange — erweckte mich der Schmerz meiner Wunde wieder zum Bewußtsein. Ich mochte wohl gezuckt haben. Es ist ein gutes Zeichen, daß er es empfindet, sagte der Doctor, der sie wahrscheinlich eben verbunden hatte. Ich schlug die

Augen auf — das theure Kind saß wieder an meinem Bette, das Köpfchen in die Hand gestützt, das Auge fest auf mich gerichtet. Ich begegnete einem Strahl der Freude in seinem Blick, doch schien es mir leidend, und mit unnennbarer Angst ergriff mich der Gedanke einer möglichen Ansteckung. — Fort, fort! rief ich mit aller meiner Kraft. Der Kleine sah mich erschrocken, bittend an; dennoch entfernte er sich ein paar Schritte, aber sein bittender Blick verließ mich nicht. Er phantasirt wieder, sagte der Arzt. Nein, nein, rief ich, all meine Kraft zusammennehmend, das Kind, die Ansteckung, das Nervenfieber! — Ich sank sprachlos in meine Kissen zurück, die Sinne schwanden mir. Ich hatte noch lichte Augenblicke, aber keine Kraft mehr zu sprechen, oder die Augen zu öffnen. Ich fühlte nur das Herannahen des Todes, und die Angst meinen letzten Willen nicht aussprechen zu können. Stundenlang sammelte ich Kraft um zu sagen: dieß Kind ist mein Erbe! aber es war umsonst, und das Bewußtsein verließ mich wieder.

Doch auf's neue erweckte mich ein Gefühl eisiger Kälte; meine Glieder zitterten, die Zähne klapperten mir, meine Hand schlug bebend gegen etwas Festes, Kaltes. Ich öffnete die Augen, oder glaubte wenigstens sie zu öffnen; es blieb dunkel. Ich meinte blind geworden zu sein; ich rief den Arzt mit schwacher Stimme — keine Antwort. Ich wollte mich aufrichten, mein Kopf stieß an eine nahe, harte Decke, ich fiel zurück. Ein schrecklicher Gedanke ergriff mich; ich fühlte mit den Händen um mich, überall dieselbe nahe Gränze; furchtbare Gewißheit, ich lag in einem Sarge!

Einen Augenblick hoffte ich zu träumen, aber meine Angst lehrte mich deutlich, daß ich wachte; ich horchte, ich lauschte; tiefe Nacht, tiefe Stille.

Kein Zweifel, ich war lebendig begraben! Von diesem furchtbaren Gefühle verzweiflungsvoller Angst macht kein Lebendiger sich einen Begriff. Noch einmal griff ich tappend überall um mich; entsetzliche Gewißheit, wozu suchte ich sie? Es war ein Sarg. Von Gott und Menschen verlassen lag ich da, dem grausenhaftesten Tode fruchtlos geopfert. Alles lebte, ich war allein, war aufgegeben, meine Rechnung war geschlossen. Ein Gefühl des bittersten Neides wider alles Lebendige, was die Oberfläche der Erde betritt, ergriff mich; dann wünschte ich mit heißer Sehnsucht den Tod auf einem Schlachtfelde — ich weiß nicht, was ich dachte, ich hatte nur einen starren, furchtbar starren Gedanken — lebendig begraben! Ich beneidete den Wahnsinn in seinen Kerkern, den Missethäter am Kreuze.



Doch die Hoffnung dämmert selbst im Sarge. Wenn du noch in einem Zimmer lägest, sagte ich mir; wenn sie kämen dich zu holen, du könntest rufen, und wärest befreit. Ich stieß an den Deckel, meine Kraft war zwar schwach, aber dennoch schien er mir fest, und die schreckliche Stille, die mich umgab, ließ mich fürchten, daß mich die Erde schon umschließe. O Gott! der lebendige Gedanke vermauert! Und vermochte er zu dem Schöpfer des Lichts und der Luft, aus dem gräßlichsten aller Kerker, zu dringen? Aber konnte es nicht Nacht sein? Doch kein Laut erreichte mich, und selbst die Nacht hat doch ihre Stimmen; wär' es auch nur das Rascheln einer Ratte, der Zahn einer Maus! Umsonst, alles schwieg. Wuth, Verzweiflung, Angst kämpften in meiner Seele, ich fühlte mich so wach, so lebendig, als sei ich nie krank gewesen, und war nun von der Welt auf ewig geschieden. Andre lebten, ich aber war aufgegeben, dahin.

Und dennoch! Wer hat den Kern der Erde mit weiser Hand gewogen und gebildet? Wen stellen wir, unfähig ihn zu denken, als Auge dar, als Auge der Welt, welches in die tiefsten Klüfte, in den Schooß der dichtesten Körper dringt, und ihre Geheimnisse leitet und erkennt? Ach, aber Gott thut kein Wunder, und hebt nicht, eins seiner Geschöpfe zu retten, die Kette seiner Naturgesetze auf. Er kann es, darf es vielleicht nicht; denn vermögen wir den Begriff der Allmacht zu fassen? Ist nicht noch eine Allweisheit da, sie zu zügeln? Mein Gebet flog auf zu ihm, und sank, wie meine Hände, die ich falten wollte, wieder an den Deckel des Sarges stießen; meine Thränen, die zu fließen anfangen, stockten — doch was versuch' ich's das Unsägliche zu schildern? Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem schauerhaften Zustande zugebracht haben mochte, denn die Angst macht Minuten zur Ewigkeit, als ein ferner Laut in mein Grab schallte; erst dumpf und matt, dann näher und näher — *ô ma patrie!* schloß er. O Jubel der Seele, Wonne der erwachenden Hoffnung! Ich klopfte, ich lärmte, ich rief. Das Lied schwieg plötzlich, Schritte entfernten sich, und die Nacht der Verzweiflung kam wieder über mich. Hatte man mich nicht gehört? Hatte ein Schrecken die Hörer ergriffen? Alles war wieder still. O daß es mir gelänge noch eine lebendige Seele mit der Äußerung meines Lebens zu berühren, daß eine Ahnung meines Zustandes in ein Herz fiel! Dennoch war mir eine beseligende Hoffnung geblieben, die Erde bedeckte mich noch nicht. Dieser Gedanke belebte mich auf's neue, aber die Luft meines Kerkers fing an mir zu eng zu werden; sie war aufgebraucht, und ich empfand ein ängstliches Gefühl der Beklommenheit, des Erstickens. Von Zeit zu Zeit nahm ich alle meine Kraft zusammen, und rief und klopfte. O Gott! eine Stimme antwortete der meinen. Er lebt! Er lebt! hörte ich von oben sagen, macht ihm auf, macht auf! — Die Stimme schien mir vom Himmel zu kommen, ich

antwortete, ich klopfte, ich war gerettet! — Der Sarg, der schon in der Grube gestanden hatte, ward heraufgezogen, geöffnet; ich sah die blaue Decke wieder über meinem Haupte, die Decke, die uns allen Vertrauen und Hoffnung giebt, die Morgensonne strahlte in meine geblendeten Augen, ich trank die freie frische Luft, und breitete die Arme sprachlos zum Himmel; neben dem Sarge knieete der kleine Ziegenhirt, er bedeckte meine Hände mit seinen Küssen, seinen Thränen.

Mein Retter! stammelte ich. O wie ich ihn liebte! — Man trug mich in das Wirthshaus, eine staunende Menge folgte dem geöffneten Sarge, der einen Menschen enthielt, der nicht zum Grabe, sondern vom Grabe zurück, in die Wohnungen der Lebendigen getragen wurde; doch ich sah, ich hörte nichts als den Knaben, der neben mir herging und mich nicht aus den Augen ließ. Man legte mich in das Bett, die belebende Wärme durchströmte meine Glieder auf das Wohlthätigste, ich fühlte daß meine Besinnung vollkommen licht war; an meinem Kopfkissen stand der Kleine; er hielt mir eine Schaale mit Suppe an den Mund, die ich in langsamen Zügen schlürfte So fand uns der erstaunte Arzt.

Eine dreitägige schwere Ohnmacht, von den Zeichen des Todes begleitet, hatte meine Umgebung getäuscht. Der Todtengräber war ein Trunkenbold. Durch einen Zustand dieser Art in seinem Geschäfte gehindert, hatte er sich entschlossen die Grube erst am folgenden Tage zu füllen; ein Aufschub, der ihm dadurch möglich wurde, daß die begleitende Menge sich gleich nach Einsenkung des Sarges hinwegbegeben, und die religiösen Feierlichkeiten bei dem Grabe schnell beendet worden waren; denn ein plötzlicher Krankheitsfall rief den Prediger ab, der es angemessen fand, die Todten Sterbenden, welche seinen Zuspruch verlangten, nachzusetzen. So war das Grab die Nacht hindurch offen geblieben, und ehe die Sonne des nächsten Morgens den trägen Todtengräber aus seiner Ruhe geweckt, hatte der Knabe, von seinem Gefühl getrieben, es besucht, und seines Liedes wehmüthigste Töne angestimmt.

Meine Besserung ging mit schnellen Schritten vorwärts; das Grab hatte mich gerettet, die Angst der Verzweiflung jener furchtbaren Momente die Krankheit gebrochen; ich war schon im Stande all' diese Umstände zu fassen; der Arzt gab die größte Hoffnung; das Leben schien mir neu zu erblühen, das wiedergeschenkte hatte doppelten Werth; war ich doch nun mit neuen Banden, den Banden der Dankbarkeit, an die Erde gefesselt! Lächelnd blickte ich das Leichenhemd an, welches man noch nicht gewagt hatte mir auszuziehen. Nach einigen Tagen ward mir erlaubt, die Wäsche zu wechseln, und mit triumphirendem Abscheu warf ich das Costüm des Grabes auf den Fußboden des kleinen Zimmers. Es fiel hart und

klappernd auf; bei der Untersuchung ergab sich, daß in einem Zipfel desselben etwas Festes, Rundes eingebunden war, was man nur mit Mühe heraus brachte. Mit großer Verwunderung sahen Alle eine kleine Kapsel von rothem Leder aus dem Knoten hervor kommen; sie öffnete sich mit einem Druck — wie ward mir, ich erblickte das Bild meines verblichenen Freundes!

Mein Erstaunen, meine Überraschung waren unbeschreiblich; geschahen hier Wunder? Stiegen die Todten auf, um für die Lebenden zu zeugen? Wie kam das Bild hierher? Ich hatte immer beklagt, kein Bild meines Freundes zu besitzen, und nun sah ich ihn wieder, wie er damals vor mir stand, als er mir das Leben rettete; dieselbe Milde in dem seelenvollen Auge. Und diese Augen, waren sie nicht die meines zweiten Retters? O kein Zweifel mehr, der Knabe war sein Sohn. Tief erschütternde Rührung ergriff mich, heiß flossen meine Thränen auf das theure Bild, der Kleine, der Knabe! rief ich; kaum vermochte ich seine Ankunft zu erwarten. Er kam, ich umarmte ihn sprachlos, meine Augen fielen bald auf das Bild, bald auf ihn, und ich fand tausend Ähnlichkeiten, die ich früher nicht bemerkt hatte; er schien erstaunt über mein Entzücken; nach zahllosen Fragen, mit denen ich ihn bestürmte, erfuhr ich, er habe das Bild von seiner Mutter erhalten, es sei ihr letztes Geschenk gewesen, er wisse, nicht, wen es vorstelle. Aber dieses letzte Vermächtniß schien ihm aus diesem Grunde das Beste, was er besaß — die alte Mutter Lise hatte immer so viel Werth darauf gelegt, und er wünschte mir diese letzte, köstlichste Gabe mit in die Grube zu geben; so hatte er es heimlich aus dem Gewahrsam, in dem Lise es hielt, entwendet; er war in das Zimmer geschlichen, in dem der Sarg stand, und hatte mir sein höchstes Gut in das Leichenkleid gebunden. Alles war durch das stille Wirken dieser geheimnißvollen Seele entdeckt, alles, wonach ich so lange gestrebt hatte. Denn war mir auch das Wie? nicht klar, ich hatte ja dennoch Gewißheit! —

Meine Begierde, die Alte zu sprechen, war nun lebhafter als je; ich schickte ihr den Knaben, ich ließ ihr sagen, es sei ein Freund seines Vaters, der um ihre Gegenwart flehe. Sie hatte, da sie während meiner Krankheit vernommen, ich sei ein Franzose, schon lange besser von meinen Absichten denken lernen, und erschien beim ersten Ruf. Von ihr vernahm ich etwa Folgendes.

D— war an einer gefährlichen Wunde im Hause eines Postmeisters unweit Hamburg darnieder gelegen, und da eine Transportation ihm, nach dem Ausspruch des Arztes, tödtlich werden konnte, hatte er seine Heilung unter dem Dache eines Todfeindes der Franzosen erwarten müssen. Seine Bekanntschaft mit der Tochter des Hauses hatte ihm eine Leidenschaft für sie eingeflößt, welche eben so lebhaft erwidert

wurde; aber die Hoffnung die Geliebte zu der Seinigen zu machen, scheiterte an der unbeugsamen Härte des Vaters. Er hatte, als er die Neigung der beiden Personen erfahren, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Tochter einem alten Hamburger Kaufmann zuzusagen, und den Tag der Hochzeit festzusetzen. In Todesangst schrieb das sechszehnjährige Mädchen dem Freunde, der kurze Zeit, nachdem er sie vergeblich von dem Vater gefordert, zu seinem Regiment abgegangen war, einen verhängnißvollen Brief, in dem sie ihn beschwor, sie nicht opfern zu lassen. Die Folge davon war eine Entführung. Es gelang einem Offizier des fremden siegreichen Heeres einen Geistlichen zur Trauung, auch ohne die erforderlichen Documente, zu bewegen; die Frucht dieser Ehe war mein kleiner Retter, den jedoch sein Vater nicht mehr erblickt hatte; er mußte seine Frau in einem kleinen norddeutschen Landstädtchen zurücklassen, und sah sie nicht wieder, denn er kehrte von dem Rückzüge nach der Schlacht bei Leipzig nicht heim; ohne Zweifel hatte er bei diesem mörderischen Feldzuge, gleich so vielen Tapfern, sein Leben in einem dunkeln Winkel des Erdbodens verhaucht. Seine Frau forschte lange trostlos nach ihm und gab ihn endlich auf; aber die dringendste Noth zwang sie nun ihre Zuflucht zu ihren Ältern zu nehmen. Zu Fuß, als Bäuerin gekleidet, erschien sie dort, ihr Kind auf dem Arme. Ihr Vater hatte in kluger Vorsicht die Entführung seiner Tochter unter einer Reise derselben nach Sachsen, zu einer alten Tante, die sie zur Erbin einsetzen wolle, zu verbergen gewußt, und willigte ein, sie wieder aufzunehmen, wenn sie sich noch entschließen könne, den Kaufmann zu heirathen und sich von ihrem Kinde zu trennen, um es nie wiederzusehen. Sie verwarf den Vorschlag mit Abscheu, und da sie durch ihre alte treue Amme erfuhr, daß der Vater, dem eine Vermischung seines Bluts mit dem eines "französischen Räubers" ein Gräuel war, das Kind heimlich in ein Findelhaus zu geben gesonnen sei, entfloh sie zum zweitenmale aus dem väterlichen Hause, von ihrer treuen Amme begleitet. Sie erreichten die preußische Gränze, und lebten dort lange kümmerlich und unbekannt von ihrer Hände Arbeit. Der Knabe wuchs heran und einige Jahre waren schon vergangen. Doch hier muß ich eines naiven Zugs in der Erzählung der alten Frau gedenken, eines Zuges, wie man sie nicht erfindet, der ihre Aussage durch Originalität bekräftigt; sie erzählte nämlich, wie ihre Hauptsorge beim Heranwachsen des Kindes gewesen, daß sie es nie werde verstehen können; denn sie habe gemeint, das Kind eines französischen Vaters könne nur französisch sprechen lernen.

Aber die Ruhe der kleinen Familie ward bald durch ein schreckliches Ereigniß gestört. Der Vater der jungen Frau hatte ihren Aufenthalt ausgefunden, und machte einen Versuch sie und ihr Kind zu entführen; ein Schritt, zu dem ihn weniger väterliche Liebe, als Familienstolz

bewog; denn er war aus einem alten hamburgischen Patriciergeschlechte, und hatte bis jetzt die Abwesenheit der Tochter immer noch mit allerlei Vorwänden zu bemänteln gewußt. Aber die Sache fing an ruchbar zu werden; der Tochter Tod konnte er nicht vorschützen, da er ihn nicht beweisen konnte, und so nahm er sich vor, alle diese Gerüchte durch ihre plötzliche Erscheinung zu unterdrücken. Der Versuch mißlang, die junge Frau rettete sich mit dem Kinde und entfloh in einen andern Ort, wo sie eine Zeit lang sicher lebte; aber, tief ergriffen von den Stürmen und Mühseligkeiten ihres unglücklichen Lebens, starb sie nach einem Jahre an der Auszehrung und hinterließ der Amme das Kind. Vor dem Sterbebette knieend, schwur die Alte, es mütterlich zu pflegen, es nie zu seinem Großvater zurück zu bringen, und da sie in dem Dorfe, wo die Unglückliche gestorben, keine Nahrung mehr fand, zog sie ein paar Meilen weiter in das Land, nach Mariensee. Sie hoffte, man werde in einem Orte, wo man die Mutter des Knaben nicht gekannt hatte, leichter daran glauben, daß derselbe ihr Enkel sei, und um das Geheimniß seiner Geburt nicht zu gefährden, verschwieg sie es selbst dem Kinde. Hier hatte sie den Kleinen mit den schwindenden Kräften ihres Alters erhalten, bis er selbst nach und nach in ihre Rolle getreten war, und sie jetzt fast mit den seinigen ernährte.

Aber nun ihre Kräfte sanken, hatte der Himmel ihm einen Beschützer gegeben; der Knabe war mein Erbe, mein Sohn. Ich erklärte es ihr. Freudenthränen stürzten über ihre gerunzelten Wangen; aber der Sturm war zu heftig für ihr Gefühl, für den schwachen Körper, der nur noch durch die Fäden der Gewohnheit am Leben hing. Am andern Morgen kam Robert nicht zu mir wie gewöhnlich; ich erwartete ihn vergebens. Erst Nachmittags erschien er, und zwar in Begleitung des Arztes. Ich erschrak über seinen Anblick. Er schien viel geweint zu haben, jetzt war er bleich und ruhig. Was ist Dir? fragte ich ihn, als er schweigend vor mich trat. Sie ist todt, sagte er, Thränen erstickten seine Stimme, der Arzt erklärte mir das Übrige, ein plötzliches Übelbefinden hatte die Alte in der Nacht überfallen, und da ihr immer ängstlicher wurde, war Robert selbst nach Neustadt zum Arzt gelaufen; er hatte ihn wecken lassen, und war nicht zu bewegen gewesen, ohne ihn zurückzukehren. Sie hatten die Alte sterbend in den Armen einer Nachbarin gefunden, die der Kleine, ehe er sie verlassen, herbeigerufen.

Robert war tief bewegt; ich nahm ihn zu mir, um ihn nicht allein in dem elenden Hüttchen zu lassen, und ihm den Anblick des Sterbezimmers zu entziehen. Er blieb gern bei mir, dennoch konnte ich ihn nicht abhalten, alle Tage einmal die Wohnung seiner Kindheit zu besuchen; oft kehrte er mit nassen Augen zurück. Überhaupt blieb seit

---

dieser Nacht eine seltsame Blässe auf seinen Zügen, und sein ganzes Nervensystem schien erschüttert.

Meine Genesung schritt desto kräftiger vorwärts, ich versuchte den Knaben von den trüben Bildern der Vergangenheit abzuziehen, indem ich eine lachende, schönere Zukunft vor ihm ausbreitete. Es gelang mir, aber er ergriff diese Aussicht nun auch mit einer so fieberhaften Heftigkeit, daß ich vor dieser Wirkung erschrak. Oft erstaunte ich vor der Gewalt der Gefühle in diesem jugendlichen Herzen. Ich sah ihn stundenlang vor dem Bilde seines Vaters sitzen, dessen wahre Bedeutung er jetzt erst kannte, und sich in die Züge so vertiefen, daß er den Lauf der Zeit darüber vergaß. Doch übte meine Stimme immer eine seltsame Gewalt über ihn, und das leiseste Wort von meinen Lippen vermochte es, ihn aus seinen Träumen zu erwecken. Vor allem aber ergriff er die Aussicht Frankreich zu sehen mit begeisterter Gluth, und zeigte in dieser Hinsicht eine Ungeduld, die ihn selbst zu untergraben schien. Mein Glück störte nur die heimliche Sorge um seine Gesundheit; es war als habe er meine Krankheit geerbt, als sei sie bei ihm zum schleichenden Übel geworden. Ich befragte den Arzt über seinen Zustand, er schien nicht besorgt, und meinte ein Luftwechsel werde alles gut machen. Ich war genesen, mich hielt hier nichts mehr, ich beschleunigte die Anstalten zur Abreise. Das Bild meines Freundes, ein Kästchen mit den Papieren, welche seine Trauung bescheinigten, der früher vergeblich geforderte Taufschein, das letzte Andenken der armen Mutter, ihr Trauring, und die reiche Fülle langen goldenen Haares, welches ihr die alte Lise vor der Beerdigung abgeschnitten, begleiteten uns. Ich nahm mir vor, meinen geliebten Robert in Frankreich in alle Rechte seines Vaters einsetzen zu lassen.

Am Morgen der Abreise vermißte ich ihn. Ich fand ihn am frischen Grabeshügel der Mutter Lise, und sein Anblick durchschauerte mich mit einer schrecklichen Ahnung. Doch ward er wieder ganz zum Kinde, als wir vor dem Dorf seiner kleinen einexercirten Truppe begegneten, die vor ihm defilirte. Er warf ihr manches Kußhändchen zu, wobei helle Thränen in seinen Augen standen; und als ob alles ihm das Scheiden erschweren sollte, kamen auf dem Wege nach Neustadt seine Ziegen an uns vorüber, von einem andern Knaben geführt. Er verlangte auszusteigen, streichelte die Thiere, die sich um ihn drängten, fütterte sie, und sprang endlich in den Wagen mit den Worten: en avant, marchons! Er lächelte zwar, wandte aber das Gesicht gleich darauf ab, und ehe er es mir wieder zuekehrte, sah ich ihn mit der Hand darüber wegfahren.

Wir reisten ohne Zufall weiter, aber Roberts Ungeduld, Frankreich zu erreichen, steigerte sich fast zu einem fieberhaften Wahnsinn. Er zählte die Meilen, die Stunden, die Minuten, und die Heftigkeit, mit der er die Postillone antrieb, schneller zu fahren, erschreckte mich oft. So kamen wir über den Rhein, und betraten den heiß ersehnten Boden. Kaum setzte er den Fuß auf denselben, als er niederstürmte und die Hände wie dankend zum Himmel erhob; dann warf er sich auf die Erde, drückte sein Gesicht hinein, *ô ma patrie!* rief er aus. Ich wagte diesen Ausbruch jugendlicher Begeisterung nicht zu stören. Als ich aber dennoch, besorgt über die Unbeweglichkeit seiner Extase, zu ihm trat, ihn anrief, ihn aufheben wollte, da er nicht antwortete — wer beschreibt mein Entsetzen? Er war kalt, leblos; mit den Händen in den Boden geklammert, kostete es Mühe ihn loszureißen. Ersparen Sie mir das Übrige, meine Angst, meinen Schmerz — er erwachte nicht aus dieser Ohnmacht, ein Nervenschlag hatte ihn getroffen. —

Die Stimme des Erzählers, fuhr der Kaufmann fort, war in ein leises, unmerkliches Schluchzen übergegangen. Tiefes Mitleid bewegte meine Brust, ich reichte dem Abgewendeten meine Hand — Meine Schuld ist verdoppelt, und bleibt unabgetragen, sagte er dumpf und verließ mich; ich habe ihn nicht wiedergesehen. Er soll im polnischen Freiheitskriege geblieben sein. —

Die Gesellschaft war lebhaft ergriffen. Ihr ernster Schluß stand mit ihrem lustigen Anfang in sonderbarem Contrast. Die Natur schien diesen Contrast auf umgekehrte Weise nachahmen zu wollen. Die Tormenta des Abends hatte sich gelegt, und die Sonne stieg glänzend empor über dem beruhigten Spiegel des Meeres. — Man zerstreute sich.

---

## Die Gesellschaft auf dem Lande

### 1. Emilie de Vergy

Es war nach dem Abendessen, die Gesellschaft zog schweigend durch den dunklen, feierlichen Wald; einige hatten sich den Tag über in Conversationen erschöpft, andere liebten es, ihren Geist nicht anzustrengen, und dem Magen das unbeschränkte und alleinige Recht der Tätigkeit zu gönnen, wo es ihm am nöthigsten war; die meisten aber schwiegen gewiß aus jenem Gefühl der Ehrfurcht, welches eine herannahende, schöne Sommernacht einflößt; leise schritt man durch die Gruppen der prachtvollen Bäume und ihre tiefen, auf feines Waldgras geworfenen Schatten. Plötzlich erhob eine der nüchternsten, oder vielleicht in diesem Augenblicke in einem andern Sinne am wenigsten nüchternen Stimmen sich, und rief: "aber wo wollen wir eigentlich hin, meine Theuersten? Lassen Sie uns doch nicht die schönen, so eben gestärkten Kräfte mit müßigem Umherschlendern vergeuden! Haben wir ein Ziel unserer nächtlichen Irr- und Querfahrt?" — "Ach in das Tannenwäldchen", erscholl eine Antwort aus dem Munde der zartesten Figur des Kreises; "da ist's so göttlich schauerlich!" Die Gesellschaft sah sich nach dem Sprecher um, und erblickte mit Erstaunen ein kleines vierjähriges Mädchen, welches sich mitgeschlichen hatte. Die Kleine, beschämt über ihre Kühnheit, so laut gesprochen, und schon mädchenhaft erschrocken, ihr Innerstes enthüllt zu haben, schlug die Augen nieder und schwieg. Die Gesellschaft schien ihr Gefühl zu achten, und jene Empfindung heiligen Schauers, jenes entzückende und doch angstvolle Ahnen einer tiefverschleierten und dennoch gegenwärtigen Welt schien durch das Wort des Kindes über sie gekommen zu sein. Man ging dem Tannenwalde zu; die Natur war lautlos; am Horizonte nur schienen Abendwinde die Wipfel der Wälder zu durchziehen; sie trugen das leise Echo eines klagenden Eulenchors herüber, eine der schönsten Harmonieen der Nacht dem, der sie je in ihren in Accorden gestimmten Tönen hörte. So erreichte man den Fichtenwald; dunkle Schatten wechselten hier mit milden Streiflichtern, bis der Pfad sich verengte, und diese spärlicher und seltner wurden. Leise rauschten die Tritte im Grase, der Athem wurde angehalten; plötzlich schauderten alle zusammen; eine Schaar schwarzgeflügelter Raben fuhr aus dem ersten



Schlafe, vielleicht Traume auf, und umkreiste ängstlich, schwerflatternd den sonst so sichern Horst; sie durchkreuzten die Luft zu wiederholten Malen, die dunkeln Fittige streiften dicht über den Häuptern der störenden Fremden hin, und sie nahmen endlich, da die Stimmen jener lauter wurden, die Flucht in eine benachbarte Waldpartie, wo sie sich auf den höchsten Eichen niederließen.

"Man sagt, die Raben wären gebannte Geister," fing ein alter Herr neckend an; "erschrecken Sie nicht darum so sehr vor ihnen, schöne Nachbarin!" — Die angeredete junge Dame gab ihm einen Schlag mit dem Fächer und flüsterte: „Seyn Sie jetzt still davon". — "Nein, nein," riefen mehrere Stimmen; "erzählen Sie eine von Ihren Gespenstergeschichten!" — "Mir ist nie eine begegnet," antwortete er halb traurig. "Nie? gewiß nicht?" fragte die Dame. Er schwieg, und sah vor sich nieder. "Nie?" fragte jene noch einmal. Er schüttelte den Kopf, schwieg aber noch immer. "Aber meinen Vettern und Basen," sagte er endlich halb spöttisch, als wolle er die Aufmerksamkeit der Zuhörer von diesem Gegenstand ablenken. "O erzählen Sie!" riefen mehre Stimmen. "Was mir jetzt einfällt," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, "ist eben keine Gespenstergeschichte, aber" — er stockte; "aber?" fiel die Gesellschaft ein; "vielleicht eine wahre," setzte er hinzu; seine Stimme zitterte, und, hätte die Beleuchtung es erlaubt, man würde eine Thräne in des Greises Auge gesehen haben. Er faßte sich jedoch schnell, und lud die Gesellschaft zum Sitzen ein; Alle gehorchten. Das Kind hatte sich dicht an ihn gedrängt, die andern gruppirten sich auf dem Rasen um ihn her; eine erwartungsvolle Stille trat ein. Der Alte fuhr mit der linken Hand über die Stirn, legte die Rechte auf des Kindes Schulter, und begann:

Ich hatte einen Freund, der sich als kleines Kind durch die Entdeckung eines Verbrechens in seiner Vaterstadt bekannt machte. Scheinbar zufällige Reden des Kindes führten die Richter auf eine Spur, welche sie ohne dasselbe vielleicht nie gefunden hätten, und das Merkwürdigste dabei war, daß das Kind nicht etwa Geschehenes oder Erfahrenes ausplauderte, sondern entweder bloß zufällig, oder durch eine seltsam magnetische Gabe, das bildlich aussprach, was wirklich geschehen war. Eine Zeit lang betrachtete man es als ein Wunder, und erhöhte und steigerte seine Worte bis zum Unglaublichen; als es aber später sich durchaus wie ein gewöhnliches, wenigstens nicht wunderbares Kind zeigte, als nie wieder eine ähnliche Kraft in seinem Leben sich aussprach, fing man allmählich an, das früher Bewunderte ganz gewöhnlich zu finden; die eifrigsten Verfechter des Mirakels zuckten die Achseln über die Verblendung der Welt, wenn die Geschichte vorgetragen wurde, nannten sie ein Ammenmärchen, und

pfliegten gewöhnlich das arme Kind selbst aufzurufen und zu befragen, welches dann, nach mehren Jahren, in denen es die Geschichte völlig vergessen hatte, meist gar nicht mehr wußte, wovon die Rede war, und nur aussagte, oder erzählte, was ihm die Fragenden in den Mund legten, die sich dann weidlich an seiner Unwissenheit ergötzen, und triumphirend auszurufen pfliegten: So schreibt man Geschichte! —

Der Knabe wuchs heran, und ward zum Jüngling, dessen Bekanntschaft ich auf Universitäten machte; zufällig hatte ich von der Geschichte gehört, und erwähnte ihrer in seiner Gegenwart einmal. "Thorheit, Thorheit!" fuhr er lachend auf; "sie haben mich mit dem Ammenmärchen schon genug gequält!" — "Aber das juristische Factum?" sagte ich. "Was beweist das?" fiel er mir hastig ein. "Nichts, als daß der Zufall entdeckte, was er tausendmal entdeckt hat. Ich besinne mich auf nichts mehr von der ganzen Geschichte, als auf die Kreuz- und Querfragen, die ich hundertmal zu bestehen hatte, und die meinen armen Kopf förmlich verwirrten; ich sollte immer sagen, was ich nicht wußte, nie gewußt hatte; und soll Dirs nun auch noch sagen. Ich bitte Dich, laß mich in Zukunft damit zufrieden!" Der Begebenheit ward nie mehr unter uns erwähnt.

Familienverhältnisse riefen ihn nach Schweden, wo er mehre Jahre zubrachte, und mannigfache Verbindungen anknüpfte. Am werthesten war ihm die Bekanntschaft eines Grafen Oxenstierna, welche er bei mineralogischen und botanischen Wanderungen im Gebirge gemacht hatte. Der Graf lebte einsam auf seinen Gütern, und weder der Besitz eines bedeutenden Vermögens, welches ihm vor kurzem durch das Aussterben einer Seitenlinie zugefallen war, noch der Glanz seines historischen Namens vermochten ihn, in die Residenz zu ziehen. Dieses Vermögen wandte er jedoch auf die edelste Weise an; seine Bauern segneten ihn, und manche wissenschaftliche Forschung, manche öffentliche Anstalt wurde durch ihn unterstützt. Meines Freundes Versuche, ihn in den Kreis der Gesellschaft und der Geschäfte zu ziehen, blieben vergeblich; dagegen lud der Graf ihn ein, in der schönen Jahreszeit einige Zeit auf seinen Gütern zuzubringen. Ich — mein Freund folgte der Einladung. — Der Alte stockte einen Augenblick, er schien von einem Hustenanfalle gestört. — Er fand, fuhr er fort, den Grafen sonderbar bewegt bei seinem Wiedersehen. "Mir ist's immer, als fände ich bei meiner Heftigkeit einen rettenden Anker in Ihrem stillen Gemüthe," sagte er dem erstaunten Theobald — so will ich den Ihnen Unbekannten nennen. "Sie kommen aus den Stürmen der Welt in den Port des Friedens, und sind unbewegt, während das Schiff, welches längst schon Schutz in seinem Busen suchte, noch auf schäumender Woge der Brandung schwankt." — "Lieber Graf," versetzte Theobald, "es

ist oft nicht gut die Einsamkeit zu suchen; alle Eindrücke bleiben da frischer, kräftiger; man lebt in der Vergangenheit, die Wellen neuer Ereignisse spülen sie nicht hinweg, und unser Inneres siegt über die weniger reichhaltige Zeit, von der es oft nützlich seyn kann, sich besiegen zu lassen." Oxenstierna sah ihn entsetzt an, als erschrecke er über den Blick, den jener in sein Inneres gethan. "Kommen Sie mit mir, kommen Sie zurück in diese geflohene Welt," fuhr Theobald fort, "und, was Ihnen auch fehlen mag, Ihnen wird besser werden. Reisen wir morgen beide nach Stockholm!" Oxenstierna schlug die forschenden Augen wieder beruhigt nieder. Theobald glaubte in dieser Bewegung Zustimmung zu lesen, und wurde dringender. Der Graf ließ ihn reden, aber als jener inne hielt, und eine Antwort zu fordern schien, sagte er: "Nach Stockholm? Nie!" Theobald fühlte sich unangenehm betroffen, und schwieg einen Augenblick, empfindlich, daß man ihn seine Beredsamkeit hatte umsonst verschwenden lassen; der Graf bemerkte es, und mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit sagte er: "Kommen Sie, Sie sollen meine Gärten, meine Felder sehen, alles, was ich gethan habe, seit Sie in der Residenz schwärmten; meine Zeichnungen, meine Sammlungen, kommen Sie!" Und so zog er den Freund von Genuß zu Genuß fort, bis jener Abends, fast eben so ermüdet vom vielen Anschauen, als angegriffen von der Reise, zur Ruhe ging.

Theobald schlief unruhig, wie man es nach ungewöhnlichen Anstrengungen wohl thut, und träumte viel. Das Traumbuch sagt, daß, wenn man zum erstenmal an einem Orte schläft, man sich seine Träume merken solle, weil diese einzutreffen pflegen. Theobald fühlte beim Erwachen seinen Kopf wüst; es war ihm aber unmöglich, sich auf seine Träume zu besinnen; er erinnerte sich nur einiger glühenden Punkte, die durch die Nacht der Traumwelt wie Sterne funkelten, aber sie waren isolirt, unverbunden, und so vermochte er ihre Schrift nicht zu lesen; nur kam in allen diesen Träumen der Name einer Person vor, von der er sich nicht besann, je gehört zu haben, ein Name, mit dem er keinen Begriff verbinden konnte. "Seltsam!" sagte er zu sich selbst; "man träumt wohl von Gegenden, Gestalten, die man nie gesehen hat; man träumt von ihnen auch wohl nach langer, langer Zeit wieder, und begrüßt dann die nur im Traume Lebendigen wie alte Bekannte; aber von einem Namen zu träumen, an den man keine früheren Erinnerungen zu knüpfen weiß, von einem bloßen Namen, ihn immer und immer wieder zu träumen, das ist doch sonderbar! Und was soll mir der Name? Weiß ich nur einmal, was ich davon geträumt habe? Ich habe nichts geträumt als *Emilie de Vergy*. Was ist mir Emilie de Vergy? Ein leerer Schall! Und ist der ganze Name nicht vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, ja ganz gewiß nichts anderes als ein Schall? Seit wann

ist meine Einbildungskraft so verarmt, daß sie nicht nur am Buchstaben hängt, sondern sogar nichts als den Buchstaben kennt?"

Während er so klügelnd mit sich selber sprach, stieg er aus dem Bette, und sein Fuß trat auf etwas Hartes. Er hob es auf, es war ein kleiner, unscheinbarer goldener Ring, fast wie ein Trauring geformt. Er betrachtete ihn genauer, und las mit Entsetzen in seinem innern Umkreise den deutlichen Namen. Emilie de Vergy. Ein nie gefühlter Schauer durchzuckte seine Seele; er hielt den Ring vor sich und schloß die Augen, als wolle er die Schrift nicht wieder sehen, als hoffe er noch, sie nie gesehen zu haben. "Bist Du wahnsinnig?" fragte er sich dann im nächsten Moment "daß Du liesest, was nicht da steht, nicht dastehen kann!" Er blickte wieder auf den Ring; deutlich las er wieder: *Emilie de Vergy*, und die Schrift leuchtete ihm mit Flammenblicken entgegen. Eine Weile stand er, als habe er Belsaars Wandschrift gelesen, dann faßte er sich, kleidete sich an, und beschloß dem Grafen bei seinem aufgeregten Gemüthszustande lieber noch nichts von der sonderbaren Begebenheit zu sagen, und erst nach dem Namen Vergy zu forschen. So steckte er den Ring zu sich, und suchte seinen Freund auf. Im Laufe des Tages fragte er ihn, ob er eine gewisse Emilie de Vergy kenne. "Wie? was ist's mit ihr?" fuhr der Graf auf. "Nichts," erwiderte Theobald; "ich frage nur, ob Sie sie kennen." Des Grafen Gesicht überzog eine tiefe Röthe; "ich habe sie wohl gesehen, früher, in Stockholm," entgegnete er leicht; sie war ein hübsches Mädchen. Es giebt so viele hübsche Mädchen! Warum fragen Sie?" Die Reihe der Verlegenheit war nun an Theobald; er hatte nicht geglaubt, daß seine hingeworfene Frage so viel Eindruck machen würde, und sich auf eine Gegenfrage nicht vorbereitet; doch erwiderte er schnell gefaßt, es sei letzthin ein Brief aus Deutschland durch einen Gesandtschaftscourier unter dieser Adresse angekommen, man hätte die Person nicht auffinden können, und sich deshalb an ihn gewendet, der eben so wenig Auskunft zu geben gewußt habe; das sei ihm beiläufig wieder eingefallen, und so habe er ihn gefragt. "Wissen Sie, wo sie wohnt?" setzte er so unbefangen als möglich hinzu. "Ich weiß es nicht," erwiderte Oxenstierna schneidend, und verließ ihn unter einem unbedeutenden Vorwande.

Seltsam genug schien das gute Einverständniß beider Männer seit dieser Scene einen Stoß erlitten zu haben. Der Graf blieb kalt und einsylbig, und nahm jede vertrauliche Annäherung von Seiten Theobalds zurückweisend auf; vergebens hatte dieser sich vorgenommen, seinem Vertrauen entgegen zu kommen, das Verhältniß war und blieb wie durch Aladins Schwert getrennt; Theobald fühlte bald, daß seine Gegenwart dem Grafen lästig sei, und nahm Abschied.

Oxenstierna ließ ihn ziehen; von Stockholm aus schrieb ihm jener noch einmal einen herzlichen Brief, in dem er die verdrießliche Sache mit keiner Anspielung zu berühren wagte; dieser Brief blieb ohne Antwort, und Theobald verlor unter gehäuften Geschäften einer bürgerlichen Anstellung in Stockholm den schon halb erworbenen Freund endlich völlig aus dem Gedächtnisse, bis ihm nach Verlauf eines Jahres das Gerücht zu Ohren kam, daß Oxenstierna von einer Reise ins nördliche Schweden nicht zurückgekehrt, daß er spurlos verschwunden sei. Wie ein Donnerschlag traf es Theobald; er stand vor seinem Ringe und sah ihn, den er fast vergessen hatte, von düstern Ahnungen befangen, an. Lastend legte sich der Druck seines Geheimnisses auf ihn, als müsse er es nun allein tragen, als dürfe er es nicht mehr mittheilen, als habe er die Möglichkeit der Aufklärung, da sie noch vorhanden gewesen, versäumt; eine geheime Stimme sagte ihm: hättest Du nicht vielleicht in seinem Schicksale etwas ändern können? Warum theiltest Du ihm, trotz seiner Schroffheit, nicht die wunderliche Begebenheit jener Nacht mit? Was ist der Mensch, daß er Winke, die ihn zum Handeln aufzufordern scheinen, nicht befolgt, daß er mit ihnen schaltet, sie vergräbt, wie sein Eigenthum, daß er das Geheimniß birgt und hütet, gleich der Schuld? Das Geheimniß ist das Übel! Wer weiß, ob hier offene, freie Rede nicht genützt hatte, wer weiß wozu jener Wink mir gegeben ward? Warum verließ ich ihn, in dessen Schicksal die Vorsehung mich wunderbar zu verflechten schien, so schnell, so ohne Erklärung?

Er verschloß gedankenvoll den Ring in ein wohlverwahrtes Kästchen, und ging aus. Das Verschwinden des Grafen war die Neuigkeit des Tages, das Gerücht bestätigte sich mehr und mehr, doch ohne weitere Spuren anzugeben; endlich verdrängten andre Begebenheiten diese aus dem Kopfe, aus dem Munde der Menschen, und das Ungeheure fing an ihnen alltäglich zu erscheinen, weil es alt ward. In Theobalds Gemüth klang der scharfe Ton länger nach, aber es war umsonst, und er überzeugte sich endlich, daß der Verschwundene entweder bei einer wissenschaftlichen Wanderung in den nördlichen Bergen verunglückt sei, oder daß er sich in schwermüthiger Verirrung selbst den Tod gegeben habe. Das Unabänderliche versöhnt uns mit sich, und wir legen es bei Seite, als etwas, welches uns keinen Stoff mehr zum Handeln oder Hoffen giebt. "Nur das Thun interessirt, das Gethane nicht," sagt Göthe; das Fertige, Vollendete, und in sofern Todte, verschwindet nach und nach aus unserm Gedächtnisse; und wer vermöchte zu leben, wenn man nicht vergessen könnte?

So vergingen über zwei Jahre, als eine Geschäftsreise meinen Freund in die nördlichen Theile des Reiches rief. Die Jahreszeit war noch rauh, die Wege schlecht, fast unzugänglich; kurze Tagereisen und

seltne Nachtquartiere zwangen ihn daher oft, die Gastfreiheit fremder Gutsbesitzer in Anspruch zu nehmen; noch spät Abends erreichte er einst das Schloß eines Edelmannes, und wurde, von ihm und seiner schönen und lebenswürdigen Gemahlin freundlich aufgenommen. Ein Zimmer ward für ihn in einem der Flügel des Schlosses bereitet, und die bequemste und angenehmste Einrichtung nahm den ermüdeten Reisenden in ihre behaglichen Räume auf. Er legte sich schlafen, und vergönnte, gastfrei wie seine Wirthe, dem armen, vor Frost fast erstarrten Hündchen, welches seinen Herrn nie verließ, einen Platz zu den Füßen seines warmen Bettes.

Er schlief ruhig und fest, als ihn plötzlich das heftige Bellen seines Hundes weckte. "Still, still!" rief er, ärgerlich über die Störung; "willst du wohl schweigen, lästiger Geselle!" Aber das sonst so folgsame Thier bellte, wiewohl sich rings um weder etwas sehen, noch hören ließ, immer ängstlicher, und seine Stimme ging endlich in das kläglichste, schauerlichste Geheul über. Theobald glaubte, es sei krank, und legte es zu sich. Es war still, aber sein Athem hob sich angstvoll, wie der eines Sterbenden. Plötzlich hörte Theobald einen Laut, als ob das reinste Glas angeschlagen werde; er fuhr auf, seine Augen starrten im Zimmer umher; die tiefste gleichförmigste Dunkelheit war darin verbreitet, und er konnte keinen Gegenstand unterscheiden. Zum zweitenmal erhob sich der Ton, gleich klar, gleich klingend, ein Herrscher in den stillen Lüften, dicht neben ihm. Er lauschte — zum drittenmal! Gleich einer Bildsäule saß er da; die Töne wurden lauter, regelmäßiger, es war ihm, als müsse er sie greifen können, als könne er den Punkt angeben, wo sie entständen. Nie hatte er einen so erschütternden Ton vernommen, der sich in genau abgemessenen Pausen wiederholte, dem Klange des reinsten Glöckchens gleich. Er ging mit dem Muth der Verzweiflung auf den Punkt los, wo jene Töne ihm zu entspringen schienen; da hörten sie auf. Zusammenschauernd stand er und lauschte — alles blieb still. Kaum wagte er sich zu regen, aber die angespannte Erwartung ließ endlich nach, und er stürzte ans Fenster. Luft, Licht! war sein einziger Gedanke, sein noch nicht zum Gedanken gewordenes Gefühl. Er riß die Laden, riß daß Fenster auf; eine kalte Nachtluft strömte mit dem schönsten Mondschein herein, der das ganze Zimmer erhellte; sie stählte seine Nerven, er fühlte sich wieder Mann. Das Zimmer war leer, die Thür fest verschlossen; keine verborgne, keine Tapetenthür, kein Winkel, alles lag klar wie am Tage und unbelebt vor ihm. Er trat noch einmal an das Fenster. Draußen lag sie, still und groß wie immer, die ewige Natur, träumend, sinnend im Mantel der Nacht, ihre Stirn verklärt vom Glanz des Mondlichts, wie von hohen Gedanken. Dunkel säumten Tannenwälder den lichten Horizont, ferne Berge lagen im bläulichen Schimmer, und gleich verklärt

erschieden die nahen wie die entfernten Gegenstände im blassen Lichte der Gestirne, so liegen vor dem Auge seliger Geister Gegenwart und Zukunft gleich hell ausgebreitet da. Der Blick in diese Ruhe gab auch Theobalds Gemüth die Ruhe wieder; die großen, ewigen Gesetze der Natur traten vor seine Seele, und er lächelte über den Spuk der Unterwelt, oder die Einbildungen einer gereizten Phantasie. Immer noch sah er hinaus in die weite Ferne, und konnte sich nicht trennen von dem heiligen Bilde; endlich legte er sich nieder, und schlief ruhig, beglänzt von den Strahlen des Vollmonds, bis an den Morgen.

Freundlich begrüßten ihn seine Wirthe; die Einsamen freuten sich seiner Gesellschaft, und das Gespräch ward bald lebendig. Man beredete ihn seine Weiterreise etwas aufzuschieben, und er brachte noch einen angenehmen Tag dort zu. Kurz vor dem Schlafengehen bat er um ein Glas Zuckerwasser. Als er den Zucker aus der silbernen Schaal nehmen wollte, da las er auf ihrem Deckel den Namen: Emilie de Vergy. Sein Erstaunen zwang ihn, denselben laut auszusprechen. "Der Name, den ich als Mädchen führte," sagte die Wirthin leicht; "kennen Sie mich vielleicht schon? Doch entsinne ich mich nicht Sie früher gesehen zu haben." Theobald erwiderte, der Name habe ihn an einen andern ähnlichen erinnert; er war aber unfähig zu einer längern Unterhaltung, und eilte auf sein Zimmer. Nicht ohne Schauer betrat er es; das seltsame Zusammentreffen hatte das Entsetzen der Nacht wieder in ihm erweckt; er untersuchte das Zimmer auf's neue sorgfältig, verschloß die Thüre, lud seine Pistolen, ließ die Laden offen, das Licht brennen, und schlief ein.

Unruhige Träume verfolgten ihn, die ihm jedoch nicht klar wurden. Plötzlich glaubte er von einem Lärm zu erwachen. Die Thüre seines Zimmers wurde leise und vorsichtig geöffnet, und zu seinem Erstaunen sah er den Wirth hereintreten, ein Licht in der Linken; sorgfältig überblickte er das Zimmer; seine Augen fielen auf ihn — er sah prüfend zu, ob er schlafe, und da er sich davon überzeugt hatte, setzte er das Licht auf einen Tisch, näherte sich dem Bette — mit Einsetzen entdeckte Theobald einen Nagel und einen Hammer in seiner Hand; er wollte aufspringen und seine Pistolen ergreifen, aber ein fürchterlicher Starrkrampf fesselte seine Glieder, er lag regungslos; da mußte er sehen, wie der Edelmann den Nagel an seine Schläfe setzte, und die Hand mit dem Hammer erhob, im Begriff, einen starken Schlag darauf zu thun. Ein lauter Schrei brach die Gewalt des Krampfes, seine Augen öffneten sich; heiter und lächelnd beschien die Morgensonne sein Lager. "Es war ein Traum!" sagte er mit Entzücken, und jubelte, wie ein Neugeborner, dem Licht des Tages entgegen. "War es wirklich ein Traum?" wiederholte er sich im nächsten Augenblick, und vermochte

kaum es zu glauben, es zu fassen. Er fühlte sich tief erschüttert; bleiern lag die überstandene, phantastische Gefahr auf seinen Gliedern; er mußte sich setzen; lange saß er so; auf einmal fühlte er eine Thräne seine Wangen herunter rollen. Beschämt sprang er auf, sich gewaltsam fassend; "bin ich denn ein Weib?" fragte er sich unwillig, und kleidete sich an.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, die sich fast jedesmal bestätigt, daß der einer großen Gefahr entronnene Mensch das freudige Gefühl der Rettung nicht lange festzuhalten vermag, daß ihn der Rückblick auf die überstandene Noth mehr erschreckt, als die Rettung ihn erfreut, und daß so eine Erschütterung und Abspannung bei ihm eintritt, die erst der Wirkung der Zeit weicht. Theobald überwand sie gewaltsam, und trat fast heiter in den Kreis der Familie. Doch flöste ihm der Anblick des Edelmanns ein eignes Grauen ein; er kämpfte dagegen, und gerieth dadurch in eine Stimmung fieberhafter Lebhaftigkeit, in welcher er, im Laufe des Tages, sich selbst unbewußt, fast willenlos dazu hingerissen, den Namen Oxenstierna nannte. Bei diesem Worte fuhr der Edelmann auf, als habe er eine Schlange gesehen, und starrte in einen Winkel des Zimmers. Theobald sah ihn betroffen an. "Kannten Sie den Grafen Oxenstierna?" fragte er. — "Ja — nein — ich sah ihn einmal." — "Sie haben ohne Zweifel von seinem sonderbaren Verschwinden gehört," fuhr Theobald fort; "wissen Sie nichts Näheres darüber? Er verschwand in den Gebirgen dieser Provinz." Todtenblässe überzog das Gesicht des Wirths bei dieser Bemerkung des Gastes; er fixirte ihn, als wolle er seine innersten Gedanken lesen. Theobald erwiderte den scharfen Blick mit einem gleich prüfenden, vor dem das Auge des Edelmannes, nachdem er einen vergeblichen Kampf der Frechheit gekämpft hatte, niedersank. Die lebenswürdige Frau machte der unangenehmen Pause, nicht ohne Ängstlichkeit, ein Ende, indem sie sagte, sie hätten allerdings den Grafen gekannt, über die unbegreifliche Geschichte seines Verschwindens aber nicht mehr erfahren, als die Welt; es verunglückten jedoch alle Jahre Menschen in den Gebirgen, die oft nicht wieder gefunden würden, und nur der bedeutende Name des Grafen habe seiner Geschichte diese Wunderbarkeit in den Augen der Menge geben können. Der Edelmann war unterdeß aufgestanden, und verließ sie, um, wie er sagte, Briefe zu schreiben, die am andern Morgen früh zur Stadt gebracht werden mußten. Die junge Frau saß in tiefe Gedanken versunken vor Theobald; er sah auf, eine Thräne zitterte eben über ihre Wange. Sie wandte sich ab; er wollte gehen, sie hielt ihn einen Augenblick zurück, um ihn zu bitten, doch vor ihrem Manne den Namen des Grafen nicht wieder auszusprechen; "der Graf," setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu, "hielt früher um mich an, und meine



Vormünder versagten ihm meine Hand; mein Mann hört ihn ungern nennen." Theobald empfahl sich; lange konnte er nicht schlafen, die sonderbarsten Gedanken die ängstlichsten Vermuthungen, durchkreuzten sich in seinem Kopfe, und als er spät am Morgen Ruhe fand, trat derselbe Traum mit derselben schauervollen Überzeugung des Wachens vor seine Seele; derselbe Krampf hielt seine Glieder gefesselt, noch deutlicher erkannte er die Gestalt seines Wirths, und erwachte abermals mit einem lauten Schrei, um nichts zu sehen, als die ersten Strahlen des Morgenroths im Osten, welche sein Zimmer matt erleuchteten; darin zu bleiben war ihm unerträglich; er öffnete daher die noch fest verschlossene Thür, und eilte durch die Gänge des Hauses, in welchen ihm nur einige Mägde begegneten, ins Freie.

Der Weg, den er gedankenlos einschlug, führte ihn in einen abgelegenen Theil des Dorfes; die wach werdenden Bewohner desselben staunten ihn von ihren Thüren aus an; er eilte an ihnen vorüber, und suchte den Menschen und ihren Wohnungen zu entkommen; wie er aus dem Dorfe heraustreten wollte, hemmte eine kleine Mauer seinen Pfad; er übersprang sie, und stand in der Verzäunung des Dorfkirchhofs, den viele Gräber füllten, mit wenigen, unbedeutenden Denkmalen geziert. Er irrte, sonderbar bewegt, unter ihnen, las mehre nichtssagende Inschriften, und stand endlich vor einem nicht sehr alten, aber sehr vernachlässigten Grabhügel, der in einem Winkel halb verborgen lag, und sein Auge fesselte. Einige Bündel Reisig schienen darauf gelegen zu haben, und in der Nacht gestohlen worden zu seyn; das verrieth wenigstens die Verletzung des Zaunes, und zerstreutes Wellenholz. Der Rasen, der die andern Hügel bedeckte, war hier welk, und hatte keine Wurzel gefaßt; hin und wieder hatte ein Busch Nesseln seine Stelle eingenommen, an andern Orten war das Grab kahl, und spärlich mit Unkraut überwachsen. "Wer liegt hier?" fragte Theobald den vorübergehenden Todtengräber, der ihn aufmerksam zu betrachten schien. "Was weiß ich's, irgend ein Bauer!" erwiderte dieser kurz und barsch. Theobald sah ihn erstaunt an; die Landleute pflegen in diesen entfernten Gegenden sehr bescheiden gegen Höhere zu seyn, und dieser Ton fiel ihm daher auf. "Ich frage nach dem Namen des hier Begrabenen!" fuhr er streng und bestimmt fort. "Ich weiß ihn nicht mehr, ich bin erst seit sechs Jahren Todtengräber." — "Ihr wißt ihn nicht? Wie alt ist das Grab?" — "Es hat seine vollen zehn Jahre," erwiderte der Mann, und wollte weiter gehen. Theobald mußte das als absichtliche Lüge erkennen. "Schurke," rief er, "es kann kaum ein paar Jahre alt seyn! Ich verlange, daß Du mir das Grab öffnest!" — "Ihr könnt's verlangen, aber es geschieht doch nicht," sagte der Mensch mit frecher Stimme, und wollte weiter gehen. Theobald versuchte gütliche Mittel; er bot ihm seine Börse; umsonst, der Mann bemühte sich nur

ihm zu entkommen; Theobald sah ihn erst langsam, dann, wie er sich nicht mehr bemerkt glaubte, schneller fort und dem Schlosse zueilten.

Er schlug rasch einen andern Weg ein, und ging in die Schenke des Dorfes. Hier bestieg er das erste beste Pferd, und jagte der nächsten Stadt zu. Er erreichte sie erst gegen Mittag, meldete sich bei den Behörden, und verlangte Autorisation und Begleitung, um jenes Grab öffnen zu können. Sie ward ihm nach einigem Hin- und Herreden, Staunen und ungläubigem Lächeln von Seiten der Beamten gewährt, nachdem er seinen Paß vorgezeigt, auf dem ausdrücklich der Befehl an die Behörden bemerkt war, die amtliche Reise des Betreffenden auf alle mögliche Weise zu erleichtern, und gedroht hatte, die Weigerung seines Verlangens in der Hauptstadt anzugeben. Er nahm Postpferde, und kam noch vor Sonnenuntergang auf dem Gute des Edelmanns an. Sein erster Weg ging nach dem Kirchhofe. Die Sonderbarkeit des Beginns verbreitete dasselbe wie ein Lauffeuer im Dorfe; der Prediger des Ortes erschien, und in Kurzem hatte sich auch der größte Theil seiner Bewohner eingefunden. Eben wollte man die Arbeit anfangen, als der Gutsherr die Haufen mit wilder Miene theilte, und Theobald mit donnernder Stimme zurief: "Was wollen Sie? Was beginnen Sie? Ich bin hier Behörde, was fällt Ihnen ein?" Theobald wies seine höhere Autorisation vor. Der Edelmann erblaßte, und zog ein paar Pistolen aus dem Gurtel. "Ich bin aufs gröblichste beleidigt," rief er heftig; "ehe das geschieht, schießen Sie sich mit mir!"

Er reichte Theobald eine der Pistolen. "Ich schieße mich nachher," antwortete Theobald kalt, und steckte die Pistole zu sich. " Sie schießen sich jetzt, oder sterben!" rief der Gutsherr außer sich, und wüthend jagte er die scheue Menge seitwärts. "Ich schlage mich mit keinem Mörder!" erwiderte Theobald unerschrocken, feuerte seine Pistole in die Luft, und schleuderte sie dann dem Edelmann vor die Füße. "Fahrt fort mit der Arbeit," sagte er kalt, sich zu den Leuten wendend. Ein Schrei aus aller Munde unterbrach ihn, dem ein Knall folgte. Der Gutsherr lag in seinem Blute. Man stürzte hinzu, alle Hülfe war vergebens, die Kugel war gerade durch das Herz gegangen. Der Unglückliche wurde in das Haus des Todtengräbers gebracht; dem Prediger, der erst seit zwei Jahren am Orte angestellt war, ward das traurige Geschäft, die Gattin des Verstorbenen auf die Begebenheit vorzubereiten, und sie zu bewegen, das Dorf augenblicklich zu verlassen. Von den Umstehenden erfuhr Theobald, daß wirklich vor zwei oder drei Jahren ein Graf Oxenstierna einige Tage auf diesem Gute zugebracht habe. Das Grab war indessen geöffnet worden, trotz des Einbruchs der Nacht; der Sarg wurde herausgehoben und — mit Entsetzen erkannte Theobald beim Scheine der Fackeln den Siegelring seines Freundes; mit noch größerem

Entsetzen eine tiefe Wunde in der Schläfe des Verstorbenen; ein langer eiserner Nagel fand sich noch in den Falten des Leichentuches.

Ein Jahr später ruhten die Überreste des Grafen Oxenstierna im Familienbegräbniß seiner Väter, auf einem seiner Güter.

Der Alte schwieg, eine Pause trat ein. "Und Emilie de Vergy?" erhob sich die Stimme der jungen Dame schüchtern.

"Sie machte eine Reise nach dem Continent und starb in Frankreich, wie ich gehört habe." — "Und Ihr Freund?" — "Er verließ Schweden."

Der Greis schwieg; niemand wagte weiter zu fragen; er nahm die Hand des Kindes; die Kleine hatte ihr Köpfchen auf seine Schulter gelegt, und war eingeschlafen; er stand auf, die übrige Gesellschaft folgte.

## 2. Die Kette

Die Gesellschaft zeigte seit jener Erzählung des alten Herrn einen vorherrschenden Geschmack für Geistergeschichten; doch hielt sie seine Gegenwart ab, sich dieser Neigung hinzugeben, da sein Wesen eine große, zwar nicht immer anregende, aber immer, wenn er es wollte, zurückhaltende Gewalt über seine Umgebung auszuüben pflegte, und er, wie es schien, jene verhüllten Seiten der Geschichte der Welt und der Individuen nur ungern in seiner Nahe berührt sah. Der geheime Wunsch blieb daher bei allen ein unterdrückter, bis der Alte eines Nachmittags wegreiste, und sich die Gesellschaft in der Dämmerung vereinigt sah, das beliebte Stündchen zu feiern, wo man zuweilen angenehmer plaudert, wenn man sich vertrauend hingiebt, und wo man im Gegentheile, wenn man schon einiges Mißtrauen gegen seine Zuhörer hegte, noch befangener wird, weil man den Ausdruck ihrer Züge nicht mehr erkennt. — Das allgemeine Gespräch war allmählig in einzelne Gruppen zerfallen, die sich einander leise und leiser mittheilten; so daß das halbe Flüstern endlich zur völligen Stille ward.

"Es fliegt ein Engel durch den Saal," erhub ein junger Mann die Stimme. "Oder ein Geist," entgegnete ihm ein anderer; "ich weiß nicht, warum es immer gerade ein Engel sein soll, der diese Ehrfurcht so plötzlich gebietet. Ich zolle sie jeder höhern Kraft, nicht nur der ausgemacht guten." — "Profane Grundsätze!" fiel ein alter Herr ein. "Nicht so profan, wie Sie glauben," sagte der Andere; "ist denn die Natur der Geister so ergründet, ist sie gerade nach unsern Gesetzen, von gut oder böse zu messen? ja liegt nicht eben das Interessante der meisten Geistererscheinungen darin, daß wir nicht wissen, ob sie gut oder böse wirken wollen, und daß uns eben deswegen eine geheime Scheu vor ihren von der gewöhnlichen Regel abweichenden Einflüssen ergreift? Und wie wollen wir den moralischen Werth dieses Wirkens ermessen? Was unsre Pflicht ist, wissen wir; kennen wir die ihrige? wissen wir, ob das, was uns übel und boshaft dünkt, nicht gerade nothwendig war, größeres Übel zu verhüten, segensreiche Wirkungen in einer Ferne hervorzubringen, die unsern Blicken entgeht?" — "Es ist gerade wie mit den Ärzten," erwiderte ein Anderer; "wenn Jemand stirbt, so wissen wir nicht, ob es von der Arznei oder der Krankheit kömmt, und es wäre nur dann zu ergründen, wenn in ganz gleich organisirtes Individuum zu gleicher Zeit in denselben Zustand versetzt, und der Natur überlassen würde; dann erst könnte man sehen, ob sie oder der Doktor ein besserer Mediciner ist."

Glücklicherweise befand sich kein Arzt in der Gesellschaft, sonst möchte dieser Ausfall dem Gespräche eine andere Wendung gegeben haben; es wurde noch eine Zeitlang in diesem Sinne fortgesetzt, da es aber etwas zu metaphysisch zu werden begann, legten sich die Damen ins Mittel, führten es von den allgemeinen Ideen und Resultaten auf specielle Fälle zurück, und so kam man bald von einzelnen Anekdoten über Hinzelmännchen und die weiße Frau zu größeren Geschichten der Art; zwar machte ein boshafter Demagoge die störende Bemerkung, daß, wiewohl den Geistern ihrer Natur nach Rang und Stand einerlei sein müßten, Hinzelmännchen und die weiße Frau, so verbreitet ihre Erscheinungen auch wären, sich dennoch immer rein aristokratisch bewiesen, und noch kein plebejisches Geschlecht ihres Auftretens gewürdigt hätten; daß er sie deshalb nicht für zeitgemäß halte, und auf ihre Ausschließung aus dem neunzehnten Jahrhundert antrage; aber auch an dieser Klippe segelte die Gesellschaft glücklich vorbei, und lief ein in den Hafen der Geistergeschichten, in deren Reihe die folgende den Anfang machte.

In einer einsamen Gegend des alten Rußlands wohnte ein Gutsbesitzer seit langer Zeit in einer Art von Verbannung; er hatte schönere Tage gesehen, hatte am Hofe zu Petersburg in Glanz und

Ansehen gelebt, und trug die Verweisung auf seine Güter, welche ein heftiger, störrischer und unbeugsamer Sinn ihm zugezogen, mit vieler Ungeduld. Anfangs half sie ihm eine liebenswürdige deutsche Gemahlin ertragen, die er vermöge seines an Wildheit glänzenden Charakters oft kränkte und beleidigte. Zwar vermochte er es nicht, ihre immer gleiche Güte und treue Liebe zu erschöpfen, aber ihre zarte Natur widerstand den gewaltsamen Erschütterungen nicht, welche seine Heftigkeit, seine grundlose, ja lächerliche Eifersucht ihr verursachten. Ihre Nerven litten unendlich unter den wiederholten innern Stürmen ihres von außen so einförmig gestalteten Lebens; keine Zerstreung machte ihr diese Leiden weniger fühlbar, keine hob sie darüber weg. Ihres Mannes Laune ertrug diese Einsamkeit nicht wie sie, die liebende Mutter und sorgsame Hausfrau; seine Geschäftslosigkeit lag drückend auf ihm, und er theilte die düstre Farbe seines Gemüthes seiner Umgebung mit, von der er doch wieder aufheiternde Fröhlichkeit verlangte. Wenn er seine Gemahlin hart behandelt hatte, und sie in Thränen zerfloß, so warf er ihr wieder eben diese Weichheit vor, weil es ihn doch schmerzte, sie betrübt zu sehen, und er sich in beruhigten Augenblicken ärgerte, daß er seiner Natur nicht ungestraft den Zügel schießen lassen; auf diese Weise war sein leidenschaftliches Betragen gegen sie ein Gemisch von Ungerechtigkeit und Liebe, welches sie kränkte, erschütterte, und aufs neue fesselte. Vielleicht war sie streng genommen nicht unglücklich zu nennen, denn sie liebte ihn, und fühlte sich, wenn auch auf eigennützige Weise, wieder geliebt; aber ihr Leben und ihre Gesundheit wurden von den tobenden Wellen dieser immer wiederkehrenden Brandung untergraben. Sie starb mit der Liebe zu ihrem Manne, mit welcher sie gelebt, und wenn sie auch die Ursache ihrer zerstörten Gesundheit, ihres Todes kannte, so erfuhr sie doch niemand aus ihrem Munde. Iwanowitsch saß verzweifelnd an ihrem Lager; er glaubte das theure Wesen von einer gewöhnlichen Auszehrung hingerafft — denn die Medicin hat ja für alles Namen, und allerdings äußert sich auch jedes moralische Resultat durch ein physisches — und als ihr letzter Seufzer entflohen war, fühlte er sich vernichtet.

Tage eines gränzenlosen, stumpfen Schmerzes vergingen ihm, aus dem ihn nur der Blick auf seinen einzigen, zurückgebliebenen Sohn empor zu reißen vermochte; er ermannte sich, und sorgte, seiner Meinung nach, vollkommen für seine Erziehung, indem er dem Kinde einen französischen Hofmeister gab, welchem er es aus Mangel eigner gründlicher Kenntnisse ganz überließ. Bald fand sich aber, daß seine Wahl auf ein untaugliches Subject gefallen, und er sah sich genöthigt, zu wechseln. Der nächste Lehrer gefiel ihm indessen nicht besser; zwar schien er Kenntnisse zu besitzen, aber dafür wollte er sich auch den Ansichten des Vaters auf keine Weise fügen, und der Sohn wurde mit

---

einer Strenge behandelt, die bald zwischen dem Lehrer und dem unbegrenzt zärtlichen Vater zu heftigen Auftritten führte, in Folge deren der Lehrer seinen Abschied nahm. Der Sohn blieb vorerst ganz sich selbst überlassen.

Plötzlich wurde die Nachbarschaft mit der Nachricht überrascht, Iwanowitsch, der zärtlich trauernde Gatte, heirathe eine zweite Frau, und zwar ein Bauermädchen aus einer Schenke. Niemand wollte daran glauben, bis die Sage sich endlich mehr und mehr verbreitete, und die genauere Angabe der Person wenigstens vermuthen ließ, daß etwas an der Sache sei; einige Nachbarn hatten Iwanowitsch's häufigere Besuche in der Schenke wahrgenommen, seine Spaziergänge hatten sich immer nach dieser Seite hin gelenkt; man hatte ihn oft vor dem Wirthshause eine Erfrischung nehmen sehen, die ihm die schöne Wirthstochter gereicht. Deshalb zweifelten einige aber immer noch an der Wahrscheinlichkeit einer zweiten Ehe, bis sie ihnen von Seiten des Gutsherrn förmlich angekündigt ward. Man wunderte sich, man wünschte Glück, doch niemand wagte, dem heftigen Manne die leiseste Mißbilligung zu zeigen; kaum aber war er aus dem Gesichte, so schlugen die Frauen die Hände über dem Kopfe zusammen, und riefen Ach und Weh über die Unbeständigkeit der Männer; die Männer selbst begnügten sich damit das Unpassende der Ehe mit einer Leibeigenen, die erst frei gemacht werden müsse, zu tadeln. Einige mildernde Stimmen meinten zwar, bei Iwanowitsch's Beschränkung auf sein Haus dürfe es niemanden wundern, wenn er es nicht ohne seine Hauptzierde, eine Hausfrau, sehen und bewohnen möge; einige andere, noch mildere, sagten, gerade das Bedürfniß der Liebe, welches durch die Zärtlichkeit für die erste Frau bewiesen sei, führe Naturen, wie Iwanowitsch, leichter zur zweiten Ehe; alle jedoch vereinigten sich darin, den Gegenstand der Wahl zu tadeln.

Als nun aber die Sache wirklich geschehen war, trat sie in die Reihe der Fakta, die immer eine Art Recht am Schlepptau führen. Die Welt im Kleinen, wie die Welt im Großen, begrüßt den Erfolg mit Triumphbogen und schmückt ihn mit Kränzen; vielleicht weil sie sich ins geheim sagt, daß bei der Härte und Sprödigkeit alles Stoffes, bei der Schroffheit und Unzugänglichkeit der Sachen doch eine Art verborgener Kraft und Anstrengung dazu gehört, ihn zu erobern, und weil sie diesem Verdienste lohnen will, ohne zu bedenken, daß auf diesem Wege nur der Genius zu bewundern ist, der seinem Streben eine höhere Idee verbindet; vielleicht auch nur weil sie alles Bestehende erst duldet, dulden muß, dann, ihrer eignen Duldung schmeichelnd, es verehrt. Kurz, man sprang plötzlich von einem Extrem zum andern über, und

das vorher so bitter angegriffene Mädchen ward als Gemahlin Iwanowitsch's eben so allgemein gelobt.

Wirklich vereinigte auch ihr Wesen manche bedeutenden Kräfte; dennoch waren es solche, die man künstliche, nachgeahmte, nicht die Originalzüge einer freien, schönen Natur nennen möchte. Sie war von der auffallendsten Schönheit, und eine gebieterische Art aufzutreten, welche sie sehr gut bei vorkommenden Fällen mit resignirter Bescheidenheit zu verhüllen wußte, erschien in ihren jetzigen Verhältnissen wie natürliche Würde. Überhaupt gehörte sie zu jenen Wesen, welchen eine angeborne Fähigkeit, sich in die Gefühle und Denkweise der Welt und Gesellschaft im Allgemeinen zu versetzen, jenen oberflächlichen Instinkt der conventionellen Schicklichkeiten giebt, den man übereingekommen ist, Takt zu nennen.

Dieser Takt, der Ausdruck des Zartgefühls der Gesellschaft, der Masse, vielleicht der Mittelmäßigkeit, tritt gefällig als Surrogat für das mangelnde Zartgefühl des Individuums auf; darum sehen wir diejenigen Personen, denen eigenes Zartgefühl mangelt, sich am strengsten an den Buchstaben dieses allgemeinen Gesetzes halten, und die Welt behandelt sie für diese Anerkennung ihres Gebots mit besondrer Dankbarkeit. So die Gemahlin Iwanowitsch's. Dieser fremde Eindringling, dieser weibliche Parvenü, war kein solcher mehr; er schwur ja mit Herz und Seele zu ihren Farben, ihren Fahnen; keine weitere Störung ihrer Gesetze, als sein Eindringen, war von ihm zu befürchten; er wurde daher bald behandelt wie ein Eingeweihter.

Doch war es auffallend, daß in dem Grade wie Iwanowitsch's Gattin die Gesellschaft für sich zu gewinnen schien, ihr Mann sich von ihr entfernte. Mißfiel es seinem herrischen Wesen, daß sein Geschöpf aufhörte, ganz von ihm abzuhängen, oder hatte seine wilde Natur in der ihrigen einen Zügel gefunden? Fühlte er das Joch und schüttelte er daran, wie das gefangene Raubthier an seiner Kette? Sie sprach viel von ihrer Liebe zu ihm, und die Gesellschaft hörte diese Reden mit Erbauung an; aber selten ist der Theil, welcher am meisten liebt, der herrschende, und daß der herrschende hier die Frau sei, darüber konnten wohl keine Zweifel obwalten. Aber Iwanowitsch? Er liebte sie also doch wohl noch sehr lebhaft, weil er sich von ihr beherrschen ließ? — Iwanowitsch hatte, trotz seiner thörichten Heirath und seiner Heftigkeit, eine große Achtung vor der Meinung der Welt, und konnte nicht ohne ihren Beifall leben; er fühlte vielleicht, daß er unklug gehandelt, aber die Welt sollte es nicht erfahren, sein Stolz durfte es nicht gestehen; so that er sein Möglichstes, um glücklich zu scheinen, und seine Frau erhielt dadurch schon einen Vortheil über ihn, daß er gezwungen war, seinen Unmuth vor andern zu verbergen. Sie stellte

---

sich diesen als die zärtlichste Stiefmutter dar, sprach in der Nachbarschaft nur von der Erziehung ihres Sohnes, und wenn man sie wegen der Leidenschaft ihres Mannes glücklich pries, so schlug sie wohl bescheiden die Augen nieder, und erklärte, sie könne nicht glauben, daß ihre Persönlichkeit allein Kraft genug gehabt haben würde, ihn zu einem ungewöhnlichen Schritt zu verleiten; daß er, der zärtliche Vater, aber wohl gewußt habe, daß sie eine gute Mutter seines Sohnes sein werde, und daß die Erziehung eines Kindes das Auge der Mutter nicht entbehren könne. Dabei wurde der Sohn producirt, der aber die Liebkosungen seiner fremden Mutter nur mit Scheu, als traue er dem Handel nicht, aufnahm, und die Gattin Iwanowitsch's ward gepriesen von Alt und Jung.

Doch in dem Innern ihrer Gemächer, behauptete die Dienerschaft, ginge es anders zu; man wollte heftige Auftritte gehört haben, in denen gleichwohl die Gemahlin Siegerin geblieben seyn sollte; Iwanowitsch schien düster, gedrückt und traurig; oft nahm er den Sohn an die Hand und machte lange einsame Spaziergänge mit dem schüchternen Kinde, welche die Stiefmutter nicht ungern zu sehen schien; nach und nach wollten sogar Gerüchte von einer früheren Verbindung derselben verlauten, die noch fortgesetzt werde; man wollte einen jungen Jäger seit einiger Zeit öfters im Schlosse gesehen haben, der sonst die Schenke häufig zu besuchen pflegte, und der sich damals bei dem schönen Mädchen auf alle Weise beliebt zu machen gesucht hatte. Noch erzählten sich die Nachbarn, wie er dort selten vorgesprochen, ohne ihr irgend eine kleine Gabe mitzubringen, sei es auch nur eine Blume, ein Zweig jener Waldfrüchte gewesen, mit denen sich die russischen Bäuerinnen zu schminken pflegen, wenn man eine Wirkung der Frucht, die einen Reiz erzeugt, der die damit bestrichene Stelle natürlich höher färbt, so nennen kann; man hatte heftige Vorwürfe, die Iwanowitsch seiner Frau in Bezug auf diesen Menschen gemacht, gehört; diese Auftritte wiederholten sich und wurden stürmischer, bis endlich einem derselben die übereilte Niederkunft von Iwanowitsch's Gattin mit einem Sohne folgte, welche ihr, vielleicht zur rechten Zeit für ihren Ruf, das Leben kostete.

Iwanowitsch schien den Verlust seiner Gemahlin leicht zu verschmerzen. Ein aufgeregtes Gefühl und ihre Schönheit hatten ihn verleitet, noch einmal an Glück zu glauben; er war getäuscht und enttäuscht worden, er fühlte sich frei von lästigen Ketten, und lebte künftig nur seinen Kindern, deren Erziehung er mit aller möglichen Sorgfalt betrieb, ohne daß es ihm darum wieder eingefallen wäre, daß es nöthig sei, ihnen eine neue Mutter zu geben. Aber bei dieser Gelegenheit zeigte er eine auffallende Vorliebe für den Sohn erster Ehe,



welche sich immer mehr ausbildete, und nur zu oft äußerte. Mit scharfen Blicken musterte er die Züge seines jüngsten Kindes, wie es heranwuchs, und wenn auch eine augenblickliche Rührung ihn zuweilen überkam, so stieß er es doch gewöhnlich eben so rasch wieder von sich. Man hätte glauben sollen, er fürchte, einen Verräther in dem Knaben zu entdecken. Wie der Kleine älter wurde, empfand er diese Launen des Vaters immer mehr, und es schien als ob die Befangenheit, die dadurch in dem Kinde entstand, es dem Vater erst recht unangenehm mache; es fürchtete ihn, doch nicht mit der Furcht der Liebe, die zu mißfallen zittert, weil sie keinen größern Schmerz als diesen kennt, sondern mit jener sklavischen Furcht, die sich vor dem Gebieter über Leben und Tod, über Glück und Unglück beugt, mit jener Furcht, mit welcher der Wurm den, der ihn tritt, in die Ferse beißt. Ein furchtbarer Riß in der Natur schien dieses Verhältniß zwischen Vater und Sohn; doch bildete es sich, so lang der älteste Sohn zu Hause blieb, weniger hart und heftig aus; der Vater hatte eine Beschäftigung, eine Freude, und wie auch der jüngere sich zurückgesetzt fühlte, Iwanowitsch ertrug das Verhältniß leichter; als aber nun die Notwendigkeit in eine Laufbahn einzutreten, den ältesten, zum Militär bestimmten Sohn nach Petersburg rief, da fühlte Iwanowitsch aufs neue die ganze Härte seiner Verbannung, und eine Thräne stahl sich aus seinen grauen Wimpern, wie die kühne Gestalt des jungen Helden, in welcher des Vaters Kraft und der Mutter Zartheit sich zu verbinden schienen, aus dem Thore seiner Ahnen fortritt.

Iwanowitsch blieb allein mit seinem Schmerze; vergebens versuchte der zurückgebliebene Sohn sich ihm zu nähern; der Vater wies sein Mitgefühl ab; verwundet und beleidigt, zog dieser sich in die Schranken seiner vorigen Kälte zurück.

Es ist etwas Entsetzliches, wenn Menschen, die natürliche Verhältnisse auf wechselseitige Liebe anweisen, sich nicht lieben können; fast eben so entsetzlich, wenn Personen, die sich nicht lieben, verdammt sind, in abgeschiedener Einsamkeit einander gegenüber zu stehen, und sich Alles zu gelten. Besser ein völliges Alleinsein, als die daraus entspringenden Reibungen, die abgewiesenen oder vergeblichen Versuche, Mitgefühl zu erlangen. Des Vaters Unmuth gegen den Sohn wuchs immer mehr, es war an keine Einigung unter ihnen zu denken; der Sohn maas seine Worte ihm gegenüber, und doch entflohen sie seinen Lippen nur, um sich feindlich wider ihn selbst zu wenden, wenn sie das Ohr des Vaters erreichten. Muth und Freudigkeit erleichtern alles, aber Mißtrauen streut überall seinen unheilbringenden Saamen aus, und nichts ist ansteckender als Kälte, weil sie entgegenkommende Wärme lächerlich macht. So wie der Sohn älter wurde, fühlte er das

Mißverhältniß mehr und mehr, und er fing an, diese Empfindung nicht bloß in Zurückhaltung, Demuth und Zerknirschung zu äußern; oft umschwebte unterdrückter Zorn seine Lippen, und die Gluth stieg dem Knaben, der sich zu fühlen begann, in das Gesicht. Wo ist das geduldige Geschöpf, welches sich immer ungestraft kränken ließe? wo das, dessen Kraft zu dulden, zu ehren und zu lieben jeder Behandlung Trotz böte? Es giebt Naturen, in denen das unerwiederte, das ewig in sich selbst zurückgeworfene Gefühl zum Gift wird, was sie selbst und andere verzehrt. Aber Iwanowitsch war zu leidenschaftlich, zu sehr Parthei, um sich das zu sagen, und die Veränderung in seinem Sohne, die er bald gewahr ward, denn das Auge des Hassenden sieht geschärft, wie das der Liebe, empörte ihn nur noch mehr. So ward, als der Sohn seinem Vater eines Abends beim Nachttische einsilbig gegenüber gesessen, und sich noch spät ein Gegenstand des Gespräches bot, dieser zum Streit; der Sohn zeigte sich trotzig und widerspenstig, Eigenschaften, die er vielleicht von seiner Mutter ererbt hatte, und der heftige Iwanowitsch erhob die Hand, ihn zu züchtigen, indem er ausrief: "Sklavenseele, Dir gebührte nicht einmal das, für Dich ist der Stock!" Der Sohn stürzte fort, einen glühenden Racheschwur auf den Lippen, und zornig, mißvergnügt, ins geheim mit sich selbst unzufrieden, hob Iwanowitsch die Tafel auf, und zog sich in sein Cabinet zurück.

Lange ging er hier auf und ab; das Haus schien in tiefen Schlaf versenkt, alles wurde still und stiller. Iwanowitsch fühlte kein Verlangen sich niederzulegen, in seinem Innern wallte es noch heftig; er versuchte sich zu zerstreuen, ergriff ein Buch und setzte sich auf's Sopha. Nachdem er eine Weile, eigentlich gedankenlos, gelesen hatte, war ihm als trübten sich seine Augen; er erkannte die Buchstaben nicht mehr. Er blickte auf; das kleine Zimmer schien ihm, trotz der Beleuchtung zweier Wachslichter, sonderbar verdunkelt. Ein unheimliches Gefühl ergriff ihn; er zog den Kronleuchter herab, zündete alle seine Kerzen an, und setzte sich wieder zum Lesen. Kaum aber hatte er eine Viertelstunde gesessen, als er glaubte die Beleuchtung matter werden zu sehen. Unwillkürlich blickte er nach dem Kronleuchter auf, seine Lichter schienen ihm trüber zu brennen, und das eine ging eben aus. Unbeweglich sah er hin — ein zweites folgte dem Beispiel des ersten, dann ein drittes, ein viertes, bis endlich das letzte erlosch. Iwanowitsch's Augen starrten noch immer den verdunkelten Körper an, ohne etwas Besonderes daran zu entdecken, was der ungewöhnlichen Erscheinung eine natürliche Ursache hätte anweisen können; plötzlich flackerte die eine seiner Kerzen auf dem Tische, an welchem er saß, heftiger empor, und erlosch. Er sprang auf, ergriff die andere noch brennende, und eilte damit durch ein schmales Zwischenzimmer in seine Schlafkammer; im Vorübergeben war ihm, als höre er einen tiefen

Seufzer aus einem der Winkel des Zimmers schallen. Er fuhr zusammen, und bei dieser Bewegung erlosch das Licht in seiner Hand. Tappend erreichte er sein Bett, glaubte den lang angehaltenen, angstvollen Seufzer noch einmal zu vernehmen, sank auf dasselbe, und — ob ihm die Sinne vergingen, oder ein hitziges Fieber ihn ergriff? — ihm war, als fasse ihn eine kalte Hand, er glaubte sich von ihr in die Mitte des Zimmers geschleppt, die Fenster fuhren auf, ein dichter Regen drang durch sie herein; das Mark in seinen Gebeinen erstarrte, und beim Ungewissen Lichte der Sterne sah er die Gestalt seiner letztverstorbenen Gemahlin, die ihm mit fürchterlicher Rache drohte, wenn er es wieder wagte, sich an ihrem Sohne zu vergreifen; sie hing ihm eine schwere goldene Kette um, mit den höhrenden Worten: "zum Angedenken." Lange glaubte er noch den gräßlichen Laut des mit einem gellenden Gelächter begleiteten: "zum Angedenken!" zu vernehmen.

Am andern Morgen fanden ihn seine Leute in den heftigsten Phantasieen. Der Arzt wurde gerufen, und seine geringe Kunst vermochte nicht, dem Rasen der Krankheit Einhalt zu thun; erst als Iwanowitsch's Kräfte ganz erschöpft schienen, stellte sich eine Krisis ein, die dem Tode glich, aus der aber seine gewaltige Natur sich mächtig emporriß. Er genaß, doch schien er das Andenken an die Vergangenheit verloren zu haben; wenigstens das an jenen Abend, welches ihm zugleich mit der Erinnerung an seine Fieberphantasieen entschwunden war; nur betrachtete er zuweilen mit seltsamem Erstaunen eine alte goldene Kette, die an seinem Halse hing, und fragte den Kammerdiener, wo sie her sei; dieser erinnerte sich ihrer nicht, und meinte, der Herr müsse sie wohl selbst in seiner Krankheit aus einem alten Schatzkästchen in seinem Schlafzimmer genommen haben, welches er seiner verstorbenen Frau geschenkt hätte. "Ich hab's vergessen," war die gewöhnliche Antwort Iwanowitsch's hinsichtlich der meisten vor seiner Krankheit vorgefallenen Dinge, und so begnügte man sich auch bei dieser Gelegenheit damit, wie er sich selbst damit zu begnügen pflegte. Der Sohn hatte ihm in dieser Krankheit mehr Anhänglichkeit gezeigt als sonst, er war während der schlimmsten Tage nicht von seinem Bette gegangen; aber als das Bewußtsein des Vaters wiederkehrte, entfernte er sich aufs neue, und schien die Reizbarkeit eines Genesenden zu scheuen, Ursachen zu Reibungen vermeiden zu wollen.

Nach einigen Monaten war der frühere Zustand wieder hergestellt; Iwanowitsch's Kräfte, waren zurückgekehrt, und das Verhältniß zwischen Vater und Sohn schien das alte, entfernte bleiben zu wollen, indem es sich durch eine große, zurückgebliebene Reizbarkeit des erstern nicht besser zu gestalten versprach. Im Gegentheil, es wurde

schlimmer und schlimmer; des Sohnes gemessene Zurückhaltung schien den Vater nur mehr zu erbittern; jener hatte denn auch mit seiner aufbrausenden Jugend und seinem wachsenden Selbstgefühl einen harten Kampf zu bestehen, und so geschah es, daß die vorige unheilbringende Scene sich eines Tages wiederholte. Diesesmal mischte sich aber in des Sohnes Zorn über die Mißhandlung ein eigenes Entsetzen, ja Mitleid mit dem Vater. Er warf sich vor ihm auf die Kniee, und flehte, beschwor ihn, sich nie wieder soweit zu vergessen, daß er die Hand gegen sein Kind erhöbe. Der Vater war halb gerührt, halb ärgerlich über seine Rührung, über das Selbstgefühl des Sohnes, über die Wichtigkeit, die er diesem Auftritt beizumessen schien. "Was?" entgegnete er ihm heftig; "soll ich nicht die Macht, das Recht haben, den unbeugsamen Trotz eines Kindes, das Erbtheil der Bosheit zu strafen? Predigst Du mir hier Moral und Mäßigung? Wer bist Du, daß Du das wagst? Bist Du nicht mein Geschöpf? Was wärest Du, wenn ich Dir nicht meinen Namen geliehen hätte? Ein Nichtswürdiger, ein Leibeigener!" Des Knaben Zorn flammte auf, er griff mit dem Instinkte des Mannes an seine Seite, als suche er ein Schwert. Der Vater fuhr bei dieser Bewegung heftig auf. "Aus meinen Augen!" rief er ihm zu; der Sohn ging, aber er beschwor die Leute seines Vaters, denselben nicht zu verlassen, die Nacht bei ihm zu wachen; er that dies mit Thränen der Angst.

Iwanowitsch legte sich nieder; lange noch blieb der Kammerdiener heimlich in dem anstoßenden, halbgeöffneten Zimmer; endlich, da er seinen Herrn ruhig schlafen hörte, ging er, selbst vom Schlaf übermannt, zu Bette. Es war schon hoher Tag als er erwachte; der Jüngling trat eben in sein Gemach. "Ihr seid ruhig hier?" fragte er entsetzt; "wo ist mein Vater?" — "Er hat noch nicht geklingelt, ist noch nicht erwacht," antwortete der Kammerdiener, sich entschuldigend. "Noch nicht? Und Ihr seid nicht bei ihm geblieben, wie ich Euch heißen? Öffnet sein Zimmer, rasch!" Der Kammerdiener stand auf, und suchte nach den Schlüsseln. "Es ist ja nicht verschlossen," sagte er endlich, da er sie nicht finden konnte. "Es ist verschlossen!" rief der Jüngling heftig aus, "kommt!" Er zog ihn an die Thür, aber wiewohl sie wirklich nicht verschlossen schien, war sie doch, eine ungewöhnliche Erscheinung, fest von innen verriegelt. Es war schon geraume Zeit über die Stunde hinaus, wo Iwanowitsch gewöhnlich aufzustehen pflegte; sie riefen — es erfolgte keine Antwort. Des Jünglings Angst schien mit jedem Augenblicke zu wachsen; er ließ den Schlosser, den Zimmermann kommen; die Thür ward eingeschlagen; zitternd stürzte der Sohn über ihre Trümmer zu dem Bette seines Vaters; die Vorhänge hingen tief herab und — es war leer. Fragend staunten sich Alle an, aber des Knaben Blicke irrten verzweiflungsvoll im Zimmer umher; da

entdeckte sein von Angst geschärftes Auge eine verborgene, nur angelehnte Tapetenthür, von der sich unter allen gegenwärtigen nur der Kammerdiener erinnerte, einst durch seinen Vorgänger gehört zu haben, die er für vernagelt gehalten hatte. Man öffnete sie und sah in einen schmalen, dunkeln Gang, in den das Tageslicht fremd und schüchtern eindrang. Der Jüngling stürzte hinein, aber die Bedienten wollten ihm nicht folgen, und suchten ihn durch alle möglichen Vorstellungen zurückzuhalten; ein panisches Schrecken hatte Alle ergriffen. Er gebot Licht zu bringen; ungeduldig erwartete er es, hastig ergriff er die Laterne, hieß seine Leute ihm nachgehen, und eilte voran. Einzeln bewegte sich der bange Zug; zwei Personen konnten in dem engen Raume, der sie wie ein Grab umfing, nicht neben einander fortkommen; es ging Trepp' auf Trepp' ab; endlich hörten die kleinen hin und wieder zerstreuten Stufen auf, und der Weg senkte sich fortwährend. Sie schritten den schmalen Steig hinab; das Licht brannte trüb und unsicher, von der eingeschlossenen Luft gedämpft; da stieß des Jünglings Hand auf ein Hinderniß — eine Thür lag vor ihm; mühsam drängte er sie auf; ihre rostigen Angeln knarrten scharf und verwundend, als begrüßten sie ihn mit einem Schrei aus alter, erstorbener Zeit; er stand in der Gruft seiner Vorfahren unter der Kapelle. Aber beim nächsten Schritte stolperte sein Fuß über ein im Wege liegendes Hinderniß; er bückte sich, es zu beleuchten, und sah Iwanowitsch's Leichnam! Seine Begleiter sprangen zu und wollten den Körper aufheben, aber eine unbekannte Kraft zog die Leiche nieder; es war die goldne Kette, welche Iwanowitsch seit seiner Krankheit getragen, sie hatte sich mit dem einen Ende in die Spalte eines Sargs geklemmt. Der Deckel desselben wurde geöffnet, die Kette los zu machen, und man erkannte die Leichenkleider der verstorbenen Mutter des Jünglings. Er verbarg sein Gesicht in seine Hände, und stürzte hinaus. Der Leichnam wurde an das Tageslicht gebracht; alle Versuche, ihn wieder zu beleben, blieben umsonst; er schien durch die Kette erdrosselt zu seyn.

Der Jüngling ließ den Todten neben seiner ersten Frau begraben, und verließ auf immer das Gut seiner Väter. Er reiste nach Petersburg, und brachte seinem Bruder jene Kette mit, die sie unter sich theilten. Sie blieb ein Erbstück in der Familie, an dem beide Linien sich noch spät als Verwandte erkannten; denn beide lebten in ihren Kindern fort. Sie fügten ihrem Wappen die zerrissene Kette hinzu, und die nie getrübe Eintracht beider Brüder ging sprichwörtlich auf ihre Nachkommen über, von denen einer mir — so schloß der Erzähler — die Hälfte der sonderbaren Kette gezeigt hat, deren verhängnißvollen Ursprung niemand mehr mit Bestimmtheit nach zuweisen vermag. —

### 3. Der Doppelgänger

Der Erzähler der vorigen Geschichte war ein blasser junger Mensch, der sich still und sinnig in dem Kreise unsrer Gesellschaft bewegte, fast zufällig hinein gerathen, und wenigen ihrer Mitglieder wirklich bekannt war. So wie er seine Geschichte — man war übereingekommen, daß jeder eine erzählen sollte — beendigt hatte, hielt er seine gesellige Pflicht für abgetragen, oder fand es unbescheiden, ferner einen bedeutenden Raum im Gespräch einzunehmen; er verfiel daher in sein voriges Schweigen, welches er nicht wieder aufzugeben geneigt schien.

Das Loos des Erzählens traf zunächst eine junge Dame, die sich aber dessen sehr weigerte; ein galanter preußischer Offizier übernahm es, ihre Stelle zu vertreten, und trug überhaupt darauf an, daß die Damen von der Nothwendigkeit zu erzählen freigesprochen sein sollten, indem das Gesetz hier ihrem Wollen weichen müsse, welches ja höchstes Gesetz in geselligen Angelegenheiten sei; ein Beschluß, der einstimmig angenommen wurde.

"Nun werden wir etwas Lustiges hören!" rief ein schelmisches Mädchen aus. "O glauben Sie das ja nicht, meine Schönste," erwiderte der Offizier; "ich kann auch ernsthaft seyn. Sie sollten mich in der Kirche sehen!" — "Oder vor dem Feinde!" fiel ein befreundeter Kamerad ein. "Sie sind aber nun, so lange wir hier waren, nicht in der Kirche gewesen!" meinte die schöne Sprecherin. "Mein Fräulein," entgegnete der Offizier ohne zu stocken, "das ist nur, weil ich die vortrefflichen Berliner Prediger hier nicht hören kann; denn, Schleiermacher's gar nicht zu gedenken, deß Ruhm die Welt erfüllt, wenn Sie einmal nach Berlin kämen, so würden Sie finden, daß die letzten Kanzelredner Berlins immer noch verdienen, sich die Schuhriemen von allen andern lösen zu lassen. Denn wie Berlin die Hauptstadt Preußens ist, welche die Cultur des ganzen Landes in ihrem Focus vereint; wie Preußen das Haupt Deutschlands ist, das Vaterland des Gedankens, wie ein großer Schriftsteller so schön sagt —" — "Eine Schriftstellerin, wenn es Ihnen beliebt," sagte eine ältere, etwas pedantisch aussehende Dame. — "Sie haben sehr recht," erwiderte der Offizier; "Frau von Staël sagt es. Aber ich nenne alle wahrhaft klassischen Geister unter den Autoren, ohne Unterschied des Geschlechts, Schriftsteller, da sie, wären sie es auch nicht, verdienten, Männer zu seyn, und die ungerechte Natur —" — "die Natur ist nie ungerecht," unterbrach ihn die Pedantin etwas spitzig. "Sie haben vollkommen recht, gnädige Frau; ich begreife auch, daß eine

Frau mit wahren Genie begabt, von ihrem Standpunkte aus — obgleich dieser immer ein sehr mangelhafter und beschränkter bleiben wird (verstehen Sie mich, nicht vermöge ihres Geistes, sondern der ihr von der Gesellschaft aufgedrungenen Stellung!) — und mit ihrem zarten Herzen manche Seite der Lebensansicht auffassen kann, die dem Manne auf seinem Punkt, als einem entgegengesetzten, grade entgehen muß." — "Zur Ordnung, zur Ordnung!" riefen einige Stimmen; "zur Geschichte!" einige andre. "Sie haben recht," fuhr der Offizier fort; "ich fiel ganz aus der Rolle. Aber ich wollte nur sagen, daß Berlin vor allen Städten das Vorrecht — zürnen Sie nicht, meine Gnädigen, ich lenke schon ein — ich wollte sagen, den Vorzug hat, daß, indem es völlig auf der Höhe des Jahrhunderts steht, seine Bildung doch keinesweges jenen dürftigen atheistischen Anstrich, und jene Wendung nimmt, wie die anderer Hauptstädte — es ist auch ein Vorrecht unsrer Zeit, daß wir Hauptstädte, nicht Residenzen sagen dürfen, indem die Wichtigkeit, welche — doch ich schweife ab! Es ist noch ein Vorzug Berlins, meine schönen Damen, daß es, neben dieser ächten Religiosität und hoher Bildung, den Glauben an das Reich der Geister treu und poetisch bewahrt, in einem Zeitalter, wo er bei den meisten zu wanken anfängt. Wenn meine Geschichte Sie daher nach Berlin führt, und nicht, gleich den vorher erzählten, nach Schweden und Rußland, in die Länder immerwährender Finsterniß, wo leicht etwas Ungewöhnlichscheinendes geschehen kann, weil die Öffentlichkeit mit ihrer leuchtenden Fackel nicht in jene fernen Schlupfwinkel zu dringen vermag, so nennen Sie mein Terrain nicht unpoetisch, sprechen Sie mir nicht von Sandwüsten und staubigen Bäumen, sondern geben Sie mir zu, daß eine Geschichte der Art, in diesen Umgebungen, durch den Contrast, und nicht nur durch ihn, sondern in jeder Beziehung, etwas viel Wunderbareres und Ergreifenderes hat, als eine, die in den Ländern der Ferne und Finsterniß vorfällt, wo alles durch diese von selbst und gleichsam wider Willen zum Wunder wird. Doch ich habe eigentlich nur symbolisch gesprochen, wenn ich sagte, daß sie sich in Berlin zugetragen; indessen, große Geister — und ich weiß das Auditorium, zu dem ich spreche, zu würdigen — richten nicht nach dem Buchstaben, und so werden Sie mir es verzeihen, wenn ich jetzt, der Wahrheit zu Ehren, sage, daß sie in Berlins zweitem sommerlichen Ich, in Potsdam, vorfiel, und zwar einem meiner Kameraden begegnete, der sie mir selbst erzählte, und dessen Wort so gut wie meines ist. Doch zur Sache, denn ich sehe, Sie werden ungeduldig; rücken wir der Festung näher, die Laufgräben sind eröffnet.

Der Lieutenant von B. kehrte eines Abends spät aus einer Gesellschaft lustiger Kameraden zurück. Ein Theil seines Offiziercorps war vereinigt gewesen, und die Gespräche hatten den Gang genommen,

den sie in einer solchen Versammlung gewöhnlich zu nehmen pflegen; man hatte erst von den schönsten Damen der Hauptstadt, vom Theater, von Hoffesten, dann von Krieg und Abentheuern, von Schwänken und Pagenstreichen gesprochen; der Champagner war nicht gespart worden, und die Gesellschaft ging spät und ungewöhnlich aufgereggt aus einander. Lächeln Sie nicht, schöne Nachbarin, nicht auf die Art wie Sie meinen; wenigstens muß ich meinen Freund gegen einen solchen Verdacht rechtfertigen.

Sein Quartier lag weit ab von dem Orte, wo gezecht worden war, und er mußte noch bei zwei Wachen die Runde machen; er nahm einen Richteweg, und verließ die hellern Straßen; als er eben in eine dunkle Gasse bog, war ihm, als sehe er jemand vor sich hergehen; kaum würde er den späten, und doch hier nicht ungewöhnlichen Wandrer bemerkt haben, wenn nicht der lautlose Schritt der Figur ihm aufgefallen wäre; als er näher kam, überzeugte er sich jedoch, daß nur der lange Schatten eines Laternenpfahls, durch das wehende Licht einer Straßenlaterne bewegt, vor seinen Augen gezittert hatte. Er ging weiter; die Stille dieser abgelegnen Gassen, in so schneidendem Widerspruche mit der rauschenden Scene, die er eben durchlebt, stimmte ihn ernst; nur das Klirren seines Säbels auf dem Pflaster wurde laut. Unweit der zweiten Wache kam es ihm wieder vor, als sähe er eine Gestalt gerade vor sich her gleiten; er fuhr aus seinen Träumereien auf; mit dieser Bewegung schien auch die Gestalt zusammen zu fahren, und war verschwunden. Er überzeugte sich, da das Gesehene ganz seinen eigenen Bewegungen gefolgt war, daß es eine Täuschung seines Auges gewesen sei; doch beschleunigte er, sich selbst unbewußt, seine Schritte. Die benachbarte Thurmuhur that eben vier volle Schläge; ihnen folgte, lange nachsummend, der bedenkliche Schlag Eins, der die Marken eines verdächtigen Reiches mit seinem einfachen Laute bestimmt. Der Lieutenant erreichte die Wache und besorgte den Dienst.

Die Soldaten in der Wachstube sahen ihn groß an; ein paar von ihnen standen flüsternd in einer Ecke; er hörte, als er vorüberging, einige ihrer Worte: "heute zweimal?" schloß eben der eine fragend seine Rede. "Still! die Herren hatten ein Souper bei —" erwiederte der andre, ein Unteroffizier. — "Ach so!" sagte lächelnd der Soldat, und schwieg. Mein Freund achtete es nicht; er ließ die unverständliche Rede der Subalternen unberührt, verließ die Wache, und ging aus dem Thore. Ein kühler Nachtwind jagte ein paar Wolken über die Sichel des Mondes; B. hüllte sich fester in seinen Mantel, und eilte durch die große Pappelallee, welche aus dem Thore führte; seitwärts von ihr verlor er sich in einem Labirinte von Gärten und dunkeln Hecken, aus dem er sich heute zum erstenmale nicht heraus zu finden wußte. Er stand vor



einem Kreuzwege, und sann, und sann umsonst, es fiel ihm nicht bei, welche Richtung er einschlagen müsse, die Lokalitäten kamen ihm ganz verändert vor. "Mein Gott!" rief er aus, "bin ich denn so zerstreut oder — ?" er füllte die Phrase in Gedanken aus, und überzeugte sich, daß er vollkommen nüchtern sei; "der erste Gedanke, die erste Bemerkung eines Betrunknen," setzte er sein Selbstgespräch fort, "ist zwar immer, daß er nicht betrunken sei, vielleicht eine verrathende, unwillkührliche Antwort auf die Stimme des Gewissens, die magnetisch wacht, wo andre Kräfte schlafen; aber ich habe ja doch gewiß und wahrhaftig nicht über mein Maaß, ich habe ja fast nichts getrunken, und gewiß nicht aus dem in dem Berliner Witz angegebenen Grunde, daß ich ebent einen auf die Lippe genommen hatte." Er mußte laut über sich selbst lachen. Wunderlich, geisterhaft und doch profan, schallte ihm sein Lachen aus der tiefen Stille zurück; einen Augenblick blieb er betroffen stehen, was ihm Gelegenheit gab, die seltsame Nachtbeleuchtung einiger weniger Sterne, welche aus zerrissenen Wolken hervorschauten, zu bemerken. Ihr gab er alle Schuld. Er war den Weg nur im Sonnenlicht oder bei hellem Mondenschein gegangen. Während die Freunde heiter und froh beisammen gewesen waren, hatte ein Gewitter sich ausgetobt, dessen Nachzügler noch am Nachthimmel spukten. Der Lieutenant stand, seine Recognoscirung vom Himmel zur Erde wendend, noch immer verwirrt da; er mußte wirklich den rechten Weg verloren haben. "Ist es einem Jäger erlaubt, sich nicht aus diesen Heckendefileen herauszufinden?" fragte er sich selbst. "Aber wirklich, ein wahrhaftes Bocage, dem Terrain der Vendee gleich! Ha! dort ist noch Licht, in einem Hause! Da wird man mich doch zurecht weisen können!" Er bahnte sich den Weg zu diesem Lichte durch manche Kreuz- und Quersprünge über Hecken und Planken; zwar lag es in gerader Linie vor ihm, da er aber nicht in grader Linie darauf zugehen konnte, wegen der vielen lokalen Hindernisse, so wurde es ihm zum Irrlichte, dem er, trotz vielfacher Bemühungen, nicht näher zu kommen schien; denn es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit der Nacht, über Nähe oder Ferne eines Lichts in beiderlei Sinne so völlig zu täuschen, daß uns das Ferne oft nah, und das Nächste fern scheint, weil der helle Glanz in der Dunkelheit die Gesetze der Perspective auch wirklich hinsichtlich des Lichts und der Farbe aufhebt, und sie nur in abstrakter Beziehung auf die Form bestehen läßt. Ein paar mal wäre er beinah in ernsthafte Unannehmlichkeiten gerathen; mit Mühe entging er einem Fußseisen, und als er in einen lauten Fluch über diese unchristliche Gewohnheit ausbrach, sah das Ende einer Nachtmütze aus einem Fenster, und eine rauhe Stimme rief: "wer da?" — "Ein Verirrter," antwortete der Lieutenant. — "Es hat sich was zu verirren in den Garten von Potsdam!" entgegnete der Kopf, indem er sich zurückzog; statt seiner ward ein Arm mit einer Flinte herausgereckt. Hier galt es eilige Flucht, die denn auch

bewerkstelligt wurde. Schon schalt der Offizier das Ungemach dieser Nacht, als er sich auf einmal durch seine Flucht auf den rechten Weg versetzt, und alle Noth gehoben sah. Er befand sich auf einer breiten Straße, die, nur von einer andern Seite, zu dem Hause, welches er damals bewohnte, führte; er mußte einen großen Umweg gemacht haben, aber er war doch nun auf dem rechten Pfade. Er schritt ihn wohlgemuth und freudig, im Vorgefühl einer längst ersehnten Nachtruhe, hinab, als er zu seiner Verwunderung Licht in seinen Zimmern, die gerade hier hinaus gingen, erblickte. Sein Diener schlief auf der andern Seite des kleinen Hauses, neben dem Vorzimmer, welches zu seiner Wohnung führte. "Was ist denn das?" rief der Lieutenant aus; "der Bursche pflegt doch sonst nicht so lange wach zu bleiben!" Da sah er deutlich zwei Schatten sich zwischen Licht und Fenster hin und her bewegen. Er wollte hinaufstürmen, besann sich aber eines Bessern, und sprang auf die entgegengesetzte Seite der Straße, von der er sein Zimmer bequemer übersehen konnte. Aber hier blieb er entsetzt stehen; sein Auge starrte hinauf, seine Arme hingen schlaff herab, seine Zunge klebte am Gaumen, er war unfähig sich zu regen, einen Laut von sich zu geben, einen Blick abzuwenden von dem, was ihn schauern machte. Er sah — sich selbst, wie er vor den Spiegel trat, sich von dem Bedienten leuchten ließ, seine Abendtoilette wie gewöhnlich machte, und all seine kleinen gewohnten Geschäfte der Reihe nach vornahm, ohne eines auszulassen, ohne ihre gewöhnliche Ordnung zu unterbrechen. Mit der heißesten, angstvollsten Begierde folgte er den Bewegungen des entsetzlichen Doppelgängers; er hätte sogern etwas von seiner Art und Weise abweichendes darin entdeckt, was ihm gesagt hätte. Du bist es nicht, es ist ein anderer! Aber er sah nur die vollkommenste Gleichheit. "Wenn Du träumtest!" dachte er; "wenn, vermöge einer magnetischen Kraft, es Augenblicke gäbe, in denen wir unsre eigne äußere Erscheinung mit unserm höhern Ich fassen könnten, wie eine fremde, wo wir sie davon abzusondern vermöchten — aber dann stände ich ja nicht hier auf der Straße, zum zweiten mal in meiner äußern, in derselben Gestalt, die denn doch die wirkliche ist! Und der Soldat, der mit eben dem schläfrigen Gesichte, wie sonst mich, die Figur bedient — entsetzlich!"

Indem sah der Lieutenant aus der matten Erleuchtung, welche die zwei letzten Fenster der Hausfronte überflog, daß die Thüre seiner Schlafkammer geöffnet worden war; er sah den Bedienten mit den Lichtern hinein gehen, den Herrn folgen, bald darauf das Licht auslöschen, und alles dunkel werden. Noch starrte er hinauf, das Licht erschien nicht wieder. Ihm war, als höre er die Thür schließen, durch die der Bediente wegzugehen pflegte. Es ward Nacht vor seinen Sinnen, er hielt die Hand vor die Augen und blieb so lange stehen. Umsonst! Die

---

Versenkung in sein innerstes Gemüth gab ihm kein Licht. Gedanke über Gedanke stürmte dort auf und ab, und keine Welle legte sich zur Rast.

Lange stand er so, endlich war ihm, als ergriffe die Ruhe des Todes seine Seele; er wußte nicht, ob er noch lebe. Er sah auf, das Licht der Sterne blickte matter, die Schatten wurden blasser, und der Sommermorgen schien langsam und leise hervorbrechen zu wollen. Völlige Stille umgab ihn; die Nachtigal hatte ihre Liebesklagen, ihr Glück und ihren Schmerz schon schweigen lassen, kein Heimchen rührte sich, kein Frosch in den benachbarten Teichen, die Welt schien in Morgenträume versunken. Nur im fernen Walde, nach Osten zu, wo der Himmel sich lichter färbte, zogen Windstöße, wie Nachzügler des Gewitters, durch die Wipfel, und sandten die Klage ihres Daseins, ein leises weinendes Echo, herüber. Plötzlich erschütterte ein dumpfes Krachen die tiefe Stille. Der Lieutenant fuhr auf; es war nur ein Laut, dem wieder Stille folgte. Er sah sich nach allen Seiten um; er entdeckte nichts, was gefallen sein konnte; am Himmel wie auf der Erde war Ruhe; er glaubte endlich, die Explosion eines fernen Schusses gehört zu haben. Er hätte den Ton vielleicht gar seiner erhitzten Einbildungskraft zugeschrieben, und an seiner Wirklichkeit gezweifelt, wenn nicht ein paar Laute, wie von Personen, welche augenblicklich durch etwas im Schläfe gestört worden, die jedoch gleich wieder von demselben überfallen werden, aus dem untern Geschosse des Hauses zu ihm gedrungen wären. Ihnen folgte wieder die tiefste Stille. Unbeweglich stand er noch immer vor demselben, willenlos, wie ein Werkzeug höherer Geister, wie ein Wesen, welches, unbekanntem Umständen und Gesetzen hingegeben, den leitenden Faden nicht finden kann, der ihm Einsicht, Überzeugung und Möglichkeit zu handeln gewähren könnte. Doch der Morgen wand sich, eine herrliche Geburt, licht und glänzend aus den Armen der Nacht; schwarze Wolken umlagerten den Osten, aber die Sonne trat siegend daraus hervor, und überstrahlte sie im glühenden Triumph ihrer Heldenbahn. Allein die Ruhe der Dauer, des Bestehenden, war noch nicht über die Erscheinung ergossen, und das Gestirn des Tages drohte in seinem feurigen Glanz wie ein Meteor unterzugehen; die anfangs zerstreuten Wolken rückten wieder näher und näher, ihre concentrirte Finsterniß ergoß sich, der Strom einer lange verhaltenen Rache, in breiter Befriedigung über den Morgenhimmel, und seine glänzendsten Farben verschlang nach und nach, gleich einer gesättigten Begierde, ein einförmiges, mattes Grau. Es war als ob die Nüchternheit mit dieser Farbe in das Gemüth meines Freundes zurückkehrte, und wie ein Lichtstrahl durchzuckte ihn der Gedanke: wie? wenn der Spuk in meinen Zimmern das Werk eines Betrügers wäre, der zu irgend einem geheimen Zweck meinem

---

schlaftrunkenen Bedienten meine Rolle vorgespielt hätte? Wenn ein Dieb — aber die Uniform, das heilige Kleid, was vor solchem Verdacht schützen sollte! — Nun, er hätte sie vom Trödler haben können. Oder wenn es ein Streich meiner Kameraden, und ich wäre der Narr gewesen, der sich so anführen ließ, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen? Das Flüstern der Soldaten auf der Wache fiel ihm ein; und ihm war, als dürfe es mit dieser Idee in einiger Verbindung stehen; doch jetzt fing der Himmel an, sich in einzelnen Tropfen zu entladen, die dichter und dichter wurden, bis endlich ein feiner, thauartiger Regen, alles durchdringend, niederfiel, und meinem armen bivouakirenden,<sup>5</sup> übernächtigen Freund noch übler mitzuspielen drohte, als ihm schon geschehen war. Schon fing sein Haar an, niedergedrückt durch den reichlichen Thau des Morgens, sich mehr zu senken als zu sträuben, und sein ganzes Nervensystem empfand eine gleich niederschlagende Wirkung, wahrscheinlich Folge der niederschlagenden Tropfen von oben. Fast unfreiwillig näherte er sich dem Hause und klingelte. Niemand öffnete. Er stand lange, und zog und riß an dem hallenden Drahte; endlich kam die Hausmagd in Pantoffeln und etwas leichter Kleidung an, fragte verdrießlich: "wer ist denn schon so früh da?" und öffnete auf die beliebte und gebräuchliche Antwort "Ich," die Thür und zugleich ein paar große Augen, da sie den "Herrn Lieutenant" erblickte. Er stieg die Treppe hinauf; sie sah ihm lange nach.

An seinem eignen Wohnzimmer läutete er wieder ziemlich lange, ehe sein Soldat gähnend die Thür aufmachte, und respectvoll und eilig zurücktrat, als er den eignen Herrn sah. Dennoch konnte er sich nicht enthalten auszurufen: "Herr Je, Herr Lieutenant, sind Sie denn schon so früh ausgewesen?" — "Einfältiger Kerl," rief der Lieutenant, nun auf den höchsten Grad der Verdrießlichkeit gebracht, "ich komme ja erst nach Hause." — "Erst?" fragte der Soldat verwundert, schwieg aber sogleich in gewohnter Subordination, selbst erschrocken über seine Kühnheit, sie einen Augenblick vergessen zu haben. "Nun, Du weißt ja, daß ich bei — soupirt habe," erwiderte mein Freund. "O von dort sind der Herr Lieutenant ja schon lange wieder zurückgekommen!" rief der Mensch aus. Ein kalter Schauer zog meinem Freunde durch die Glieder, aber er faßte sich, und sagte mit erkünsteltem Zorn: "ich glaube der Narr hat geträumt!" — "Mein Gott, Herr Lieutenant, ich habe Sie ja selbst ausgezogen! Sie waren noch so still, daß ich mich darüber wunderte, und —" hier lächelte der Soldat und schwieg. Sein Herr ahnte den Verdacht des Dieners, es war ihm aber zu unwichtig, einen Augenblick weiter daran zu denken; er wußte sehr gut, daß er nicht berauscht gewesen, jetzt aber fürchtete er, wahnsinnig zu werden. Er

---

<sup>5</sup> im Freien übernachten; von französisch bivouac = Feldlager, heute: Biwak.

griff an seine Stirn — sie war so heiß, daß sie des durchnäßten Haares, welches darüber hing, zu spotten schien. Er dachte an seinen Tod, und wagte kaum, die Thür seines Zimmers zu öffnen; der Soldat hatte es jedoch schon gethan. In der Stube war alles unverändert. Der Officier faßte sich noch einmal; er wollte der Sache auf die Spur kommen. "Wo hast Du meine Uniform hingelegt?" fragte er den Diener, in seine Ideen eingehend. "Auf, dem Stuhl dort lag sie; der Herr Lieutenant haben sie ja wieder angezogen," erwiderte dieser mit der seligen Schlauheit eines Pinsels, der die Gelegenheit andre auszulachen um so wonnevoller ergreift, je seltener sie sich ihm bietet. Der Lieutenant biß sich in die Lippen und stampfte mit dem Fuße. Der Soldat brachte schnell sein Gesicht in ernstere Falten, und zog sich hinter den Herrn zurück, wo er sich vor dem Spiegel etwas zu schaffen machte. Nicht das Lächeln des Dieners hatte diesen erzürnt; die Unmöglichkeit, auf eine Spur zu kommen, welche die räthselhaften Vorgänge der Nacht ergründen hülfe, verursachte jenen Ausbruch verzweiflungsvoller Wuth. Auf das Äußerste getrieben, wollte er Alles wissen, die Ungewißheit enden, es möge kosten was es wolle, und heftig ging er auf die Kammerthür zu, sie zu öffnen. Auf dem Griffe zitterte seine Hand; er vermochte es einen Augenblick nicht, ihn niederzudrücken; endlich aber wich er seiner Begierde oder seiner Angst; die Thür ging dennoch nicht auf. "Sie ist geschlossen; den Schlüssel!" rief er dem Bedienten gebieterisch zu. "Die Thür muß ja offen seyn," erwiderte dieser phlegmatisch. "Ich habe den Schlüssel nicht, er steckt inwendig." Dabei lehnte der Mensch seine schwerfällige Masse an die Thür, die um etwas weniges wich, so daß man sah, sie sei nicht verschlossen; aber weiter wollte sie sich nicht öffnen lassen, und die Spalte war nicht groß genug, hindurch zu sehen; die Thür schien von Innen zugehalten zu werden. "Triumph, Betrug!" rief der Lieutenant, dem eine Last vom Herzen fiel, "meine Pistolen her!"

Maschinenmäßig reichte sie ihm der Soldat vom Tische hin, den Blick verwundert bald auf die Thür, bald auf den Herrn gerichtet. Dieser war mit einem freudigen Sprunge an die Thür getreten, und rannte so heftig dagegen, daß sie seinem Stoße wich, und halb aufsprang; versteinert blieb er vor ihr stehen. — "Potz alle Wetter," rief der Soldat, "was ist da passirt!"—

Die Decke des Zimmers war in der Nacht zum Theil eingefallen; das Bett des Offiziers lag zertrümmert, unter dem Schutt begraben, hin und wieder zu kleinen Splintern zerschlagen, vor seinen Füßen. „Das ist ein Glück, daß niemand darin schlief, und daß der Herr Lieutenant so früh ausgegangen waren!" rief der hartnäckige Soldat, den Schauplatz der Zerstörung näher besichtigend.

Mein Freund hörte ihn nicht mehr; er war in die Kniee gesunken, Thränen freudiger, dankbarer Rührung entfielen seinen männlichen Augen; er betete die geheimnißvollen Wege einer ewig wachenden Vorsehung an, welche auch die Haare auf unserm Haupte gezählt hat, und ohne deren Willen kein Sperling fällt. —

Der Offizier schwieg, und sah sich mit einiger Selbstzufriedenheit im Kreise um; so nahe gränzen — *povera umana razza!*<sup>6</sup> — unsre reinsten Augenblicke an unsre schwächsten.

Es schien auch wirklich seine Geschichte einigen Eindruck gemacht zu haben, vorzüglich bei den Damen, welche ihn seit diesem Abend zu seiner Zufriedenheit mit großer Auszeichnung behandelten; selbst die neckende Nachbarin pflegte ihn seitdem öfter über Berlin und die "Berliner Kanzelredner" zu befragen, worüber er ihr denn auch immer gern die weitläufigste und befriedigendste Auskunft ertheilte.

#### 4. Bagatelle!

Viele wollten die Hausfrau, welche das Loos jetzt traf, von der Pflicht des Erzählens frei gesprochen wissen, da ihr ohnehin der Geschäfte für die Gesellschaft genug oblägen. Sie aber meinte, ihr Hauptgeschäft sei ja eben die Unterhaltung ihrer Gäste; ein so angenehmes, daß es kaum als solches betrachtet werden könne, und es zieme ihr vor allen andern nicht, einen Beitrag in dieser Beziehung zu verweigern, wie wenig sie auch immer zu geben im Stande sei. Sie wolle daher, wenn man Geduld und Nachsicht verspräche, der ganzen Damenwelt, die nur zu geneigt wäre, sich vor solchen Ansprüchen, scheu wie die Schnecke, deren Fühlhörner die Einwirkung eines beleidigenden Gegenstandes schon von ferne ahnen, zurückzuziehen, mit gutem Beispiele vorangehen, und zeigen, wie wenig man zu Markte bringen dürfe, wenn man guten Willen mitbrächte.

---

<sup>6</sup> Arme Menschheit!

---

Meine Anekdote, fuhr sie fort, denn anders kann ich sie nicht nennen, und bin schon glücklich, wenn Sie mir den Namen für sie gelten lassen wollen, ist ein einfaches Faktum; aber vielleicht hat sie deswegen etwas für sich, weil sie, nicht wie alle andern Geschichten der Art, die nie von dem Erzähler, sondern immer nur von seinem Freunde, Nachbar, Verwandten oder Bekannten erlebt wurden, mir selbst begegnet ist, und ich für ihre Wahrheit bürgere, insofern das bewegliche Gemüth des Menschen im Augenblicke der Aufregung für irgend eine äußere Erscheinung bürgen kann. Sie ist eine der Art Geschichten, die kein Ganzes mehr ausmachen, und die vielleicht um desto wahrer sind, weil sie sich nicht poetisch und folgerecht gebildet zeigen; eine einzelne Erscheinung aus einer einst zusammenhängenden Kette von Erscheinungen, ein vereinzelt Glied, welches, gleich dem Fragmente einer Antiquität, wunderbarlich und unbegriffen, aber in seiner Wunderlichkeit und scheinbaren Sinnlosigkeit desto auffallender und überzeugender vor uns liegt; es ist vielleicht der letzte niederstürzende Stein einer Ruine, die einst ein vollendetes Gebäude war, der uns nur noch sagt, daß sie war, aber nicht wie und warum sie war.

Ich kam mit meinem Manne von einer Badereise zurück; unser Weg führte uns nah an dem ländlichen Wohnort einer vertrauten Jugendfreundin vorüber. Wir versäumten natürlich die Gelegenheit des Wiedersehens nicht, und wurden mit der größten Freude empfangen; die Zeit des Zusammenseins verflug uns wie ein Traum. Als wir wegfahren wollten, bat der Gemahl meiner Freundin uns lebhaft, unsere Abreise noch bis zum Nachmittag des folgenden Tages zu verschieben. Mein Mann, den keine dringenden Geschäfte zurückriefen, nahm das Anerbieten mit Vergnügen an, und wiewohl ich mit Verwunderung bemerkte, daß meine Freundin selbst, so ungeheuchelt auch ihre Freude über das Wiedersehen war, so schnell ihr auch die Stunden unsres Beisammenseins zu verschwinden schienen, ihre Bitten mit denen ihres Mannes nicht vereinte, und sich ganz leidend verhielt, widersetzte ich mich doch den Einrichtungen der Herren nicht. Halb erzürnt gegen die Freundin, dachte ich, selbst eine kleine häusliche Unbequemlichkeit ertrüge man wohl einmal für alte Bekannte, die man so lange nicht gesehen, wir wären nicht alle Tage hier, einmal sei keinmal, und wie all die Hausmannskost der Sprichwortsgründe heißt, welche die Erfahrung aus dem alten Schatzkästchen bei Gelegenheit herauf beschwört. Sie wird schon sehen, wie sie uns unterbringt! war in trotziger Gekränktheit am Ende die Summe meiner Gedanken.

Wir erhielten denn auch, zwar nur ein Zimmer, aber ein geräumiges, das jedoch etwas nachlässig möblirt schien. Erschöpft vom Plaudern gingen wir zu Bette. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich im Schlaf eine plötzliche Helle zu sehen glaube. Das Licht wird immer blendender und zwingt mich die Augen zu öffnen; halb träumend fahre ich mit der Hand über sie weg — das Licht verschwindet nicht, und ich sehe es wie einen hellen Glanz auf der Wand, die meinem Bette gegenüber liegt. Noch halb im Schlaf, blicke ich starr hin, geblendet, und doch bemüht, die Natur dieses Glanzes zu entdecken; da öffnet sich vor meinem Blick unter dem lichten Flecke eine Thür, wie die Thür eines Wandschranks, und die schönste Frauenhand mit einem weiten, weißen Ärmel von seinem Zeuge, dessen malerische Draperie ich noch sehe, langt aus der Thür, eine große, brennende Wachskerze haltend. Sie reicht herein und schwebt zu meinem namenlosen Entsetzen in so blendendem Glanze an mir vorüber, daß es mir unmöglich ist etwas andres von der ganzen Gestalt zu erkennen, als den mir nächsten Arm und die Hand mit der Kerze. An der Thür des Zimmers, die ich jedoch nicht öffnen höre, verschwindet die Erscheinung. Noch wollte ich die zarte Hand, die schmalen Lilienfinger, den schneeweißen, weiten Ärmel malen, aber weiter sah ich auch nichts, kann nicht sagen, welcher Gestalt sie angehörten; um sie floß Licht, im Meere tiefer Dunkelheit gebadet. Entsetzt starre ich noch immer nach dem Punkte hin, wo die Erscheinung verschwand; ich will schreien und kann nicht. Endlich fasse ich mich, springe auf, wecke meinen Mann, erzähle ihm, was ich gesehen — er antwortet mir verdrießlich — "ach warum nicht gar, laß mich mit Deinen Narrensposen zufrieden. Du hast geträumt!" — kehrt sich auf die andere Seite und schläft wieder ein. Ich war empört, außer mir; doch schwieg ich und behielt mir die Predigt für den andern Morgen vor. Die Nacht verfloß ruhig, aber es war mir unmöglich wieder einzuschlafen, und ich erwartete den Morgen mit Ungeduld, wo ich mir vorgenommen hatte, meinem Manne den Text zu lesen. Es half nichts, er blieb ungläubig, wie zuvor, und lachte mich mit meinem Unwillen und meiner Hitze aus. Aufs höchste gereizt, trete ich in das Zimmer meiner Wirthin, und rufe ihr entgegen: "Ihr seid mir schöne Leute, bettet da Eure Gäste in ein Zimmer, in dem der Teufel seinen Spuck treibt! Ich habe kein Auge zugethan!" Ich erzählte der Betroffenen das Geschehene. — "Siehst Du," entgegnete sie mir, "Du wirst bemerkt haben, daß ich Dich nicht einlud bei uns zu bleiben; es muß Dir sogar aufgefallen sein; mein Mann aber denkt leichtsinniger darüber, spielt den Ungläubigen, und quartirt die Leute frischweg in das einzige Gastzimmer, welches uns jetzt, wo drüben gebaut wird, übrig bleibt, und es hat fast noch niemand darin geschlafen, dem nicht eins oder das andere begegnet wäre. Ich selbst mußte es einmal, da hier zu bauen



---

angefangen wurde, beziehen, und da ich den folgenden Tag meinem Manne um drei Uhr morgens auf ein anderes Gut nachreisen wollte, und noch vieles zu packen hatte, sagte ich dem Jäger, ich sei ermüdet, und wolle ein paar Stunden schlafen, er möge mich aber um ein Uhr wecken. Um zehn Uhr lege ich mich nieder; kaum aber glaube ich eine halbe Stunde geschlafen zu haben, als ich mich beim Namen rufen höre. Ich klingele der Kammerjungfer; sie kömmt mit dem Lichte herein und fragt ganz verwundert: "was befehlen die gnädige Frau?" — "Ich will aufstehen," antworte ich." — "Jetzt schon?" erwiedert sie; "es ist eben eilf Uhr." — "Der Jäger ist doch ein rechter Pinsel, mich jetzt schon zu wecken, da ich ihm gesagt habe, er solle es um ein Uhr thun!" fahre ich auf; "es ist gut, ich will versuchen wieder einzuschlafen." Das Mädchen geht; kaum aber bin ich wieder eingeschlafen, als ich mich abermals recht laut und vernehmlich rufen höre, und zwar diesesmal zweimal. Ich schelle wieder. Das Mädchen kömmt nach einer Weile ganz verschlafen, und fragt abermals, was ich befehle. Wiederholung desselben Auftritts; sie sagt mir, es sei zwölf, und zeigt die Uhr zum Beweise vor. — "Nein, es ist doch unerhört von dem Jäger, sich nicht besser nach der Zeit zu erkundigen!" rufe ich ärgerlich, schicke sie fort und lege mich wieder nieder. Nach kurzem Schlaf werde ich dreimal gerufen; ich klingele, das Mädchen kömmt mit Licht; es ist halb eins. "Der Jäger ist besessen mir keine Ruhe zu gönnen," breche ich aus; die Zofe sieht mich erstaunt an, schweigt aber und kleidet mich an; als mir der Jäger in den Wagen hilft, stelle ich ihn ziemlich heftig zur Rede — er sieht mich groß an — „gnädige Frau," sagt er, „ich bin erst um zwei Uhr nach Hause gekommen, und fürchtete ausgescholten zu werden, weil ich Ew. Gnaden nicht geweckt hatte, wie mir befohlen worden war; ich mußte noch Gewehre beim Förster abholen, die mit eingepackt werden sollten, habe mich verspätet, und mich gar nicht zu Bette gelegt. Der Förster kann mir bezeugen, daß ich um ein Uhr noch im Walde bei ihm war." Das nämliche versicherten die andern Bedienten. — "Seit dieser Zeit hat niemand mehr das Zimmer bewohnt, und höchst ungerne gebe ich es für Gäste her, bin aber bei Fällen wie der heutige dazu gezwungen, weil der Fußboden im andern Theile des Hauses aufgerissen ist."

Die Herren hatten sich indeß zum Frühstückstisch gesetzt, sprachen eifrig von Ökonomie, und lächelten nur zuweilen herüber. Doch schien mir der Mann meiner Freundin im Grunde weniger ungläubig als der meinige. Wir reisten ab, ohne daß es mir gelungen wäre, diesen zu überzeugen.

---

Zwei Jahre darauf mußte mein Mann eine Geschäftsreise auf das Gut meiner Freundin machen; ich beschwor ihn in derselben Kammer zu schlafen, acht auf alles zu haben, und mir zu schreiben, was ihm begegne. — Sie lächeln, holde Freundin, wandte sich die Erzählerin, sich selbst unterbrechend, zu einer liebenswürdigen, jungen Nachbarin, Sie meinen in einem Romane würde sich diese Neugierde sehr unzart ausnehmen? Aber ich erzähle keinen Roman, und Mütter Even<sup>7</sup> sind wir zu seiner Zeit alle. Kurz, die Neugierde war dieses mal stärker als meine Zärtlichkeit, ja ich hätte meinem ungläubigen Thomas vielleicht selbst gern einen kleinen Schrecken für seine Hartnäckigkeit in jener Nacht gegönnt; denn die Rache ist bei großen Gelegenheiten süß, und bei kleinem ist es auch nicht zu verschmähen, wenn man am Ende sagen kann: "siehst Du, daß ich Recht hatte!" vorzüglich wenn man über dieser Behauptung früher ausgelacht worden ist. Eine solche Satisfaction ist jedermann zu gönnen. —

Ich hatte also meinen Mann gebeten, es mir ja zu schreiben, wenn etwas der Art vorkommen sollte, und um keinen Preis an einem andern Orte, als in dem bewußten Zimmer, zu schlafen. Er schrieb mir zwar, aber spät und nur einige Worte, ohne der Sache mit einem einzigen Worte zu erwähnen. Aha, dachte ich, das ist nicht richtig. Du würdest schon triumphirt, und Zeit zu einer siegenden Phrase gefunden haben, wenn Dir nichts begegnet wäre. Victoria zu rufen findet man immer einen Augenblick. — Ich schrieb wieder und fragte, erhielt aber keine Antwort darauf, sondern nur mit kurzen Worten die Meldung des Tages seiner Rückkehr. Ich eile ihm entgegen, "Nun, wie war's?" frage ich schon auf der Treppe. "O nichts, nichts!" erwiedert er. Aber er hatte mich gleich verstanden, es mußte etwas vorgefallen sein, sonst hätte er nicht mehr daran gedacht, nicht gewußt, wovon ich sprechen wollte. Ich drang in ihn, und er gestand mir endlich, daß er gerade das nämliche erlebt habe, und zwar zwei Nächte hinter einander. Das war jedoch alles; er hatte auch nicht mehr gesehen als ich, und keine weitere Aufklärung erhalten. Bei der Untersuchung hatte sich ergeben, daß die Thür in der Wand ein über einem Kamin befindlicher, von allen Seiten verschlossener Wandschrank sei, an dem nichts besonders zu entdecken war. Ich habe weiter nichts darüber erfahren, und gebe Ihnen die Sache, wie sie vorgefallen ist, schloß die lebhaft erzählende.

Aus schuldiger Rücksicht hatte ihr die Gesellschaft ohne Unterbrechung zugehört, nun aber erhuben sich mancherlei Debatten des Für und Wider, Einwürfe und Vermuthungen, bis die Reihe des Erzählens an einen alten Landedelmann kam, der ganz naiv gestand, in Jagdgeschichten sei er bewanderter, als in Gespenstergeschichten; da

---

<sup>7</sup> Gemeint ist "Mutter Eva" als Metapher für eine "listige", mit der biblischen Geschichte assoziierte Frau.

aber die Gesellschaft von größern Erzählungen auf das Feld der Anekdoten gerathen, wolle er mit einer Sage aufwarten, die auf einem seiner Güter zu Hause sei. "Meine Mutter, die noch lebt," fuhr er fort — "warum sehen Sie mich so verwundert an, schönes Kind," wandte er sich zu dem Fräulein, welches eine besondere Prädilection für die Berliner Kanzelredner zu zeigen anfang; "glauben Sie, daß meine Mutter nicht mehr leben könnte? Wenn ich nun sogar noch eine Großmutter hätte?" — "Die wäre gewiß ein Gespenst!" fuhr das lebhaftes Mädchen heraus, und sah sich gleich nachher, halb erschrocken über ihre Kühnheit, halb als sähe sie das Gespenst schon, um. Alle lachten, der alte Jäger lachte gutmüthig mit, und versicherte, um sie zu beruhigen, wolle er es fürs erste einmal bei der Mutter bewenden lassen. "Meine Mutter also," fuhr er fort, "hat mir die Geschichte erzählt, wie sie ihr begegnet ist. Auf dem Gute meines Vaters in Schlesien liegt ein ganz vereinzelter, kegelförmiger Berg, wie hingeschneit in der Mitte eines ziemlich weiten Thales, der Reitersberg genannt. Von diesem Berge aus, schwur und behauptete die ganze Umgegend, lasse sich alle vierzig Jahre ein wunderlicher Reiter sehen, der auf einem grauen Pferde, in einen weiten grauen Mantel gehüllt, mit einem altmodischen, großen, tief ins Gesicht gedrückten Hute, um den Berg auf seiner halben Höhe herum ritte, und in der Ebene verschwände; warum er käme, wer er eigentlich sei, wußte niemand zu sagen, denn er hatte nie ein Wort gesprochen, und man sah auch keinen Zweck seiner Erscheinung; doch sprach die Sage von einem Gelübde, welches einer meiner Vorfahren gethan, und Gelübde müssen selbst die Todten halten. Meine Mutter hatte die Geschichte oft gehört, ohne sich etwas anders dabei zu denken, als daß sie ein Märchen sei.

Eines Tages ging sie mit meinem Vater in einer engen Gasse spazieren, die an unserm Garten hin lief, und an beiden Seiten zwei Mauern hatte. Er rechnete ihr grade vor, wie viel Stück Hasen dieses Jahr auf seinem Revier geschossen worden seien, als ein Reiter an ihnen vorbei trabte, ohne den Hut abzuziehen; mein Vater beachtete ihn nicht, und wollte eben von den Hasen zu dem interessanteren Capitel der Füchse übergehen, als meine Mutter ihn unterbrach: "mein Gott, sieh doch, wie geschwind der Mann reitet! Und wie mager sein Pferd ist — sieh doch — aber mein Himmel, wo ist er denn hin? Er war ja eben noch hier; und wie kann er denn aus den Mauern heraus gekommen sein? Es ist ja, als ob ihn die Erde verschlungen hätte! Siehst Du ihn noch?" — "Still!" sagte mein Vater, und legte ihr die Hand auf den Mund; "laß uns nachsehen." Sie gingen eilig und schweigend nach. Des Rosses Huf hatte tiefe Spuren gelassen, aber sie waren nicht gleich denen anderer Pferde; nur zwei Hufe hatten sich eingedrückt, der dritte und vierte fehlten, so daß die Spur, die jedoch durch die Hufform

bezeichnet war, der Stellung nach Menschentritten gleich kam. Endlich erreichten sie einen Ort, wo der Weg etwas breiter wurde, wiewohl die Mauern sich noch eine bedeutende Strecke weiter längs desselben hinzogen. Hier ging die Spur des Pferdes plötzlich auf eben diese Weise in einem cirkelrunden Kreise herum, in dessen Mitte, von der übrigen Spur durch einen ziemlichen Raum getrennt, ein einzelner, tief eingedrückter Hufschlag wie ein Punktum stand, welches sagte: bis hierher und nicht weiter! — Schaudernd blieb meine Mutter stehen — es war der graue Reiter gewesen. — Sie wandte sich ab und gab dem Vater die zitternde Hand; die Luft schien ihr schwüler als sonst, schweigend gingen sie nach Hause. Als sie in die Thür des Hofes traten, legte sich die Dämmerung schon geheimnißvoll über Feld und Flur, und hob die von der Welt mit dem Tage scheidenden Farben stärker hervor, welche, gleich als waren sie früher vor dem zu hellen Tageslicht der Sonne erblaßt, jetzt noch einmal höher auftauchten, um im Schooße der Nacht völlig zu verschwinden. — Mein Vater ist jenen Weg nie wieder gegangen." —

"Sie haben die Natur gewiß oft auf dem Anstand beobachtet, da pflegen die Herren so gerade in der Dämmerung auszugehen," brach ein alter Ökonom und Fabrikant höchst prosaisch herein; "in welcher Gegend Schlesiens liegt denn der Reitersberg? Ist dort noch viel Hut und Weide, oder werden die Gemeinheitstheilungen schon vorgenommen? — Verwalten Sie das Gut selbst? — Wie steht's mit den Schäfereien? — Schlecht? — Wenig Rücksicht darauf genommen? — O das sind noch die Anfänge der Cultur! — Was sagen Sie zu der Hagelassekuranz? — Für Manufakturen ist dort wohl wenig Gelegenheit? — Ich habe immer die Idee, eine Schraubenfabrik im schlesischen Gebirge anzulegen, glauben Sie daß sich das rentiren könnte?" — Und so fortfahrend, riß er den Alten fast gewaltsam in sein Gespräch, und entzog ihn dadurch allen Bemerkungen der Zuhörer über seine Geschichte; ein junger Pferdekennner hatte so gern noch etwas über die Natur und das Aussehen des wunderbaren Rosses erfahren, aber alles war umsonst, der Alte kam nicht wieder los, bis er eine kurze Pause des Athemholens bei dem Spekulantem benutzte, sich unter dem Vorwand, er wolle gehen und seine Pfeife anzünden, zu befreien.

Das Loos traf zunächst eine junge Künstlerin; sie war viel und weit gereist, und erzählte folgende Geschichte, zu der sie die Belege in England in einem alten Schlosse gesehen haben wollte.

Ein gewisser Lord wohnte, selbst unverheirathet, mit seiner auch unverheiratheten Schwester auf einem Gute in Wales. Beide waren nicht mehr jung, und einander durch die innigste Geschwisterliebe

verbunden. Die Parlamentssitzungen riefen den Lord, der diesen Titel erst kürzlich geerbt hatte, nach London; er wollte die Schwester bereden, ihm zu folgen, aber sie haßte die Stadt, sie liebte das Land, wo sie als Königin herrschte, und konnte sich nicht zu der Reise entschließen; der Bruder versprach, ihr häufig zu schreiben, und reiste allein ab. Sie erhielt auch wirklich gleich nach seiner Ankunft einen Brief, nachher aber während vierzehn Tagen keine Zeile mehr. Sie glaubte den Bruder in den ungewohnten Geschäften vergraben, und es beunruhigte sie weiter nicht.

Eines Nachts wachte sie auf; es kam ihr im Schlafe vor, als wäre ein Auge starr auf sie geheftet. So, behaupten Mütter, könne man schlafende Kinder ohne einen Laut, ohne Veränderung des Lichtscheins, nur durch den Magnetismus eines Blickes, wecken. Unwillkürlich schlug sie die Augen auf; das Nachtlicht brannte düster, und bei seinem matten Schimmer sieht sie ihren Bruder auf dem Stuhle an ihrem Bette sitzen. Sie erschrickt; "was ist's? Warum — wo kömmt Du her?" — "Berühre mich nicht, ich lebe nicht mehr," erwidert seine wohlbekanntete Stimme, und Entsetzen und eisiger Schmerz durchzucken sie; starr, gefesselt sitzt sie aufrecht im Bette. — "Ich bin nur hier," fährt die Stimme mit allen Schauern der Ähnlichkeit, der höchsten Gleichheit ihrem Originale, fort, "Dir zu sagen, daß Du eiligst die bewußten und längst schon von uns verabredeten Einrichtungen in Bezug auf mein Testament treffen sollst, weil Dir und der ganzen Familie sonst endlose Prozesse aus der sonderbaren Zusammenstellung von Umständen erwachsen würden, die mein Vermögen trifft." Bei dem Worte "mein" fuhr ein kaltes Lächeln über seine Züge, als spottete er des Wortes. Die Schwester, hingerissen von der bekannten Stimme, von der ruhigen verständigen Rede, von der Macht des Schmerzes, der sich in ihr gegen die furchtbare Überzeugung stemmte, rief heftig: "nein, nein! Nein, ich kann's, ich will's nicht glauben. Es ist ein Blendwerk der Hölle, ein Wahnsinn meiner Phantasie; Du lebst. Du mußt leben! ich habe geträumt, ich träume noch!" — "Was geb' ich Dir für ein Zeichen, daß Du mir glaubst?" fragt der Bruder mit einem Schatten von Unruhe im Ton der Stimme. "So sieh!" fährt er fort, ergreift die Vorhänge des Bettes, und wirft sie, die sich vor seiner Berührung zusammenrollen wie ein dürres Blatt, mit einer raschen Bewegung auf den Himmel des Bettes. "Nein, nein!", ruft die Schwester heftiger; "ich will glauben, ich habe das selbst im Wahnsinn gethan." — "Nun, so sieh!" wiederholt er noch einmal, halb unwillig, und schiebt mit heftiger Bewegung die offen stehende Schublade eines kleinen Arbeitstisches an ihrem Bette zu. — "O Gott, auch das hab ich selbst gethan. Du sollst, Du mußt leben!" ruft sie in wildem Schmerz. — "Hast Du Muth?" fragt er, und eine menschliche Rührung zittert in seiner Stimme; "so gieb Deine Hand." —

Mit zärtlichem Vertrauen reicht die Schwester sie hin, er legt die seinige auf ihren Arm, und eine sonderbare Empfindung, von der die Lady nicht wußte, ob sie Gluth oder Eiseskalte sei, erstarrt oder versengt ihren Puls; sie empfindet das stechende Gefühl, mit dem man im strengsten Winter Metall, eiserne Geländer im Freien, Drücker von Thüren ungeheizter Zimmer angreift. Aber mit dieser Berührung verschwand die Erscheinung. Starr blickte die Lady nach ihr in die zweifelhafte Dämmerung aus, dann warf sie sich in ihre Kissen zurück, und weinte wie ein Kind. Heftig schluchzend fuhr sie nach einer Weile wieder daraus empor — alles war dunkel, das Nachtlicht erloschen. "Ich habe geträumt," rief sie frohlockend, "es war ein Traum!" — Beglückendes Gefühl, nach so schwerem Leiden sich sagen zu können: es war ein Traum! Magisches Gefühl, vermöge dessen Ahnung der Allwissenheit unser höheres Selbst noch mitten im Schlaf die Herrschaft über zerrüttende Eindrücke behält, welches den Menschen errettet von der Tyrannei jedes Luftdrucks! — "Er lebt!" rief sie jubelnd aus; aber bei dem Worte überfuhr sie ein kalter Schauer; es war als ob die Luft ihr zuflüsterte: "nein". —

Lange saß sie in ihrem Bette, unfähig mit ihren Gefühlen ins Reine zu kommen; endlich faßte sie sich, und klingelte nach Licht. Es kam — sie sah sich scheu um. Ihre Vorhänge lagen, in einen festen Ballen gewickelt, oben auf dem Himmel des Bettes, der Auszug ihres Nähtisches war zugeworfen; sie öffnete ihn, um zu sehen, ob sie nichts Ungewöhnliches darin entdeckte. In angstvoller Heftigkeit riß sie einen der vielen kleinen Auszüge, die er innerhalb der größern enthielt, heraus; er blieb in ihrer Hand; an der Rückseite des Faches, welches er leer ließ, war der versengte Abdruck einer Hand eingezeichnet. Entsetzt ließ sie das Kästchen fallen; die Kammerfrau hob es auf — "Mein Gott, was haben denn Ew. Herrlichkeit gemacht," rief das Mädchen aus, "hier ist ja alles verbrannt!" Sie faßte der Lady Arm und hob ihn zum Lichte; das Zeichen einer eingebrannten Hand war darauf zu sehen.

Die Lady sank zurück, doch ermannte sie sich bald; ein starker, ein männlicher Geist hatte sie immer belebt, er verließ sie auch jetzt nicht; sie traf alle nothwendigen Verfügungen mit größter Thätigkeit und schickte einen eilenden Boten nach der Stadt. Aber als alles geschehen war, verließ sie die Kraft; sie setzte sich in den Sessel an ihrem Bette, und sah starr vor sich nieder. So traf sie ein Brief aus London, der ihr den plötzlichen Tod ihres Bruders in jener Nacht, in jener Stunde, meldete. Man sagt sie habe noch ein Jahr gelebt, nach dessen Verlauf sie an der Auszehrung gestorben.

Die Erzählerin schwieg; man fand die Geschichte interessant, aber sehr unglaublich; "ich finde sie selbst unwahrscheinlich," erwiderte sie, "und sie wurde mir von unbekanntenen Personen erzählt; aber ich muß bezeugen, daß man mir den Nähtisch mit der eingebrannten Hand im leeren Fache, und noch mehr, das Portrait der Lady selbst, mit dem versengten Arme gezeigt hat. Es ist offenbar ältern Ursprunges, die Ärmel absichtlich zurückgestreift, und das verhängnißvolle Zeichen zur Schau gestellt. So, sagt man, habe die Lady verlangt gemalt zu werden." — Die Damen begehrten zu wissen, wie das Portrait ausgesehen habe, darüber aber konnte die Künstlerin keine genaue Auskunft mehr geben; sie erinnerte sich nur im Allgemeinen, daß es entschiedene Züge und einen originellen Ausdruck gehabt; nach braun oder blond, stark oder mager, wurde vergeblich geforscht. —

Das Gespräch kam auf den sonderbaren und so häufig bemerkten Umstand, daß an Krankenbetten der Augenblick des Todes die ganze Umgebung mit einer Art sympathetischer Kraft zu ergreifen scheint, die sich selbst an leblosen, ja an künstlichen Gegenstände äußert; gleichsam als zöge dieser Moment einen Schleier über das rege, fortwährende Schaffen der Natur, und eine Pause in den Pulsen des Lebens spräche augenblicklich: halt! bis es, mit seiner inwohnenden Kraft den Damm durchbrechend, wieder ungehemmt fortströmt. So erzählte man viele Geschichten von plötzlich stille stehenden Uhren, die bis dahin immer vortrefflich gegangen wären, welche erst auf den Tod des scheinbar Schlummernden aufmerksam gemacht hätten. Dadurch wurde die Reihenfolge des Loosens unterbrochen, und ein kürzlich von der Universität zurückgekehrter junger Mann theilte folgende Begebenheit mit.

Ich hatte einen Freund, der gleichzeitig mit mir in T — Jura studierte. Er war der einzige Sohn seiner Eltern, die nur für ihn lebten; er selbst hing an Familienerinnerungen mit einer Zärtlichkeit, welche ihm die erste Freude des freien und unabhängigen Lebens der Universitätsjahre verkümmerte; er wußte lange nicht, was er mit seiner Freiheit anfangen sollte, sein Zimmer schien ihm eng und leer, die kahlen Wände blickten ihn mit der Dürftigkeit des Lebens drohend an, er verfiel in Melancholie, in ein Heimweh, an dem die ernstlichsten Bemühungen seiner Freunde, ihn zu zerstreuen, scheiterten. Endlich gelang der Wissenschaft, was ihnen nicht gelungen war. Sie hatte ihn anfangs in ihrer Weite als ein unbegriffnes Aggregat von Einzelheiten zurückgestoßen; ein tiefes Gemüth, mit Kraft sie zu umfassen, erschrickt anfangs leichter vor einer ungeheuren Aufgabe, als die Flachheit, welche sie nicht ahnt, die, gewohnt in allem nur Gedächtnißwerk, nicht innere Wahrheit, zu erblicken, diese auch

nirgends vermißt, weil sie ihr weder am Anfange noch am Ende eines großen Studiums aufgeht. Nach und nach aber brach sein ernster Sinn sich Bahn durch das scheinbare Chaos, er fing an die Gesetze seiner Organisation zu empfinden, seinen Plan zu erspähen, und das Labirinth wurde ihm zur lebenvollen Schöpfung, zur Herzens- und Sittengeschichte der Völker; er selbst schien seitdem neu belebt; er hatte die Dornen seiner Lage bezwungen und zu Rosen umgeschaffen; das Todte war ihm lebendig geworden, Erkenntniß strahlte mit ihrer heilig belebenden Kraft durch seine Seele, ihr folgte der Glaube an das, was noch dunkel war. Doch hing der junge Mann noch mit weicher, ja fast krankhafter Empfindung an allen Zeichen der Liebe aus der Heimath, und schmückte wohlgefällig sein Gemach mit ihren Erinnerungen. Hier hing ein Portrait, dort ein dürres Röschen unter Glas und Rahmen, Silhouetten und vaterländische Landschaften, Schmetterlinge und ausgestopfte Vögel, ja manche Spielerei der Kinderjahre war darin mit liebender Ordnung aufgestellt. Vor allem werth aber war ihm ein Glas, mit dem Namenszuge seines Vaters, eine Abschiedsgabe desselben. Er trank alle Mittage daraus, und oft sah ich seine Augen sich mit Thränen füllen, wenn er den ersten Zug that, der immer im Stillen der Gesundheit der Seinigen galt. Nie versäumte er, selbst unter den ausgelassensten Scherzen seiner Kameraden, diese selbsterwählte Pflicht; und wenn er seine Mahlzeit geendigt hatte, hielt ihn keine Zerstreuung, kein Geschäft, kein schon angegangenes Collegium ab, das Glas selbst auszuspülen und auf den ihm bestimmten Platz seines Schreibtisches zu stellen; ja wenn er in sein Zimmer trat, fiel sein erster Blick darauf, und mit fast ängstlicher Sorgfalt überzeugte er sich, daß es unversehrt geblieben.

Einst begleite ich ihn nach Hause; er zieht den Schlüssel seiner Stube aus der Tasche, schließt auf, wir treten ein; er wirft einen Blick auf seinen Schreibtisch, erblaßt und fragt: "wo ist mein Glas?" Es stand nicht auf der gewöhnlichen Stelle. "Du wirst es anderswo hingesezt haben," sage ich beruhigend; "oder Du hast vergessen es aufzuheben, und die Aufwärterin hat es mit heraus genommen." Er hörte mich nicht, und fing an, das Zimmer mit leidenschaftlicher Ängstlichkeit zu durchsuchen. Umsonst! Das Glas fand sich nicht. Ich klingele der Aufwärterin, sie kömmt, sie weiß nichts von dem Glase; die Sache fängt an mir selbst unbegreiflich zu werden. Mein Freund beschuldigt die Aufwärterin, während seiner Abwesenheit im Zimmer gewesen zu sein, und das Glas weggenommen zu haben; sie betheuert ihre Unschuld, und setzt hinzu, er wisse wohl, daß er selbst den Schlüssel zur Stube in der Tasche gehabt, und daß sie keinen zweiten besitze. Während sie noch sprach, sah ich meinen Freund vor dem Schreibtische still stehen, den Blick starr auf eine Stelle geheftet; ich sehe ihn blaß und blässer



werden, sehe ihn schwanken, und springe zu. "In meiner Heimath ist ein Unglück geschehen!" ruft er mit tonloser Stimme, und sinkt in meine Arme.

Lange antwortete er nichts auf meine Fragen, endlich zeigte er mit dem Finger auf das Bureau. Ich trat hinzu und erblickte auf der Stelle, wo das Glas in mitten mehrer Gläser und Tassen zu stehen pflegte, ein kleines zusammengesunkenes Häufchen feiner Glasspäne, so gleichförmig, so regelmäßig pulverisirt, wie keine gewaltsame und keine chemische Operation sie zu theilen im Stande gewesen wäre. Ich wollte trösten — es war unmöglich, er hörte mich nicht; ich wolltewebeweisen, daß ein Zustand der Luft, eine vorhandene Säure das Glas plötzlich habe zersetzen können, und fand meine Worte selbst lächerlich — es kamen noch einige Bekannte; unsre Versuche meinen Freund aufzuheitern, zu zerstreuen blieben umsonst; er hörte nichts, er sah nichts, blickte schweigend vor sich nieder, und nur wenn die Thür ging, sah er ängstlich hin, als erwarte er eine schreckliche Nachricht. Ich fühlte ihm den Puls, er hatte starkes Fieber; der Arzt mußte gerufen werden; er gab niederschlagende Pulver, die ohne Wirkung blieben; ein Aderlaß half nicht mehr; zwei Tage vergingen in diesem Zustande. Am Abende des dritten — mein Freund war eben zum erstenmale seit jener Begebenheit etwas eingeschlummert — erwachte er plötzlich mit dem Ausrufe: "Ha!" — "Was ist Dir?" fragte ich besorgt. Er zeigte nach der Thür. Sie war verschlossen, ich entdeckte nichts daran. Nach einigen Augenblicken höre ich Schritte auf der Treppe; man pocht — der Briefträger tritt ein; ich eile ihm entgegen, ich nehme ihm den Brief aus der Hand — er war von der Schwester des Freundes.

Dieser greift hastig darnach, öffnet ihn, trotz meiner Bitte, selbst, ruft: "mein Vater ist todt!" und sinkt zurück. — Er war an jenem Nachmittage gestorben.

Eine Pause trat ein. — "Genas Ihr Freund?" fragte die Hausfrau. — "Die Krankheit schien von diesem Augenblick an gebrochen; sie hatte einen entzündlichen Charakter gehabt, sie wurde zum Nervenfieber, und erst nach acht Wochen war er im Stande, die Reise zu seinen trauernden Verwandten anzutreten, auf der ich ihn begleitete.

Und — "er lebt?" — "Er ist im B—schen angestellt, und hat seinen Verlust verschmerzt, wie der Mensch so große Verluste verschmerzen kann, deren Lücken sich nie so ersetzen, daß man sagen könnte, sie wären nicht dagewesen."

Das Gespräch ging auf die Ahnungsfähigkeiten verschiedener Menschen über, und manche Belege dafür wurden von der Versammlung angeführt; so erzählte die Malerin, sie habe eine sehr geistreiche Freundin gehabt, eine hochgebildete, ausgezeichnete Frau, von wunderbarer Phantasie, deren Leben die seltensten, ja sogar triviale Beispiele vom Eintreffen vorhergesehener Umstände gezeigt habe. So hätte sie ihr einst erzählt, sie werde Trauer bekommen, sie habe diese Nacht geträumt, sie stände vor dem Spiegel in vollständigem Traueranzuge; "mir fehlen nur noch die Handschuhe!" habe sie eben gesagt, und sei davon erwacht. Sie, die Malerin, hätte gelacht und es ihr auszureden versucht, jene habe aber erwidert, dergleichen betrüge sie selten. Sechs Wochen darauf wäre sie einmal wieder zu ihr gekommen, als jener Traum von beiden Seiten vergessen gewesen, um sie zum Spaziergehen abzuholen. "Warum ziehst Du Dich denn schwarz an?" hätte sie jene gefragt; "ach," entgegnete die Freundin, "ich erhielt gestern die Nachricht von dem Tode einer Verwandten, die ich zwar nie sah, aber anstandshalber muß ich doch trauern. Glücklicherweise habe ich noch meine vollständige Hoftrauer liegen — "aber," sagte sie, als sie eben fertig war, "mir fehlen nur noch die Handschuhe!" Kaum hatte sie dies ausgesprochen, fuhr die Malerin fort, als sie betroffen zusammenschauderte. Wir sahen uns beide an. — "Es ist sonderbar," sagte sie. "So geht mir's oft." — Doch kommen Sie, liebstes Kind, wir wollen nicht mehr daran denken." — Dergleichen Erscheinungen zeigten sich häufig bei ihr, und selbst ihr Kartenlegen, mit dem sie sich und andere zuweilen belustigte, ohne gestehen zu wollen, daß sie mehr als einen Scherz darin sehe, war nicht ganz ohne Bedeutung." —

"Wer war die Dame in tiefer Trauer," unterbrach nach einigen Zwischenreden einer der Fremden das Gespräch, zu der Hausfrau gewendet, "welche ich bei meiner Ankunft in Ihrem Hause fand? Sie schien die Gesellschaft zu fliehen, denn so wie der Gäste hier mehre wurden, verschwand sie, und ich habe sie nicht wieder gesehen." — "Sie flieht in der That größere Gesellschaften," erwiderte die Wirthin, "und reiste vor wenigen Tagen ab. Ihr Schicksal ist ein sehr wunderliches, welches sich den Erzählungen des heutigen Abends dem Geiste nach sonderbar anschließt!" — "Die Dame fiel mir bei der Erwähnung jener Trauer wieder ein. Wollten Sie uns ihre Geschichte nicht mittheilen?" — Die ganze Gesellschaft trat der Bitte bei. —

"Frau von W." hub die Hausfrau an — "war ein liebenswürdiges und gefeiertes Mädchen, die mehre vortheilhafte Anträge abwies, weil sie einen jungen Menschen liebte, der es jedoch nicht wagte, seine Ansprüche auf ihre Hand laut werden zu lassen, da er wußte, daß ihre Eltern sein Vermögen zu gering finden würden, sie ihm zu gewähren.

Schon verzehrte er sich in heftigen Klagen über sein Unglück, als sich ihm die Gelegenheit zu einem sehr vortheilhaften Güterkaufe bot; eine schöne Besitzung eines seiner entferntesten Verwandten ward um einen unbegreiflich wohlfeilen Preis losgeschlagen, er kaufte das Gut halb mit eigenem, halb mit fremdem Gelde, wagte seinen Antrag und erhielt die Hand der reichen Erbtöchter. Über alle Begriffe glücklich, bezogen die Liebenden das Schloß des Gutes, und verlebten in ungestörter Eintracht und Zufriedenheit sechs Jahre, innerhalb derer Frau v. W. ihrem Manne zwei schöne Knaben gebar. Die Familie ward als eine der glücklichsten des Landes gepriesen. Frau von W.'s Eltern starben um diese Zeit; sie hinterließen der Tochter das ganze Vermögen; ein Theil desselben ward angewendet, die noch auf dem Gute hastenden Schulden zu tilgen, und die Familie nahm zu an Glück und Reichthum.

Einst empfangen sie den Besuch einer benachbarten Familie. Die Kinder des Hauses spielten mit den fremden Kindern in einem Saale des wenigst besuchten Flügels des Schlosses, an den einige unbewohnte und nicht einmal möblirte Zimmer stießen, welche die Knaben oft mit zum Spielraum benutzten, wenn es draußen regnete, und in welchen die Mutter sie ruhig sich selbst überließ, da die hohen, fest geschlossenen Fenster jedes Unglück unmöglich machten. Die Eltern saßen am Theetisch in einem etwas entfernten Zimmer, welches aber durch die geöffneten Flügelthüren der ganzen Zimmerreihe mit dem Saal an deren Ende in Verbindung stand, und hörten das Scherzen und Lachen, das Jubeln und Springen der spielenden Kinder von ferne. Plötzlich aber unterbrach ein Geschrei, ein klägliches Weinen die Töne der Freude, und die ganze Kindergesellschaft stürmte herein, den kleinen Franz, den jüngsten der Knaben des Hauses, in der Mitte, der todtenblaß war, und laut weinte. "Um Gotteswillen, was ist geschehen, was habt Ihr ihm gethan?" rief die erschrockene Mutter. "Nichts, gar nichts" betheuert alle Kinder. — "Er war, um sich zu verstecken, in die letzten Stuben gegangen," sagte einer der fremden Knaben, "kam weinend wieder, und wollte sich nicht beruhigen lassen; ich glaube, er ist über das Gerümpel gefallen, was dort liegt." — "Nein, nein! das Kind!" rief der Kleine hastig, und sah sich scheu im Zimmer um. Nach vielen Fragen brachte man endlich aus dem vierjährigen Knaben heraus, ein häßliches Kind habe ihn mit Gewalt geküßt, und gelacht, da er darüber geweint habe; darauf sei es schnell weggelaufen. Die andern Knaben wollten jedoch, mit ihrem Spiele eifrig beschäftigt, nichts gesehen haben. Der Vater vermuthete, daß ein Bauernjunge sich unter die Gesellschaft gemischt, und den Kleinen erschreckt haben könne; doch begriff er nicht, wie er unbemerkt herein- oder herausgekommen sein konnte, da jene Zimmer nur einen auf den Saal offenen Ausgang hatten; die Mutter aber sah das blasse Kind ängstlich an, welches

immer fort weinte, und nicht zu beruhigen war; sie mußte sich an sein Bett setzen, es schlief zwar ein, phantasirte aber die ganze Nacht von einem häßlichen Kinde, und lag am andern Morgen im heftigsten Fieber. Vergebens wurden alle Mittel der Medicin angewandt, der Kleine starb acht Tage darauf an einer Gehirnentzündung.

Die Trauer der Mutter war gränzenlos; es war das erste schwere Unglück ihres Lebens, es beugte sie tief; dennoch sah sie nichts Unnatürliches in dem ganzen Hergange; der Knabe hatte schon während des Spielens phantasirt, schon damals Fieber gehabt, das bewies der Fortgang seiner Krankheit; sie begriff nur nicht, daß sie diese nicht früher bemerkt hatte, und machte sich lebhaft Vorwürfe darüber. Der einzige Überbleibende ward ihr Augapfel, das Leben ihrer Seele, und der Flügel des Schlosses, in dem die Kinder gespielt, ward verschlossen, um eine schmerzliche Rückerinnerung zu vertilgen. Aber der Kleine war nicht so trübe gestimmt, er bedauerte lebhaft das Verschließen des Tummelplatzes seiner Spiele, und gerade weil es verboten war, wünschte die kindliche Phantasie desto heftiger die Eröffnung des einst gekannten Paradieses. Die Mutter, deren gränzenlose Liebe dem Kinde nichts zu versagen verstand, gab seinen Bitten eines Nachmittags nach; der lange verschlossene Freudenplatz wurde wieder eröffnet und jubelnd mit einigen Gespielen eingeweiht; nachdem einmal der erste traurige Eindruck überstanden war, legten sich andre Eindrücke darüber hin, die ihn der Seele der Mutter entrückten; der Knabe spielte von nun an wie vormals an dem verhängnißvollen Orte, und die Mutter sah dem Kinde mit lächelndem Munde zu.

Einst wurde sie plötzlich abgerufen; wie sie wieder in dm Saal trat, war er leer; sie suchte, sie rief ihren Gustav, keine Antwort. Sie ging eilig durch die Reihe der Zimmer, immer suchend, bis an das ihrige — Gustav lag in der Ecke des Sopha's, und hatte den Kopf in die Kissen gedrückt. Sie wollte ihn aufheben, er klammerte sich krampfhaft an, und schrie laut auf. Ihre Stimme brachte ihn zu sich; er ließ sich auf ihren Schoß setzen, zitterte aber am ganzen Leibe. Ihr Mann trat ein, und mit vereinten Bemühungen erfuhren sie denn von dem Knaben, daß die Gespielen nach Hause gegangen waren, und daß er nun auch sein Spielzeug zusammen geräumt, um wegzugehen, weil ihm so angst im Saale geworden sei; da habe ein blasses fremdes Kind, mit schwarzen stechenden Augen, im scharlachrothem Röckchen, ihm den Weg vertreten, und immer mit ihm spielen wollen, er aber hatte es wegzujagen versucht, worauf eine Jagd unter ihnen entstanden wäre; er sei um den Tisch gelaufen, das Kind ihm aber immer näher gekommen, da habe er laut aufgeschrieen, das Kind aber hätte ihn ergriffen, ihn

geküßt, und darauf sei es weggelaufen in die Polterkammer; er habe es darin lachen hören, und wäre fortgestürzt. Der Knabe zitterte und war nicht zu trösten, der armen Mutter faßten eisige Schauer das Herz. Die Räume wurden vergeblich durchsucht, nichts Lebendiges fand sich; ein Diener nur wollte ein höhnisches Lachen unter dem alten Gerümpel gehört haben, ein anderer erklärte es aber für den Fall einer Kindertrommel. Am andern Morgen schien der Kleine ruhiger, aber er war sehr blaß, und eine ängstliche Nervenschwäche blieb ihm von dem Tage zurück, ein irrer Blick, eine horchende Reizbarkeit; die Mutter ließ ihn nicht mehr aus den Armen, der Vater nicht mehr aus den Augen; aber er welkte in ihren Armen, unter ihren Augen. Kein Spur des fremden Kindes war aufzufinden, niemand kannte ein solches, niemand wollte ihm begegnet sein; nur ein alter Bauer des Orts erinnerte sich einer Sage von der unheilvollen Erscheinung eines solchen Knaben, die er schonungslos mittheilte. Die Eltern hörten ihn mit Entsetzen; der Vater ließ den Flügel des Schlosses abreißen, er verließ es mit dem kränkelnden Sohne; alle Ärzte der Hauptstadt versuchten ihre Kunst umsonst an ihm, er starb ein Jahr nach jenen Auftritten, in den Armen seiner trostlosen Mutter, die seitdem ihre Trauerkleider nicht mehr ablegt. Das Gut ist verpachtet, das Schloß steht leer; nie hat sie es wiedergesehen. —

Nach einer Pause sagte eine lustig und gutmüthig aussehende ältere Dame: "damit wir aber doch den Abend nicht gar zu traurig und schreckhaft schließen, denn ich glaube es ist bereits spät, erlauben Sie mir nun auch noch eine Begebenheit zu erzählen, deren natürliche Auflösung wieder gegen alle dergleichen Erscheinungen zeugt. Denn wie manche fürchterliche Geschichte mag wohl, gleich dieser, aus unerklärten Zufälligkeiten entstanden sein, und bei andern ist vielleicht die Erfindung, oder gar Darstellung einer Gespenstergeschichte das einzige und letzte Mittel gewesen, Dinge der Öffentlichkeit zu entziehen, die das Publikum nicht erfahren durfte, und die es vielleicht, ohne die Geschichte, zu ahnen angefangen haben würde.

Meine Schwiegertochter wohnte als junges Mädchen in einer nicht unbedeutenden Handelsstadt, im zweiten Stockwerk eines großen Hauses, dessen erster Stock von einem jungen Bankier bewohnt wurde, der seine Schreibstube gerade unter ihren Zimmern hatte. Dieser junge Mensch, sonst von der blühendsten Gesundheit, wird plötzlich schwermüthig, und man befürchtet eine *Auszehrung*. Die Stadt spricht von einer unglücklichen Liebe — denn die Leute unterlassen nicht, selbst bei den prosaischesten Naturen, wenn ihnen etwas fehlt, was nicht einleuchtend ist, alsbald von unglücklicher Leidenschaft zu fabeln — die Ärzte, von Fragen gequält, wissen sich mit nichts anderm mehr

zu helfen, als mit einem organischen Fehler, der sich plötzlich organisirt. Der Vater meiner Schwiegertochter, obschon sonst wenig mit dem jungen Manne bekannt, besuchte ihn als Hausgenosse bei der Nachricht seiner Kränklichkeit, und jener gestand ihm, er wisse, er müsse sterben; er habe, als er einst im Schreiben vertieft in seinem Zimmer gesessen, im gegenüberstehenden Spiegel eine graue, schwarz verschleierte Gestalt erblickt, die ihm feierlich gewinkt habe, und daraus verschwunden sei. Er wäre erschrocken, aber dennoch gefaßt gewesen, und da dieser Spiegel mit andern, und durch diese wieder mit der Thür des ersten Zimmers des Comptoirs correspondire, sei er aufgesprungen, und habe sich bei dem im äußern Zimmer sitzenden Schreiber erkundigt, ob eben jemand hier gewesen. "Kein Mensch!" habe ihm dieser geantwortet.

Auch die andern dort arbeitenden Herrn seien von ihm befragt worden, keiner habe in den Spiegeln der folgenden Zimmer etwas erblickt; er hätte sich also überzeugen müssen, daß er nichts Wirkliches, nichts Gewöhnliches gesehen habe, daß die Erscheinung ihm besonders und allein gegolten, und er wisse, sie bedeute seinen Tod, dessen Vorboten sich ja auch schon in seiner veränderten Gesundheit ankündigten, und keine Kunst und keine Wissenschaft könne ihn mehr retten. "Ich redete ihm umsonst zu," erzählte der Vater meiner Schwiegertochter seiner Familie, "er hat einmal die vorgefaßte Meinung, und wird sterben, wie Leute, die sich vor ansteckenden Krankheiten leidenschaftlich fürchten, davon gewöhnlich wirklich ergriffen werden. Es ist schade um das junge Blut. Welche Unvernunft!"

Seine Frau meinte, diese Idee wäre schon das erste Zeichen, und nicht die Ursache seiner Krankheit; wie denn die Folge meistens in so enger Wechselwirkung mit der Ursache stände, daß nicht immer zu ermitteln wäre, wer hier Vorgänger, wer Nachfolger sei, und man könne daher nicht wissen, ob, wenn er auch noch so vernünftig wäre, die Vernunft allein ihn vor der ausgestreckten Hand des Todes bewahren werde.

Meine Schwiegertochter hatte bis jetzt ruhig, aber sehr aufmerksam zugehört; jetzt rief sie lebhaft aus: "rufen Sie ihn herauf, die Wirklichkeit soll ihn heilen!" — "Was fällt Dir ein?" fragte der Vater. — "Rufen Sie ihn herauf, und sogleich. Thun Sie mir den Gefallen!" — Sie klingelte selbst, und ließ den Bedienten unten auf das Dringendste bitten: Herr — möge einen Augenblick heraufkommen, es betreffe ein Geschäft von der größten Wichtigkeit. — "Ich komme gleich wieder, halten Sie ihn hier indessen fest," bat sie die Eltern; "Sie werden schon sehen, was alldieses soll, jetzt ist's nicht Zeit zu Erklärungen." — Sie

eilte weg. Nach einiger Zeit kehrte sie zurück; der Fremde war eben eingetreten. Langsam und feierlich that sie ein paar Schritte vorwärts, dann machte sie eine heftige, erschrockene Bewegung mit der Hand, und trat zurück. Kaum hatte der Fremde sie erblickt, als ihm ein unwillkürliches: "Ha!" entfuhr; die Familie sah sie erstaunt an. Sie war im grauen, langen Reitkleide, kleinen grauen Hütchen und schwarzem Schleier, der, über dasselbe geworfen, ihre Gestalt halb verhüllte. Jetzt schlug sie den Schleier zurück. "Was soll das vorstellen?" fragte der Vater. Ohne zu antworten trat sie auf den jungen Mann zu: "bin ich eine so fürchterliche Todesbotin?" fragte sie lächelnd. — Treiben Sie ihr Spiel mit mir?" erwiderte ihr der Kaufmann, halb befremdet, halb erzürnt. — "Nein," sagte sie, "aber ich wollte einen unglücklichen Zufall wieder gut machen. Vor geraumer Zeit kehrte ich — des Tages besinne ich mich nicht mehr; es wird Ihnen aber genügen, wenn ich die Stunde genau angebe; es war zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags — an einem grauen nebligten Tage von einem Spazierritte nach Hause — Sie wissen, daß ich meiner Gesundheit wegen reiten lerne — mein Vater hatte mich begleitet, verließ mich aber er wird sich dessen auch noch erinnern — wegen eines Geschäfts im Nebenhaus an der Hausthür, und ich ging, in dieser männlichen Kleidung, den Schleier heruntergelassen, die Treppe herauf. Statt bis in das zweite Stockwerk zu gehen, bleibe ich in Gedanken im ersten, und öffne, da die Vertheilung der Thüren, hier oben eben so ist wie unten, die Thür Ihrer Schreibstube, in der Meinung, ich trete in mein Zimmer. Die Verschiedenheit der innern Einrichtung, und der in seine Arbeit vertiefte junge Mann, welcher in der Stube saß, zeigen mir jedoch sogleich meinen Irrthum; ich mache eine Bewegung des Schreckens, die vielleicht unter meinem Schleier wie ein feierlicher Wink ausgesehen haben mag, trete zurück, und mache die Thür wieder leise zu. Der Mann hatte mich nicht bemerkt, und froh darüber eile ich die Treppe hinauf. Hätte ich aber vermuthen können, daß so viel Unheil aus meiner Unvorsichtigkeit erwachsen würde, so hätte ich sie gewiß gleich erzählt.

Sie schwieg. Der junge Mann hatte die Erzählung mit lebhafter Theilnahme angehört. Anfangs schien sein Gefühl sich dagegen zu sträuben, aber die Überzeugung drang zu stark auf ihn ein, und sein Gesicht glich immer mehr einem dürrn Felde, welches den lang entbehrten Regen des Himmels endlich empfängt; seine Wangen rötheten sich, eine Thräne rollte aus seinen Augen, er stammelte wie aufgelöst: "Sie geben mir das Leben wieder!" Er ergriff meiner Schwiegertochter Hand, und küßte sie; aber im nächsten Augenblicke schien das Lächerliche seiner Lage ihn beschämend zu überwältigen, und er rief aus: "was wird die Stadt sagen?" — Man gab ihm das

Versprechen feierlichster Verschwiegenheit, und hat es treu gehalten; es ist das erste mal, daß die verjährrte Geschichte erzählt wird; er reiste in ein Bad, gegen den Rath der Ärzte, um der Gesellschaft auf kurze Zeit zu entgehen, und seiner Besserung einen natürlichen Anstrich zu geben; er kam gesund, heiter und blühend wieder, und blieb das Räthsel und der Stein des Anstoßes der medicinischen Welt, während die Damen der Stadt fortwährend behaupteten, er habe sich im Bade nur von einer unglücklichen Leidenschaft zu meiner Schwiegertochter geheilt.

Einige Mitglieder der Gesellschaft hatten sich schon seit längerer Zeit fortgeschlichen, die Ruhe zu suchen; bei andern war wenigstens das Feuer der Augen erloschen, und einige Mütter ermahnten zum Aufbruch, als sich ein junger Kaufmann ausbat, noch eine sehr possirliche Geschichte vortragen zu dürfen, die er mit erlebt hätte. Da die Hausfrau es ihm höflicherweise nicht abschlagen konnte, mußte sich auch die übrige Gesellschaft bequemen, noch folgende Erzählung mit anzuhören:

Ich hielt mich in Hamburg auf, während eine der wunderlichsten Geschichten sich daselbst zutrug. Es verbreitete sich nämlich plötzlich das Gerücht, auf einem Kirchhofe der Stadt lasse sich allnächtlich ein wunderbares Gespenst sehen, mit einem Menschenkopfe, Fledermausflügeln, Schlangenhaaren und bluttriefenden Händen. Ganz Hamburg strömte nach und nach hinaus, und niemand kam unbefriedigt zurück; das Geschöpf schien die Publicität nicht zu scheuen, es schien sie vielmehr zu suchen, und flatterte zwischen den Gräbern auf und nieder. Dennoch war es keinem gelungen, in seine Nähe zu kommen; denn so wie man es zu erreichen schien, erhob es sich in die Lüfte, und verschwand in ihrer Dunkelheit, indem nur seine beiden Katzenaugen noch lange wie feurige Punkte aus der Nacht herabschauten. Inzwischen erschien bei einem unbedeutenden Buchhändler eine Broschüre, die den Spuk erzählte, und reißend abging; denn wer das geheimnißvolle Geschöpf noch nicht mit Augen gesehen hatte, konnte es dort genau beschrieben finden. Das Seltsame war aber, daß die Erscheinung nicht immer dieselbe blieb, sondern daß der höllische Geist Variationen liebte, und sich bald so, bald anders, doch immer höchst abentheuerlich und wunderbar zeigte.

Die Polizei, welche, wie bekannt, eben nicht an Geister glaubt, legte sich endlich ins Mittel, und umstellte eines Nachts den Kirchhof, von einer unzähligen Menge Zuschauer im Hintergrunde begleitet. Wunderbar genug aber, das Wunderthier schien die geheimnißvolle Gewalt so wenig zu respectiren, wie es das Publikum en gros respectirt hatte; es bewegte sich fortwährend von Grab zu Grabe, an entsetzlichen



Leichen zehrend, die es in seinen Klauen hielt, und von den dürstenden Lippen triefte — schrecklich zu sehen! — Blut. Die Polizeisoldaten geriethen in Angst, und wären gewiß nicht weiter ins Feuer gegangen, Hätte das Publikum hinter ihnen nicht vorwärts gedrängt; denn, ermuthigt durch die Allianz der Polizei, bemerkte es ihre plötzlich veränderte Stimmung nicht. So waren denn die Soldaten am Entfliehen gehindert, und bei jedem neuen Aufflattern des vergeblich umstellten Vampyr brach die Masse in einen lauten Schrei aus, in welchem die Empfindungen der Freude und des Grauens sich begegneten. Indessen schien der Anführer der Polizei begriffen zu haben, daß ein Fortsetzen des Angriffs für den heutigen Abend nichts helfen könne; denn das Ding erschien immer auf dem Punkte, wo die Soldaten grade nicht waren, und wenn sie es ja einmal umzingelt hatten, flatterte es in den nächtlichen Lüften empor; deßhalb zog er seine Kolonnen zurück, und überließ die Beobachtung des Ungeheuers dem schaulustigen Publikum. Ich weiß nicht, wie lange sich dieses noch an dem Possenspiel ergötzt haben mag; auf alle Fälle aber war die heutige Erscheinung des Unthiers letzte; denn, wie vielfach sie auch an dem Abende noch gedeutet ward, mit wie manchem Bibelspruche sie der Aberglaube des gemeinen Volkes belegte und beschrieb, der Morgen wusch ihr Dasein mit seinem Thau von der Erde. Die Polizei ließ nämlich an diesem Morgen die Häuser, welche den Kirchhof umgaben, genau durchforschen, und da fand sich denn in einem vierten Stockwerk dem Himmel und seiner Mystik näher als andre Leute, ein armer Optikus, in mitten seiner Gläser, Hohlspiegel, Farbentöpfe und Zauberalaternen, der allnächtlich das große Publikum mit jenem Spuk geöffit hatte, um eine einträgliche Spekulation zu machen, an der es ihm lange gefehlt; denn er war es, welcher die Broschüre mit der genauen, aus Quellen geschöpften Beschreibung des Ungeheuers herausgegeben, die ihm einige hundert Mark Banko eintrug, und er erschrak jetzt bei der Erscheinung der Polizei fast mehr vor der Geschichte seiner Zaubereien, als früher die Stadt.

Die eine Hälfte derselben, nämlich die, welche an den Vampyr geglaubt, war außer sich über die Mystifikation, während die andre Hälfte lachte. Der Senat hätte der ersten Hälfte und der Würde der Stadt zu gefallen, den Verbrecher gern einkerkern und bestrafen lassen, aber es fand sich kein Vorgänger eines solchen Falles, man wußte kein Gesetz auf ihn anzuwenden, und so kam der Delinquent diesmal mit langer Nase und gefülltem Beutel davon.

Die Gesellschaft kommentirte die Geschichte mit einem schläfrigen "recht hübsch," dessen Einsilbigkeit von dem Gähnen verschiedener sich abwendender Personen begleitet wurde. Die Müdigkeit schien jetzt

den Hauptton anzugeben, und Morpheus streute seinen Mohn, als wolle er sich für die lange Verschmähung rächen, mit vollen Händen über die Versammlung, welche schnell aus einander ging; doch war dieses der letzte Abend gewesen, der sie vereinte; denn als ob das Schicksal nicht erlauben wolle, daß man seinen Geheimnissen auf die Spur zu kommen suche, und solch freventliches Beginnen mit höhrender Verachtung strafe, traf am folgenden Tage ein Trauerbrief für die lebenswürdige und heitre Wirthin ein, welcher ihr den Tod einer geliebten Schwester meldete, den kein einziges Mitglied der voraussehenden Gesellschaft zu ahnen verstanden, selbst dasjenige nicht, welches er am schmerzlichsten traf. Da unter solchen Umständen die Bewirthung einer zahlreichen Gesellschaft der Hausfrau nur peinlich sein konnte, zerstreuten sich Alle am folgenden Morgen, indem sie sich gestanden, daß selten das Erwartete, meist aber das ganz Unvorhergesehene geschieht; ja daß selbst eine Hoffnung gewöhnlich erst dann erfüllt wird, wenn man sie aufgegeben; sei es nun, weil unsre leidenschaftliche Ungeduld den Begebenheiten immer vorseilt, oder weil das Glück in ewiger ungebundner Freiheit nur unerwartet erscheinen will, und sich lieber aufdrängt, als dahin zu eilen, wo es ersehnt wird.

## **Der Haß der Liebe**

Es ist für den Beobachter von dem begränzten menschlichen Standpunkt aus immer eine der schmerzlichsten Betrachtungen, daß in der physischen Welt nichts untergeht, keine Kraft, kein Stoff umkömmt, alles wirkt, schafft, erzeugt, während so manche der edelsten Kräfte in der moralischen Welt sich abreiben, abmühen in den elendesten Verhältnissen, und dann endlich stumpf, vernichtet, aus Mangel an Stoff in sich selbst verzehrt, zu Grunde gehen. Wollen wir uns damit trösten, daß die Welt groß ist, weiter als wir fassen und begreifen, und daß Gott erschöpfte, befleckte, zerrissene, in sich vergohrene Kräfte mit dem Zauberstabe seiner Allmacht aufs neue zu beleben wissen wird; daß ihm nicht zerrissen, nicht befleckt und nicht verloren ist, was uns so däucht, so daß sie nur unserm Auge tobt und erstorben scheinen, dort aber, auf neuen Sternen, neuen Welten, deren Dasein nur unser Verstand faßt, nicht das an seine Erde gebundene Gefühl, aufs neue in der reinsten und erhabensten aller Auferstehungen erstehen werden? Wollen wir das hoffen, glauben? Glauben mit dem Glauben, der, wenn alles Irdische ihm entflieht, sich wieder an die Brust des Vaters wirft, aus dessen Schooß er sein Dasein nahm, und dort in seinen unendlichen Vollkommenheiten die Überzeugung findet, die der Streit des beschränkten Lebens ihm raubte? Glauben mit jenem Glauben, der selbst in dem Zeitalter des Atheismus über den edleren Geistern mit seiner Palme des Friedens schwebt?

Dem Zeitalter des Atheismus! Denn Voltaires, Rousseau's Zeitalter war es nicht; es war nur das Jahrhundert des Skepticismus, und des Skepticismus aus den edelsten Gründen. Die Religion, oder was man so nannte, und so manche der Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, hatten so großen, so in das Auge fallenden Schaden neben vielem Guten gethan, daß man anfang nur ihre schädlichen Seiten zu erkennen, nur die menschliche, immer von Zeit zu Zeit zerfallende Form, die alles Göttliche, will es ins Leben treten, annehmen muß, um erscheinen zu können, und über der ein geist- und herzloses Geschlecht oft die Wahrheit vergißt. Wenn die edelsten Geister sich gegen das Ungerechte, das Unwahre dieser Form, die in den Händen der Menschen entartet, erheben, so ist es Begeisterung, die aus ihnen spricht, es ist der Geist Gottes selbst, der sie belebt; und so war jenes

Zeitalter in seinem Scepticismus von dem hohen Geiste der Erforschung der Wahrheit belebt. Aber wo ist Stillstand auf Erden? Die Kugel rollte weiter und weiter. Und so fand es sich denn, daß die großen und edlen Geister, in dem Eifer dem thörichten und beschränkten Menschengeschlechte zu zeigen, daß an der Form nicht alles göttlich sei, weiter gingen, und endlich selbst das Wesen der Institutionen angriffen. Es ist gefährlich mit dem anatomischen Messer an das Edelste zu gehen, und Zerstören wird bald zur Leidenschaft; denn jedes Handeln reißt über die Schranken der Billigkeit hinweg, eben weil es Handeln ist, weil wir Hindernisse nur mit dem Feuer wegräumen, welches verzehrt. An das Wirken der großen Geister, welche diese Tendenz zuerst verfolgten, schloß sich bald das Geschlecht der Nichtigen an. Das Lächerliche ist die Puppe kleiner Geister; sie unterscheiden Form und Wesen nicht, und ihnen ist nun alles lächerlich, was eine entfernte Beziehung zu jener Form trägt; der Troß der Bettelbuben kam und baute seine Kartenhäuser, seine Strohhütten an den Gedankenpalast des großen Mannes an; nach und nach ward der Palast sogar abgetragen, um die Hütten davon zu bauen, und wir sehen nichts mehr von der großen Erscheinung, das Gemeine hat sie in den Staub herabgezogen.

So ist es dem Jahrhundert der Erleuchtung gegangen.<sup>8</sup> Die Sonne, welche der Welt leuchten sollte, ward von ihrem hohen Standpunkt herabgerissen, die Schaar der Elenden theilte sich darein, und so haben wir eine Welt, die nicht mehr vom Himmel herab beleuchtet wird, sondern von den Lampen des Parterres, eine Welt der Bretter, eine bretterne Welt, auf der Schatten und Licht auf das Jämmerlichste gemischt sind; die großen Massen sind hin, und die elendeste Verwirrung ist eingetreten. Wenn Sie nicht mehr wissen was Sie machen, sagte ein Maler zu seinem Schüler, wenn Sie die Regeln des Schattens und Lichtes verwirren, so machen Sie Schmutz. Der platteste, beschränkteste Egoismus ward nun die Charakteristik des Zeitalters, das Verhöhnern jedes besseren Gefühls. Was den Menschen dem Menschen noch verband, war Interesse und Gewohnheit, Gefühl ward für nichts mehr gerechnet, und wo noch eine Kraft der Aufopferung lebte, da suchte sie ihren Beruf im Zerstören, weil Zerstören einmal die herrschende Idee des Tages geworden war.

Aber in diesem Zeitalter der Prosa, der Berechnung, des Eigennutzes, wie steht die Frau da? Verlassen, allein mit ihren Gefühlen, eine am Wege bestaubte, geknickte Blüthe; oder entartet, unweiblich, nicht im modernen, im wirklichen Sinne des Worts. Die

---

<sup>8</sup> Das von der Aufklärung bestimmte 18. Jahrhundert wurde als Beginn eines *Zeitalters der Erleuchtung* verstanden.

---

Frau ist die Priesterin des Gefühls, der Liebe; sie ist das Wesen ihres Geistes, nicht jene Unnatur, die man so oft Weiblichkeit nennt, jene Abwesenheit der Gefühle, die sich in einer dürftigen, spielenden oder lüsternen Naivetät kund giebt. Armes Wesen! Wie willst du in dieser Welt des Eigennutzes leben? Wo Berechnung die Palme hält, Du, mit dem Herzen, was ewig alle Berechnung auslöscht? Wo alles Gefühl verhöhnt wird, Du, die nur Gefühl kennt, und selbst den Verstand, selbst das Genie ihrem Gefühle unterwirft? Du mußt Dich Deiner Natur entkleiden, oder zerbrechen, wenn Dich diese Welt berührt. Und so sehen wir denn wirklich gerade in diesem Jahrhundert die Frauen am meisten aus sich heraustreten. Wir werfen die Schuld auf ihre gesteigerte Bildung, und wir sind verloren. Sie müssen, wenn sie leben wollen. Wir selbst zwingen sie dazu; die Gefühle, die Gott in unsre Brust gelegt hatte, dem schwachen Geschöpfe, einen Beschützer zu geben, lästern wir, und überlassen das Geschöpf dem Schutze der Religion und der Institutionen der Gesellschaft, als ob diese je vollkommen genug seyn könnten, den Schwächsten zu schirmen. Sie sind ungenügend, müssen ungenügend seyn, und die Frau wendet sich, es erkennend, einem Streben nach Unabhängigkeit, eigener Selbstständigkeit zu. Sie bedarf Schutz, Hülfe; irgendwo muß sie sie finden; der Mann wendet sich von ihr, kein Gefühl, Eigennutz belebt seine Schritte. Ihr Reiz, wenn er ihn ergreift, scheint ihm nur noch feindlich, sobald er nicht in das Gewebe seiner kleinlichen Ehrsucht, oder besser, Eitelkeit, taugt; er haßt ihn, schmäht ihn, oder genießt ihn und bricht die Blume im Vorübergehen, zertritt sie auch wohl. So sehen wir unter den Weibern wenige Glückliche, die der Fluch des Zeitalters noch nicht ergriff, einige wenige, die sich darüber zu erheben wußten, und eine Menge schon entarteter, oder nie als Weiber geborener, die sich dem Zeitalter zu modeln streben; wir sehen das weibliche Geschlecht den alten Kampf der Amazonen noch einmal kämpfen, den Kampf der Unabhängigkeit, der die Gefühle der Natur zertritt; ihn kämpfen auf eine peinlichere, schmerzlichere Weise, negativ, ohne That, ohne Begeisterung, leidend, vergehend.

Nach diesem Vorwort, überlassen wir es dem Leser, ob er unsre Geschichte, eine kleine Episode aus dem großen Bilde der hier bezeichneten Zustände, moralisch oder unmoralisch finden will. Für uns existirt das Wort überhaupt nicht in dieser Beziehung; nur kennen hier nur Wahres oder Falsches, und das Wahre ist uns sittlich, das Falsche unsittlich. Wenn der Strafe verdient, welcher, die Pest in einer Stadt zuerst entdeckend, laut aufschreit und den Vorübergehenden zuruft: hier ist der Tod! so bekennen wir, sie in reichem Maaße zu verdienen, so möge uns die Krankheit zuerst hinraffen.

Unter den zahllosen Nordländern, welche Italien jährlich überschwemmen, befanden sich zwei junge Sarmaten<sup>9</sup>, die den Carneval in Venedig zuzubringen dachten. Der Beschränkung in der Königin des Meeres überdrüssig, und an ihre heimathlichen Ebenen gewöhnt, welche allen Leibesübungen freien Spielraum lassen, benutzten sie die schönen Tage, in der Gesellschaft einiger lustigen Gefährten eine Excursion auf das feste Land zu machen, man ritt, man fuhr, man ging, man schiffte, wie es der Laune eben einfiel, und plauderte von den Freuden und Merkwürdigkeiten Venedigs, wobei jedoch seine lebenden Herrlichkeiten mehr in Betracht kamen, als die todten. Nach der cynischen Weise aber, mit welcher die Gruppe diese beurtheilte, hätte man glauben können, daß auch sie ihr nur wenig Werth hätten, wenn man nicht die Sprache der jetzigen jungen Welt kennte, die ihr Verdienst darin setzt, nichts als sich selbst zu bewundern. Unter den Wortführern des kleinen Haufens war der Graf Olenio P., einer jener Sarmaten, der lauteste und anmaaßendste. Seine Erscheinung war höchst charakteristisch, wiewohl sie das darbot, was man gemeinhin einen schönen Mann zu nennen pflegt. Seine Gestalt war groß, schlank, edel; der Kopf, fast zu klein für die Dimensionen des Körpers, näherte sich dadurch vielleicht der Antike, und, hatte keiner der regelmäßigen Züge das Gepräge einer auffallenden oder besondern Schönheit, so trug dieß vielleicht nur noch zu der Harmonie des Ganzen bei, die auch durch keine grellen Farben gestört wurde. Das Haar war von der angenehmen Mitteltinte, welche die Franzosen *cendré* nennen, die Gesichtsfarbe blühend, gesund, jugendlich. Es war erst ein Schatten von Flaum auf der Lippe zu sehen und in den Wangen, die in der Nähe des Mundes besonders voll waren, fand sich noch eine Spur des pausbackigen Kindergesichts. Doch schien selbst dieses nur zu der Schönheit des Kopfes beizutragen, indem es ihm das Längliche des Ovals der Gesichter der österreichischen Kaiserfamilie lieh, welches in der Jugend so edel aussieht, während es den Zügen später etwas Verfallenes giebt. Um den Mund spielte ein feiner Spott, zu dem zuweilen, wenn der Ausdruck besonders heiter war, ein Zug von Gutmüthigkeit kam, der dem Gesichte sonst fremd blieb, ihm aber vielleicht eben darum in solchen Augenblicken einen hinreißenden Reiz gab. Dann belebte sich das Ganze, die nicht sehr auffallenden Augen wurden sprechend, Wort auf Wort, Einfall auf Einfall drängte sich mit einer Beimischung von übermüthiger Fröhlichkeit und kluger Satyre. Gab diese Stimmung einer andern Raum, so war der Ausdruck, der darauf folgte, Langeweile, Stolz, Hochmuth, Verdrüßlichkeit. Dann wurde die Laune, die vorher so herzlich schien, bitter, scharf, sogar roh,

---

<sup>9</sup> Hierfür konnte ich nur antike Reiterstämme im Umkreis des Kaukasus finden. Hier scheint es um Männer aus dem polnischen Raum zu gehen.

und der Übermuth des Stolzes nahm den Platz des gemüthlichen Übermuths, des Frohsinnes ein. Klugheit und Kraft athmete in der ganzen Erscheinung; die besondere Eigentümlichkeit der Figur war ein etwas gedrängter Hals, und breite, sehr volle Schultern, die zuweilen aussehen konnten, als wären sie leicht gezuckt; es war dieß eigentlich das Unschöne und doch das besonders Individuelle der Gestalt, so wie ein leiser Druck nach aufwärts an der Spitze der sonst so edlen Nase, dem Gesichte die Vollendung seiner Charakteristik gab, sie bis zur knabenhaften Keckheit steigerte. Der einzige diesen Zügen ganz fremde Ausdruck war Schwermuth oder Zärtlichkeit; diese konnte dieses Gesicht nur spielen; und doch hatte es selbst dann noch einen eigenthümlichen Reiz; die Miene glich dann der schlaun Grazie des jungen Kätzchens, welches die Krallen einzieht und sanft thut, und sich fast mit Ironie über den Selbst- und Fremdbetrug aufhält. Kurz, es war reizend, wenn es sich fröhlich hingab, unerträglich, sobald es den Ausdruck von Wohlwollen, den Genuß fremder oder eigener Kräfte ihm gab, in langer Weile oder Verdrüßlichkeit verlor.

Doch durfte man es nicht neben dem seines Bruders sehen, sonst verlor es zuviel bei dem Vergleich. Wenn Olenio's Gesichtsfarbe nichts von den höheren, geistigen Tinten verrieth, welche die Züge eines tief empfindenden Menschen in so wechselnde Farben kleiden, so hatte des Grafen Wladimir Gesicht eine fast zu mädchenhafte Zartheit der Färbung. Rosen und Lilien zeigten die Empfindungen, welchem dieser warmen, beweglichen Seele rasch wechselten; Rosen und Lilien, die bei minder edlen Zügen vielleicht weibisch erschienen wären, hier aber nur dazu dienten, den Glanz der seltenen Erscheinung zu erhöhen. Wladimir war älter als sein Bruder, der unbegreiflicher Weise bei all jenen sonderbaren Anlagen erst achtzehn Jahr zählte, und das geistige Übergewicht seiner Physiognomie gab ihm noch mehr, als die zweiundzwanzig Jahr, die er zurückgelegt hatte. Er war blond, seine Züge von der edelsten Regelmäßigkeit, aus den Augen blickte Feuer, Wärme, Gefühl, Adel, Freundlichkeit; Milde thronte auf der Stirn, sprach aus dem Munde; und wie bei seinem Bruder Gleichgültigkeit gegen fremdes Gefühl und Hochmuth die egoistisch verschloßne Kraft seiner Kraft bezeichneten, so schien aus diesem schönen Gesichte Menschlichkeit zu leuchten und ein überwiegender Wunsch zu gefallen, der die schwache Seite dieses Charakters enthüllte.

Beide hatten eine Gewandtheit des Benehmens und der Rede in allen hauptsächlichsten Sprachen des westlichen Europa, wie man sie fast nur bei den slavischen Nationen, und vorzugsweise bei den Polen, findet; beide drückten sich rasch, bestimmt und treffend aus; alle äußern Eigenschaften hatten bei ihnen den hohen Grad der Bildung

---

erreicht, den wir Deutsche so sehr vernachlässigen, so daß wir auch dadurch zu einem rein literarischen und intellectuellen Volke geworden sind; beide hatten das Fertige des gemachten Mannes, der vielfache Verhältnisse durchstrichen ist; während bei uns junge Leute dieses Alters kaum das Linkische der Schuljahre abgestreift haben; Eigenschaften, die, wie fast alle, ihre Vortheile und Nachtheile mit sich führen.

Sechs Miglien von Padua liegt der Marktflecken Arquá, oder Arquato. Hier starb am 18. Juli 1374 auf seiner Villa Petrarca. Man zeigt noch sein Wohnhaus, seine einbalsamirte Katze, die seine beständige Begleiterin war, und sein auf vier Säulen stehendes Grabmal von rothem Marmor auf dem Kirchhofe, mit dem 1667 von Paul Valdezuchi, damaligem Eigenthümer des Hauses, aufgestellten metallnen Brustbilde.<sup>10</sup>

In dieser Gegend lebte der letzte Sprößling einer der ältesten Familien Venedigs in Armuth und Zurückgezogenheit. Die Glücksumstände von Marina's Eltern hatten zuerst durch die Vernichtung der Republik durch Bonaparte gelitten, dann durch die abermalige Erschütterung des Staats bei dem Übergange unter östreichische Herrschaft den letzten Stoß erhalten, und beide waren dem Ruin all ihrer Hoffnungen bald darauf erlegen. Bei der Verwirrung aller bürgerlichen Verhältnisse in diesen politischen Erschütterungen, war die Waise ohne andere Aufsicht in den Händen einer alten Wärterin geblieben, welche sich mit ihr und dem geringen Rest ihrer Habseligkeiten auf eine Villa der Terra Firma flüchtete, die den Eltern des Kindes ehemals gehört, deren Zubehör an Land aber längst verpfändet und verkauft worden, so daß nichts mehr von der Besizung übrig war, als ein verfallenes, in dem häuserreichen Italien wenig geltendes Haus, mit einem verwilderten Lustgarten. Hier fristete die Alte ihr und des Kindes Leben kümmerlich von der geringen Habe, der Bestellung des urbaren Gartenlandes und ihrer Hände Arbeit, und erwartete im Stillen von der Schönheit des Kindes eine bessere Zukunft, ein mit den Gütern des Lebens reicher gesegnetes Alter; weshalb sie es auch mit aller Schonung und Weichheit einer zärtlichen Mutter erzog. Die Kleine liebte die Alte, die sie Mutter nannte; wie man das einzige liebt, was man zu lieben hat, bis einst eine Gemeinheit, eine Bemerkung über ihre aufblühende Schönheit, ein entsetzliches Licht in des armen Mädchens Seele warf, welches eine Welt voll Mißtrauen und Ungeahnetem vor ihr öffnete, und die vorige Anhänglichkeit beinah in

---

<sup>10</sup> Francesco Petrarca (1304–1374) war ein italienischer Dichter und Geschichtsschreiber. Er gilt als Mitbegründer des Humanismus und zusammen mit Dante Alighieri und Boccaccio als einer der wichtigsten Vertreter der frühen italienischen Literatur.



Haß, wenigstens in den wachen Argwohn verwandelte, mit dem die Reinheit an der Seite des Lasters schläft.

Wie anders ward es nun um das erwachte Kind! Es war so froh, so genügsam in seiner kleinen Welt gewesen! Der Busch, das Blatt, die Blume waren seine Spielgefährten, der Vogel unter dem Baume sein Freund, die untergehende Sonne sein Entzücken, die aufgehende sein heitres Daseinsgefühl, die Nähe der Alten ein beruhigendes Bewußtsein irdischer Vorsicht, und nun — wie war das alles so verändert, zerschmettert! Und selbst die Träume von Venedigs alter Größe und Hoheit, denn seine Geschichte war ihr einziges Studium, ihre einzige Weltkenntniß, und einige Bücher, die sie darüber in der ehemaligen Bibliothek des Hauses, vergessene Folianten, gefunden, nebst einem Tasso, dem Petrarca und ihrem Gebetbuch ihre einzige Literatur — selbst die Träume von Venedigs Größe, sie waren keine Jubelhymnen mehr, sie klangen ihr nun wie melancholische Klagelieder über Sterbende und Todte. Zuweilen stieg ein Vorwurf in ihr auf, wenn sie die Fürsorge der Alten erblickte, und sie nicht mehr mit Liebe erwidern konnte; sie suchte sich zu verstellen, den Instinkt des Widerwillens zu bekämpfen, und die erste Verstellung lag wie ein Bleimantel auf diesen jungen Schultern. Dann ging sie auf ihre Kammer, warf sich vor einem Madonnenbilde nieder, und wußte nicht, wohin der Frieden gekommen, der ihr so theuer gewesen war.

Die Alte begriff ihre Unvorsichtigkeit, sie fühlte das drückende Verhältniß, welches sich plötzlich entwickelt hatte, und suchte sie erst durch übertriebene Liebkosungen, bald, als sie fühlte, daß diese das Übel nur verschlimmerten, durch den Anschein froher Unbefangenheit wieder gut zu machen. Aber es wollte sich nicht wieder ausgleichen, beide hatten seit dieser Zeit Geheimnisse vor einander, und der Jungfrau Wesen nahm etwas Gehaltnes, etwas Würdevolles an, was mit der Unbefangenheit des Kindes seltsam contrastirte. Mit dem Instinkt der Verlassenheit hatte Marina sich eines Hundes angenommen, der bald von einem kleinen Hündchen, welches sie vom Ersäufen rettete, zu einem großen Jagdhunde erwuchs. Vergeblich waren die Vorstellungen der Alten gegen das Beibehalten dieses großen Verzehrers in der kleinen Haushaltung; Marina war nicht mehr das bloß nachgiebige, freundliche Geschöpf, sie hatte ihren Willen, und glaubte vielleicht in dem großen Begleiter eine Art Schutz zu finden, den sie von Menschen nicht erwarten durfte; denn der Pfarrer des Orts war ein Trunkenbold, und das Dorf besaß außer ihm nichts als Bauern und Bäuerinnen. Die Alte hatte nachgegeben, bis der Hund Marinas beständiger Begleiter, und der eingewohnte Hausgenosse beider geworden war. Oft, wenn die Sonne untergegangen, ging Marina mit ihm auf dem Feldwege hinter

der Villa bis in den Wald spazieren, und kehrte mit leicht gefärbten Augenliedern in seiner stummen Begleitung zurück. Die Alte fing an dieses Treiben in ihrem Zögling, diese Absonderung zu hassen, ohne sich über diese Gefühle entschiedene Rechenschaft zu geben; sie erweckten dunkle Gedanken und Ahnungen in ihr, welche die Gelegenheit später rasch zu Planen ausbildete. Wir wollen sie in die Betrachtung summiren: nur die Liebe würde diesen Widerstand zu brechen vermögen. Vielleicht war ihr der Gedanke selbst und das Teuflische seiner Natur nicht einmal ganz klar; der Leichtsinn der Sitten des Venetianers sieht das Böse nur in dem Unangenehmen; was nicht physisch verletzt, nicht in dem Augenblick, scheint dem weichen, flüchtig lebenden Sohn jenes Meeres kein Übel.

So saßen beide eines Abends vor der Thüre im Schatten des Hauses, jede in ihren Gedanken, ihren Berechnungen oder ihrer Beklemmung vertieft, die sie sich nicht mehr mittheilten. Schon war die Sonne untergegangen, der heiße Tag neigte sich zu Ende. Marina'n war die Spindel entfallen, und ihr Auge hing an dem Abendstern, der neben der Sichel des Mondes zu funkeln begann; der treue Hund lag zu ihren Füßen. Die Alte warf eben einen verdrüßlichen Blick auf das schöne Kind, als ein plötzlicher Lärm sie den Kopf umdrehen hieß. Ein Haufe junger Männer kam des Weges hinter der Villa daher, und ließ schon von weitem seine Stimmen vernehmen. Der erste, eine schöne Gestalt mit hellem, fast blondem Haar und einem halb schlauen, halb gutmüthigen Zug um den Mund, trat eben einzeln um die Ecke, und blieb betroffen stehen, da er Marina erblickte, die, von dem Lärme der Stimmen und dem Laut seiner Schritte aus ihrer Träumerei erweckt, auffuhr und dem staunenden, fast brennenden Blick der fremden Gestalt mit Erröthen begegnete; sie schlug die Augen nieder, und wie der Blick des Fremden mit den dunkeln Wimpern über die schöne Wange herabglitt, blitzte etwas wie Entzücken in seinen Augen auf, was gerade dieser Erscheinung ihrer Eigenthümlichkeit nach ein fremdes Gefühl zu sein schien, und ihr eine Art von Verklärung gab. Einen Augenblick stand der junge Mann wie versunken vor ihr; eine Silberstimme erweckte ihn daraus; Carlo komm! sagte sie, und er sah nur noch den Rücken der schönen Gestalt, die mit einem großen Hunde, an einem blau seidnen Bande gezogen, in das Haus trat. Er wußte nicht, wie sie aufgestanden, wie sie sich gewendet; er glaubte das schöne Gesicht keinen Moment aus den Augen gelassen zu haben.

Mittlerweile hatte die Alte die rasche Scene wohl beobachtet, und jetzt fiel auch sie dem jungen Manne auf, der zu sich zu kommen schien. Er musterte ihre Züge mit einem kalten, prüfenden Blicke, den die wachsende Verlegenheit der Beobachteten nicht irre machte; und

wie jemand, der mit einer stillen Berechnung zu Ende ist, nahm er den Hut ab, grüßte sie verbindlich, und ging vorüber. Als er einige Schritte weiter war, blieb er stehen, und rief dem Haufen junger Männer, der jetzt erst um die Ecke des Hauses kam, zu eilen, er habe einen Fund für sie gethan. Sie gingen an der Villa mit Geschrei und Lärmen vorüber; der Schnitt ihrer Gesichter trug, gleich dem der Kleider, den Stempel einförmiger Eleganz, den wir an jungen Modeherren erblicken. Nur eine Gestalt machte eine Ausnahme davon, und ihre edlen, vollendeten Züge hätten wohl einen Blick, selbst aus Marina's schönen Augen, verdient. Aber nur die Alte schrieb diese Erscheinung in die Tafel ihres Gedächtnisses, Marina sah sie nicht mehr. Indessen stand Graf Olenio in einiger Entfernung auf einer Höhe des Weges, und rief den andern ungeduldiger zu eilen zu, als er sah, daß sein Bruder Wladimir vor der Thür der Villa stehen geblieben war, und etwas an der Mappe, die er unter dem Arme trug, zuband. Die Schaar der Gefährten stürmte die kleine Anhöhe hinan; Graf Wladimir aber kehrte sich wenig an das Geschrei des Bruders und ging, noch mit seinen Zeichnungen beschäftigt, langsam nach. Noch einmal wandte er sich stillstehend um, als er der Villa den Rücken gekehrt hatte, und sah den Weg zurück, den er gekommen, als suche er ein verlornes Blatt. Der Weg war leer. — Oben auf dem Hügel stand Graf Olenio, und stampfte mit dem Fuße. "So komm doch! Hast Du Blei in den Gliedern? Wladimir!" — Wladimir sah noch einmal zurück, noch einmal überblickte er langsam und nachdenklich die Fronte der Villa, die Alte mit der Spindel in der Hand, schob die Mappe unter dem Arm zurecht, und sprang dann den Berg leicht hinan. "Was giebt's?" rief er, da er oben angelangt war. Kaum aber hatte er den Gipfel des kleinen Hügels erreicht, als auch Olenio schon an der entgegengesetzten Seite hinunter stürzte. "Hier, hier!" rief er. Alle folgten ihm. Von jener Seite hörte man nur noch das schallende Gelächter Olenio's, von vielen Stimmen und Tritten unterbrochen, bis alles endlich verhallte, und der Horizont des kleinen Dörfchens die lustige Gruppe aus den Augen verlor.

Als die Gefährten Olenio's nachts im Wirthshause von Abano angekommen waren, und Graf Wladimir still vor sich hin saß, fragte Olenio, der ihn schon einige Zeit verstohlen beobachtet hatte, plötzlich höchst unbefangen: "Wladimir, hast Du die hübsche Ansicht des Hauses bemerkt, vor dem Du Deine Mappe so sorgfältig zubandest? Ich wette, Du hast über der Sorge für die schon gewonnenen Schätze nicht gesehen, daß Du sie hier hättest vermehren können. Es war eine schöne Architectur, gewiß Palladio" — "Palladio!" rief einer der Venetianer verächtlich dazwischen; "der Graf hat in Venedig, so scheint's, schon etwas gelernt. Palladio!" wiederholte er zürnend, mit

empörtem Kunstsinn. — "Nun, Palladio<sup>11</sup> oder nicht Palladio," fuhr der Sarmate fort, "der wilde Wein schlich gar malerisch an den grauen Wänden hinauf." — "Welches Haus meinst Du?" fragte Wladimir. "Nun, in dem Dorfe, wo wir den Hügel hinunter um die Wette liefen, wo ich meine drei Ducaten gegen den Signor verlor, und wo Du durchaus die Nacht bleiben wolltest", setzte er mit halb schlaudem, halb unbefangenen Blicke auf Wladimir hinzu, "weil Du zu müde warst, oder vielleicht zu tief in ein paar schöne blaue oder schwarze Augen hinter den Fensterscheiben geguckt hattest." — "Thorheit!" rief Wladimir. "Ich habe in dem ganzen Dorfe nichts gesehen als Hunde und Katzen; Petrarca's Gefährtin muß eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen haben." — "Ich wette," fuhr Olenio fort, "Du hättest der Mumie doch gern ein Haar aus dem Schwanze gezogen, es in Deinem Album aufzubewahren, wenn Du Dich nicht vor uns geschämt hättest, und wenn man die gute Ahnfrau nicht so sorgsam unter Glas bewahrte. Aber auch Hunde hast Du gesehen?" fuhr er mit unauslöschlichem Geschwätze fort; "schöne Hunde? Es thut mir leid daß ich das nicht früher gewußt habe, ich hätte gern einen Jagdhund gekauft, und es soll hier wo herum in den Bergen eine besondere Race geben. Hast Du große Hunde gesehen?" — "Ich besinne mich nur auf Möpfe und Pudel; aber laß mich mit Deinen armseligen Fragen in Ruhe, ich hab Kopfweg, und möchte Du hättest uns in dem Dorfe gelassen, wo ich bleiben wollte; der Weg hierher hat es unerträglich vermehrt." — "Seht doch", fuhr Olenio heiter, doch noch nicht ohne Mißtrauen fort, "in dem Dorfe wo es nur Hunde und Katzen gab! Es wäre ansteckend gewesen, und wir hätten dort leicht mit unsrer brüderlichen Liebe zu Hunden und Katzen werden können, ja ich glaube, wir haben jetzt schon etwas davon. Ist er nicht eine unerkennliche Seele", fuhr er zu den Gefährten gewendet fort, "daß er mir's nicht dankt, hier in den schönen freundlichen Zimmern zu sitzen, mit der Aussicht auf gute Betten, französisches Abendessen, griechischen Wein; ja daß er mich noch ausschilt ihn hierher geführt zu haben? Auf Deine Gesundheit, Wladimir!" Wladimir lächelte fast gezwungen, und setzte hinzu: "so muß ich gehen, denn er redet mich todt. Gute Nacht, meine Herren." —

Olenio sah ihm gedankenvoll, überrascht nach. Eine Zeit lang war er still, dann erhob sich seine Lustigkeit wilder als je, und er war der letzte bei der Flasche. Da er in seines Bruders Schlafgemach trat, warf er einen Blick auf sein Bett. Er schlief fest und tief. Einen Augenblick beleuchtete er die ruhig schlafende Gestalt, dann sagte er halb laut zu sich selbst: "es ist nicht möglich," und fing an sich auszukleiden. Schon

---

<sup>11</sup> Andrea di Piero della Gondola, genannt Palladio (1508–1580) war der bedeutendste Architekt der Renaissance in Oberitalien.

sprang er in das Bette, als sein Auge noch auf den Schlüssel in der Thür der Schlafkammer fiel. Er verschloß sie, und legte den Schlüssel, mit einem seltsamen Blick auf seinen Bruder, unter sein Kopfkissen. Bald darauf stand er noch einmal auf, den Schlüssel in der Hand, und steckte ihn wieder an die Thür, aber so leicht, daß er bei der geringsten Bewegung derselben herunter fallen mußte; darauf warf er noch einen Blick auf den schlafenden Bruder, schüttelte den Kopf, sagte ein beruhigtes "Nein!", löschte das Licht aus und verbarg das Haupt und die Gedanken in die Polster.

Acht Tage nach jenem Auftritte saß Marina zu eben der Abendstunde wie früher vor der Thür ihres Hauses, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; sie schien in Gedanken versunken und der Gegenwart abwesend, wie jemand, der einen Blick in eine unbekannte Welt gethan hat, die sich ihm schnell wieder verschloß. Der treue Carlo lag zu ihren Füßen; plötzlich trat um die Ecke des Hauses, wie damals, eine jugendliche Gestalt — Marina starrte die noch entfernte Erscheinung an, als wollte sie sich überzeugen, daß das Gesehene kein Bild ihrer Phantasie sei; die Alte trat eben aus dem Hause, und ein Blick erfreuter Überraschung zog über ihr dunkles Gesicht. Olenio hatte sich indessen genähert, und grüßte beide Frauen freundlich, und wie alte Bekannte. Marina's Erstaunen war in ein tiefes Erröthen übergegangen, ihr Blick war zur Erde gesunken, sie fühlte zitternd, wie die Augen des jungen Mannes auf ihr hafteten, und wagte die ihrigen nicht aufzuschlagen. Er bat um einen Trunk, um die Erlaubniß sich einen Augenblick im Schatten des Hauses ausruhen zu dürfen, und gab vor, auf einer Fußreise vom rechten Wege abgekommen zu seyn. Die Alte empfing ihn freundlich, und ging ein Glas Milch zu holen. "Ich weiß nicht", sagte er, "wie mich mein Schicksal wieder hierher geführt; mich däucht wie im Traum, ich war schon einmal in diesem Ort, hatte schon einmal das Glück, Euch, Signora, zu sehen." Marina erhob die Augen und wollte antworten, aber die Antwort erstarb ihr auf den Lippen; ein noch tieferes Erröthen gab sie an ihrer Statt. Olenio's Herz triumphirte; er rückte seinen Schemel näher zu ihr, lockte den vor ihr liegenden Hund, und bemerkte, was für ein schönes Thier es sei, indem er sich wohl in Acht nahm, ihr nicht wieder eine Antwort abzufordern; bei der ersten Berührung murrte Carlo ein wenig, und sah zu seiner Gebieterin auf, als wolle er fragen, wie er dem ungebetenen Gast begegnen müsse. Als aber Marina sagte: "still, Carlo!" legte er sich ruhig zwischen beiden nieder. Marina's Stimme schien Olenio's Ohr wie etwas Altbekanntes zu überraschen. War es, eine alte Erinnerung, die mit einer Rührung durch seine Seele zog? Er schwieg einige Augenblicke wie betroffen, bald aber schüttelte er den peinlichen oder wehmüthigen Eindruck ab, denn das Wehmüthige schien ihn nur

peinlich zu ergreifen, und fuhr lebhafter fort: "wie glücklich ist dieses Thier, einer so schönen Gebieterin zu gehorchen; wer möchte seine Tage nicht in solcher Knechtschaft verbringen, wer tauschte gegen dieses Band, was so süße Hände fassen, nicht alle Ketten der Welt, und wären sie aus dem schwersten Golde gebildet?" Er hatte das Band, dessen Ende auf Marina's Schooße lag, mit einer leichten Bewegung an sich gezogen, und küßte seine Spitze. Carlo sah auf, und knurrte, wie er das Zeichen seiner Dienstbarkeit in fremden Händen fühlte; Marina's schöne Stirn umdunkelte ein ernster, fast unwilliger Zug. Olenio bemerkte ihn, und ließ die Bemerkung nicht ungenutzt. Mit großer Feinheit brach er plötzlich ab, so daß das Gesagte, zu leichter Galanterie werdend, Marina's ernste, stolze Miene der Anmaßung und Eitelkeit zieh, und er ihr damit alles Unrecht zuwarf; dann fuhr er, gleichgültig gegen das Murren des Hundes, fort ihn zu streicheln, sich mit ihm zu beschäftigen. Anfangs war vielleicht in den Liebkosungen des jungen Mannes etwas Affectation. Er schien ausdrücken zu wollen, daß die Gebieterin in seinen Augen dem Thiere den Werth gebe; bald aber schien er sie und seine Absicht zu vergessen; er fing an, fast kindisch froh mit dem Hunde zu spielen, als ob niemand weiter zugegen wäre, und als die Alte Milch und Brod brachte, dachte er mehr daran das Thier zu füttern, als selbst etwas zu genießen; eine heitere, knabenhafte, ausgelassene Fröhlichkeit durchdrang sein ganzes Wesen, es war als sei er zum Kinde geworden, er riß die andern bald mit hin, trieb das Thier, da er es ganz wild gemacht hatte, über Tisch und Bänke, und jagte sich mit ihm wie ein Schulknabe in den Freistunden; wobei seine bewunderungswürdige Behendigkeit, seine schöne ausgebildete Gestalt, den seltsamsten Contrast mit dem knabenhaften Übermuth seiner schelmischen Laune machte. Es war dunkel geworden, und die unbefangenste Fröhlichkeit hatte sich von seinem über aller Wesen verbreitet; fast waren alle drei nach so kurzer Zeit so gute Freunde geworden, wie Graf Olenio es nun unbezweifelt mit Carlo war, den er im Kreise an seinem Bande herumgezogen hatte, wobei der Hund bald nach seinem Schwanze, bald nach der Hand, die ihn hielt, schnappte. "Ich überliefere unsern Freund seiner wahren Gebieterin", sagte er plötzlich, und gab das Ende des Bandes in Marina's Hand, die er, als sie es faßte, zugleich mit dem Bande an seine Lippen zog. Der heiße Kuß, den er auf die junge zitternde Hand drückte, riß den ungestümen Hund empor, welcher die Hand wie neidisch zu lecken begann, und dem darüber gebückten Grafen in das Gesicht stürmte, der aufs neue in ein Gelächter ausbrach, während Marina sich bemühte, das Thier zu beruhigen.

So schieden sie, und als Olenio gegangen, wunderte sich Manna, daß ein Unbekannter ihr schon so bekannt scheine, und daß sie ihn habe gehen lassen, ohne ihn zu fragen, wer er sei, und wohin er wolle. Sie fing an zu fürchten, daß er sich verirren könne, wenn er weiter gehe, daß er in diesem Dorfe kein Nachtquartier finden werde; sie wollte ihn noch fragen, ihm noch Anweisungen geben, aber er war gegangen, und kam vielleicht nie wieder. Diese Gedanken quälten sie, und hielten sie noch lange wach, bis sie endlich nachdem sie sein Bild in all den kleinen Schattirungen der Ereignisse hundertmal vor sich vorübergeführt und veredelt hatte, mit einem Ideale im Herzen einschlief, welches Olenio weit davon war zu erfüllen.

Mit dem Gedanken an ihn erwachte sie am andern Morgen. Sie blickte durch die Fensterscheiben auf den Platz, wo sie gestern Abends gesessen, um sich die Scene noch einmal zu vergegenwärtigen; ach, er war leer, und das rege Leben der heitern Stunde, so reich an Wechsel, an Ereigniß für die Leere ihres Daseins, machte wieder der vorigen Einförmigkeit, der tödtenden Verlassenheit Platz. Sie kleidete sich an, und wollte, als sie fertig war, den Vorhang des Fensters zurückziehen — o Wonne und süßer Schrecken! Olenio stand unten und schaute zum Gebäude hinauf. Ihr Herz klopfte vor Freude. Es war als ahne er sie hinter dem einzigen Fenster des Hauses, welches ein Vorhang schmückte; doch mit dem Instinkt der Liebe trat sie scheu zurück, und ließ den Vorhang sorgsam niederfallen. Er aber mochte die Bewegung bemerkt haben, und wandte sich rasch ab; einen Augenblick nachher sah sie wieder hinaus, und erblickte ihn nicht mehr. Der Gedanke: er ist gegangen, auf immer gegangen! kam wie eine Erstarrung über sie, sie stürzte die Treppe hinunter, und sah Carlo eben noch in den Garten hinter der Villa springen. Sie rief ihm — das undankbare, ihr schon entfremdete Thier hörte sie nicht. Sie trat vor die Villa, sie sah auf den kleinen Raum, wo sie gestern gesessen — er war leer. Sie ging vor die Thür des Vorhofs, blickte um die Ecke der Straße — alles war leer und öde, ganz in der Ferne ging ein Wanderer — vielleicht war er es. Sie sah ihm nach bis sie ihn aus dem Gesichte verlor, dann ging sie mit gesenktem Blick in den Garten, nach der Laube, wo die Alte ihr kleines, gemeinschaftliches Frühstück aufzutragen pflegte. O Erstaunen! hier saß die Alte mit Olenio am Frühstückstisch, der Hund zu seinen Füßen, Olenio war aufgestanden, als er Marina erblickte, "Vergebt mir, vergebt dem ungebetenen Gaste", sagte er, und kühner setzte er hinzu, als er die erste freudige Überraschung in ihren Augen las: "ich konnte so nicht gehen, mußte Euch noch einmal sehen." Marina erröthete, sie wandte sich von ihm und suchte ihm ihr Glück und ihre Verlegenheit zu verbergen. "Carlo, Du Ungetreuer!" rief sie; der ausgelassene Hund, in dem Olenio's Laune noch zu toben schien, sprang an ihr in die Höhe,

und hätte sie beinahe umgeworfen, wenn Olenio den Arm nicht ausgestreckt, sie zu halten. Er führte sie auf einen Platz auf der Bank, den er, der hier schon wie zu Hause zu thun schien, ihr eingeräumt hatte, und setzte die Gegenstände des Frühstücks vor ihr zurecht, als sei er der Wirth; auch schien er diese kleinen häuslichen Einrichtungen so gut zu verstehen, daß die Alte ihn gewähren ließ, ohne sich darein zu mischen. Marina war verlegen; sie wußte nicht, ob sie sein Betragen anmaßend oder liebenswürdig finden sollte; sie that als bemerke sie es nicht, und wandte sich wieder zu dem Hunde, drohte ihm mit dem Finger, und stammelte abermals: "Carlo, Du Ungetreuer!" Aber damit machte sie das Übel nur ärger, wie die Verlegenheit jedesmal, wenn sie wieder gut machen will, was sie verbrach; Olenio sah sie an, und sagte rasch, in einem halb zärtlichen halb vorwurfsvollen Tone: "Ungetreu? weil er mir folgt? Sind wir" — er wollte sagen: "uns noch so fremd?" aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er in Marina's ernste Züge blickte. "Wir kennen Euch erst seit gestern", antwortete sie; aber der stockende, leise Ton, mit dem sie die Worte aussprach, nahm ihnen den Stachel, zeigte, daß sie den kaum geborenen Gedanken schon bereute. "Es ist wahr", sagte Olenio mit einem zornigen Blick, nahm seinen Hut, machte eine leichte Verbeugung, und wollte gehen. Die Alte versuchte ihn mit Artigkeiten zurückzuhalten, Marina stand regungslos, sie hatte sich abgewandt. Kaum hörte sie was jene ihm sagte, aber sie empfand, daß ihre Stimme sich entfernte, sie sah sich um — Olenio hatte den Rücken gewandt, und verschwand eben in der Hausthür; die Alte folgte ihm. Marina stand noch immer wie angewurzelt. Wie konnte sie ihm folgen? Sie fühlte, daß sie's nicht konnte, nicht durfte; sie hörte die Alte wieder kommen, und trocknete ihre Augen. "Ist er gegangen?" fragte sie mit tonloser Stimme. Die Alte nickte, und setzte sich gemächlich zum Frühstück; Marina brachte den Löffel zum Munde, und legte ihn wieder nieder auf den Teller; endlich reichte sie den Teller dem Hunde — die Alte sah mit einem lächelnden Blicke, daß er noch voll war, und ging in das Haus, das Geschirr: abräumend.

Zwei Tage vergingen; sie schlichen langsam und peinlich dahin, und doch — was war von den folgenden zu hoffen? — Die Sonne war untergegangen, Marina's lichtetes Gewand streifte durch die dunkeln Gänge des Gartens der Villa; er war groß, er hätte, urbar gemacht, für ihre dürftigen Umstände einträglich werden können; aber was hätte es an Sorge, an Arbeit, an Zeit, an Geld bedurft, um zu erreichen, daß die großen Alleen, die verwachsenen Gesträuche, die wilden Grasplätze, der fast zum Sumpf gewordene Teich, fruchtbares Feld würden? Der Garten war beinah zum Wald umgewandelt, und Marinas Fuß rauschte in dürrem Laube. Sie setzte sich auf eine Rasenbank; durch die Zweige



flimmerten Mond und Sterne; ihr unbewußt flossen Thränen über ihre Wangen, und alle Wehmuth des Daseins stürmte auf sie ein.

Plötzlich schlingt sich ein Arm um sie, und eine Lippe drängt sich an die ihrige. Sie erschrickt erst, dann — "laß mich Barbara!" sagt sie, denn wer anders als Barbara konnte es seyn? sie will sich losmachen, aber eine eiserne und doch sanfte Gewalt hält sie zurück. "Marina!" ruft eine Stimme, die sie zittern macht, "Marina! Du weinst, meine Marina?" Sie drängt die Lippen von sich, die noch im Dunkeln die ihren suchen, und springt auf — Olenio liegt zu ihren Füßen, die der Mond bescheint; er ergreift ihre Hände; "vergieb mir Marina, ich mußte Dich noch einmal sehen", sagt er — ein schluchzender Seufzer verrieth das heftige Gefühl der Armen; er ergriff selbst Olenio's Seele mit einer Art Schauer, und indem er die Lippen still auf ihre Hände drückte, sagte ihm eine Stimme, die er nicht zum Schweigen bringen konnte: Unglücklicher, was thust Du, was beschwörst Du; was für heilige Kräfte rufst Du, Unheiliger, auf? Doch das war nur ein Moment. Marina wollte ihre Hände zurückziehen.— "Laßt mich in das Haus gehen", flehte sie ängstlich. "Noch einen Augenblick", hauchte er zitternd, "vielleicht den letzten, Marina. Ich hätte nicht wieder kommen sollen, und doch, ich mußte. Ich konnte das Land nicht verlassen, ohne Euch noch einmal gesehen zu haben. — Laß uns setzen," sagte er mit matter Stimme, "ich werde schwach." — "Jesus Maria, was ist Euch?" rief Marina, indem sie sich neben ihm auf die Rasenbank setzte, und ihm in die Augen zu sehen, seine Züge zu entdecken strebte; "nichts", entgegnete er, "nicht? Marina, nichts so lang ich bei Dir bin" — sein Kopf sank auf ihre Schulter, und sie fühlte seine Wangen heiß und naß von Thränen. Sie hob ihn mit den Händen auf, sah ihn forschend an: "Gott, was ist Euch?" rief sie. "Ich muß fliehen, Marina; fliehen, und Du — fühlst nichts für mich, weißt nicht, daß mein Herz bei Dir zurück bleibt, — "fliehen", rief sie, "fliehen? Warum? Gott, was ist das?" fuhr sie fort, als sie seine Hände in den ihrigen kalt werden fühlte. "Nichts," sagte er, "ich habe mich geschlagen, bin leicht verwundet, aber mein Gegner" — er schauderte, wollte aufspringen, sank aber auf die Bank zurück.

"Du kannst, darfst nicht fliehen", sagte sie. "Stütze Dich auf meinen Arm, komm in das Haus, Du sollst heimlich bei uns bleiben, wir wollen Dich pflegen, verbergen — still", sagte sie, da er antworten wollte. Er drückte ihre Hand, und wanke, auf sie gestützt, dem Hause zu.

Die Alte saß beim Fenster und körnte Mais aus; sie that sehr erschrocken, räumte ein abgelegenes Zimmer ein, Marina gab von ihren eigenen Betten her, und schlief auf Stroh. Die Alte, in dergleichen Dingen geschickt, untersuchte und verband die Wunde, versicherte es

---

habe nichts zu bedeuten, und die vorigen Zustände seien nur durch Erschöpfung und Blutverlust verursacht. Sie wachte die Nacht bei dem Kranken, und Marina besorgte in der Küche kühlende Tränke und Kräuterumschläge!

Ob dieses Duell eine Erfindung war, um den Plan der Verführung, der offenbar in Olenio's Seele lag, zu befördern, oder ob wirklich die Töne des Gefühls, in denen er an jenem Abend gesprochen, aus seiner, wie es schien tief erschütterten Seele kamen, und, bei ihm so ungewöhnlich, die Folge ungewöhnlicher Ereignisse waren; ob die Alte, welche in seinem Geheimnisse schien, die Wunde im Einverständnis mit ihm nur geheuchelt hatte, ist jetzt unmöglich zu ergründen. Gewiß ist, daß der Graf die nächsten Tage erschöpft und blaß aussah, und ängstlich Briefe aus Venedig erwartete; daß er wirklich einen solchen durch einen Unbekannten empfing, ihn mit großer Hast öffnete, und daß von diesem Augenblick an seine heitere Laune wiederkehrte; gewiß ist auch, daß sich das Gerücht von einem Duell ohne Secundanten, und unter zwei Brüdern, in der Gegend verbreitete, wobei der eine geblieben seyn sollte; wer aber die beiden Brüder gewesen, wußte man nicht zu sagen; der eine nannte sie Russen, der andre Spanier, ein dritter behauptete, daß es verkappte Venezianer gewesen. Marina hörte das Gerücht am Morgen nach jenem Abende im Kramladen des Dorfes, wo sie einige Gegenstände, die dem Kranken nöthig waren, kaufte; oft musterte sie Olenio's blasse Züge, bemerkte mit Entsetzen das krampfhafte Gefühl, mit dem er sich von Zeit zu Zeit auf die Lippen biß, und als endlich jener Brief ankam, und er ihn gelesen hatte, wagte sie die leise Frage: "und Dein Gegner?" — Olenio gab ihr gerührt die Hand, eine Thräne stand in seinem Auge. " Er befindet sich wohler als ich", sagte er lächelnd; und wie verdrießlich über die Schwäche, die er gezeigt hatte, und eine Oberherrschaft behaupten wollend, die ihm immer und überall das erste Streben schien; hob er keck und übermüthig ihr Kinn in die Höhe, und streichelte die schönen Wangen: und als Marina halb zürnend halb verlegen sich ihm entzog, wurde sein Ausdruck so stolz, so finster zürnend, ein Zug so kühner Verachtung lagerte sich um seine Lippen, daß Marina demüthig, der Gewalt des Mannes erliegend, halb flehend die Augen zu ihm erhob, und sie gleich wieder senkte. Sein Blick glitt über den langen seidnen Wimpern hin; fest musternd betrachtete er die Gestalt, die in Gefühlen versunken, überwältigt vor ihm stand; endlich öffnete er die Arme, schluchzend sank sie hinein und verbarg ihren Kopf an seiner Brust; er drückte sie an seine Brust, an seine Lippen: „Marina, meine Marina!" stammelte er leidenschaftlich."

So war denn der Bund geschlossen, der unwiderrufliche, seltsame, namenlose; Marina war der Allmacht der Leidenschaft gewichen, ehe sie es wußte; ohne Erklärung, instinktmäßig, wie bei dem ersten Blick, war alles zwischen ihnen geschehen, alles gesagt, und nach dem ersten stummen Zugeständniß, forderte Olenio's Leidenschaft so streng und heftig, was sie wünschte, daß jede andere Rücksicht in dem Augenblick dem gewaltigen Zorn des Geliebten wich. Das erste Wesen ihrer Art, war Olenio vor Marina's erwachende, einsam verlassene Seele getreten. Vielleicht würde sie ihn nicht geliebt haben, wenn sie ihn unter andern Umständen erblickt hätte. Mit einer Seele voll Liebe, enttäuscht über das einzige, was ihr bis dahin werth gewesen war, ohne Stoff, ein armer verlassener Wanderer in der Wüste, verschmachtet, dürstend, krank vor Wehmuth der Einsamkeit, ohne Gesellschaft, nur Bäuerinnen um sie, Bäuerinnen und ein Weib, vor dem sie Schutz zu suchen begann — und Marina, so lächerlich das Menschen erscheinen mag, welche die Welt und ihre Verhältnisse genau kennen, Marina hielt es für unmöglich, daß man es darauf anlegen könne, ihre Liebe zu unwürdigen Zwecken zu mißbrauchen. Wohl wußte sie, daß sie arm war; aber sie kannte die Welt, und den Werth, den ihr Reichthum hat, nicht, kannte von ihrer Geschichte nur die Venedigs und ihren großen, edlen Namen; in ihr lebte, athmete sie, in ihrem Geiste hatte sie sich verklärt, zu etwas Idealem erhoben, was es auf Erden nicht giebt; die Schattenseiten, die sie unter oder über das Gewöhnliche — Menschliche stellen, entgingen ihrem jungen Auge, oder erschienen ihm nur in erhabnen Massen, nicht in eckeleinflößendem, empörendem Detail; die Welt, wie sie ist und immer war, nicht nur die gegenwärtige Welt, in ihren Beziehungen, Ansichten und Gesinnungen, war ihr völlig fremd, und wenn sie den Grafen in seiner Eroberung fortschreiten sah und ein Zweifel an dem, was die Sprache der Welt mit einem technischen Ausdrücke "die Redlichkeit der Absichten" nennt, in ihr aufstieg, so wies sie ihn als ihrer unwürdig von sich; die Welt, in der sie lebte, war so hoch über die gewöhnliche erhaben, daß, was hineintrat, schon durch den Eintritt geheiligt schien. Sie hatte ihn der Liebe nicht versagen können, diese Liebe mußte heilig, rein, gesetzmäßig seyn; wäre sie es nicht gewesen, sie hätte sich schon entweiht, das Leben schon verloren geglaubt, und in dieser gefährlichen Täuschung lebte sie fort. Die Alte hatte aus Schwäche, aus Prahlerei die Täuschung über ihre Lage in ihr genährt; sie hatte sich im Dorfe durch die Geschichte von der Abkunft ihres Zöglings eine Art von Autorität zu gründen gewußt, denn auch dieser Umstand gehörte in die Spekulation der Alten, und diente dazu sie zu steigern; so tief würdigt in Völkern und Staaten Zeit und Sitte verblichene Größe herab. Und so rissen Schicksale, Verhältnisse und Gefühle die arme Marina bis an Grenzen, die sie fühlte — aber — nicht kannte — Grenzen, über die der

Augenblick, die Gewalt der Empfindung, und vor allem der Zorn und die Verachtung des Geliebten hinwegreißen konnten, in Augenblicken, in denen jede Grenze dem schwindelnden Geiste entflieht. So schiffte sie auf unbekanntem Meeren, nirgends ein Anker für das Vertrauen, und in dem Willen dessen, der ihr einziger Steuermann geworden war, an seinem Herzen eine fast noch reinere Atmosphäre findend, als in der Nähe der Alten.

Olenio hatte wenig Gefühl für Naturschönheiten. Mindestens waren ihm Berge weniger lieb als große Flächen, vielleicht weil alle Erinnerungen seiner Kindheit, seiner Jagden, seiner gymnastischen Übungen, kurz, des ganzen Horizontes seiner Jugend daran hafteten. Er saß mit Marina im Garten auf derselben Rasenbank, wo er sie wieder gefunden hatte; der Vollmond ging auf, und die euganeischen Berge blickten mit ihren Gipfeln fernher in die Landschaft, um die sich Tag und Nacht stritten. Marina erhob die Hand und wies, dichter an Olenio geschmiegt, nach der Herrlichkeit hinaus. Er sagte zwar: "ja, es ist schön;" aber sein Blick streifte nur flüchtig über das Entzücken der Gegend, und sank dann auf Marina nieder; doch auch nicht mit jener poetischen Wonne, mit der wir unser höchstes und Liebstes betrachten, sondern mit dem freudig ruhigen Gefühl, mit welchem man seinen Besitz überzählt, überrechnet und mit innerer Befriedigung mit dem Anderer vergleicht. Sein Auge glitt von ihrem Scheitel bis zur Zehe hinab, und als ihr Bewußtsein dieses Blickes ihre Augen niedergeschlagen hielt, ihre Wange mit höherem Roth durchbrannte, drückte er die Sträubende mit kindisch triumphirendem Jubel an seine Brust. Sie entfloh ihm beschämt, und verbarg sich im Innersten des Hauses. Hinter einem Fenster stand sie, und sah wie Olenio sich mit Carlo getröstet hatte, den er neckte, plagte, und endlich so zu reitzen wußte, daß sich Thier in einem Anfall halb wüthigen halb freudigen Entzückens auf ihn warf und ihn zu Boden riß. "Er macht mir den Hund ganz wild," dachte Marina; aber ob sie noch etwas andres dachte, eine Thräne rann ihre Wange hinab, als sie sinnend da stand, und sie hörte die Alte nicht, die sie zum Abendessen rief. Marina war ernst, fast streng bei Tisch. Olenio neckte, quälte sie, vergebens; sie ward nicht wieder heiter; endlich flüsterte er ihr etwas zu, streichelte ihre Wange, sie schüttelte den Kopf — war es die Berührung oder das Wort, was sie erröthen machte? "Wie schön sie ist, die Kleine, wenn sie roth wird," warf die Alte frech scherzend Olenio'n hin. "Barbara!" rief Marina ihr drohend zu; die Strenge des Blickes, des Wortes machte die Alte einen Augenblick verstummen; doch, bald gefaßt, fragte sie so keck und unbefangen wie möglich: "was habt Ihr? Was fehlt Euch?" Marina warf den Blick mit einem Ausdruck stolzer Verachtung auf sie, dann auf Olenio; er wurde schmerzlicher und schmerzlicher, wie er auf ihm

haftete, endlich schlug sie die Augen zum Himmel, und ein leichtes Zittern ihrer Lieder wurde an den langen Wimpern bemerkbar. Olenio saß betroffen. "Was sind das für Launen," rief die Alte, "was ist Euch?" Marina war zum Fenster getreten. "Ich habe Kopfwegh," sagte sie, sich rasch umkehrend; "gute Nacht." Und ehe sie ihr antworten konnten, war sie verschwunden.

Olenio sah ihr nach, sie wandte sich nicht mehr um. Einen Augenblick saß er wie betroffen da, die Alte sah ihn fragend an, plötzlich faßte er sich, zuckte die Achseln, lächelte spöttisch, als habe er etwas wieder gut zu machen gegen seine Selbstbeherrschung, als müsse er eine Schwäche verhüllen, wiegte den Kopf rasch von einer Seite zur andern, und sah die Alte, ihn zurückwerfend, fragend an. Ob sie ihn nicht verstand, sie zögerte einen kurzen Augenblick mit der Antwort. Olenio bemerkte es, griff, als habe er etwas vergessen, in die Tasche, und drückte ihr mit schlecht verhülltem Hohn einen Beutel in die Hand. Sie schien seine süßlich satyrische, fast komisch übertriebene Artigkeit dabei nicht zu bemerken, dankte verbindlichst, und antwortete einer fragenden Miene seines Gesichts mit den Worten: "*siete padrone, Signor.*" Was weiter unter ihnen vorging, wissen wir nicht. —

Einige Stunden darauf störte ein leiser Schritt in der Kammer über ihr den lauschenden, ungewissen Schlaf der Alten; sie hörte Stimmen, Wortwechsel, Bitten, Schluchzen, Geflüster, und es ward still. Wie alles still ward, legte auch sie sich ruhig auf das Ohr, und schlief ein.

Am Morgen früh begegnete sie Olenio'n im Schlafrocke auf dem Gange, der zu seinem Zimmer führte; sie sah ihn lächend an — "kommt Ihr bald zum Frühstück?" fragte sie mit einer Miene, welche sagte, daß die Frage nur da stehn, um das Lautwerden, eines ganz andern Gedankens zu repräsentiren. Er antwortete nicht, und ging an ihr vorüber.

Das Dorf war nicht Venedig, und, obgleich Italien, so war doch etwas von der Reinheit der Sitten der Landbewohner hier zu finden, und am Ende wäre Tadel, auch ohne diese, nicht ganz zu vermeiden gewesen, denn sie bedingt ihn ja nicht, im Gegentheil. Der Besuch des Hauses war ruchbar geworden, und die Alte fand am besten, den Nachbarinnen zu sagen, daß es einer ihrer Neffen sei, dessen Vater sich in Deutschland als Kaufmann niedergelassen habe. Ward einmal eine Anspielung der guten Frauen auf ein Verhältniß zu der schönen Pflgetocher laut, so lächelte die Alte, und gab zu verstehen, daß ihr Neffe vermögend und vornehm genug sei, an eine Heirath mit der schönen Venezianerin zu denken. So wußte sie für den Augenblick den

---

Tadel der empörten Welt zu beschwichtigen, denn überall findet die Welt sich ein, und da sie sich eine Art Einfluß im Dorfe als weise Frau und Rathgeberin erworben hatte, ließ man es ihr vorerst hingehen, und sprach seine Mißbilligung wenigstens nur leise aus.

Während vieler darauf folgender Tage sehen wir Marina in tiefster, unterwürfigster Abhängigkeit von Olenio. Eine Bitte schien ihr Gebot, ein Wink Befehl. Doch schien sie nicht glücklich, und ihre Stirn war mehr als sonst umwölkt. Oft war es, als wolle sie reden, als habe sie etwas auf dem Herzen, was von ihren Lippen brechen wollte, und nicht konnte. Olenio suchte anfangs ihre üble Laune wegzuscherzen, und als es nicht gelingen wollte, gab er sie auf. Oft griff er jetzt zu seiner Jagdflinte, ging aus Vögel zu schießen, und kam erst spät heim. Ein Vorwurf Marina's, wie leise und gehaucht er auch war, reizte ihn dann wohl zu rauher oder unzartneckender Erwiederung, und bald zog sie die verletzten Fühlfäden, gleich der Schnecke, rasch und scheu zurück, bald sah man sie, die Brust von Seufzern schwer, und der Gegenwart abwesend, theilnahmlos mit einem Entschlusse ringen, zu dem es ihr an Muth zu gebrechen schien.

Der Abend eines Tages, an dem sie vergeblich eine Gelegenheit gesucht hatte mit Olenio zu sprechen, kam heran; eine Gelegenheit, die sich sonst so leicht bot, und die jetzt so schwer zu erringen schien; denn er riß sich los, wenn sie ihn mit Thränen in den Augen zurückhalten wollte, und wenn er sie suchte, so machte er sie nur erröthen und demüthigte sie. Die Verschiedenheit der Begriffe von Bedürfniß und Gefühl fing an in entsetzlicher, unausgesprochener Klarheit vor dieser jungen Seele aufzugehen; so groß ist der Unterschied eines Augenblicks in der Beleuchtung der Gegenstände; eine Sekunde später, und die Gegend ist grau, die Gegend, die im rosigsten Glanze vor uns lag. Sonst ließ sie die Alte so oft allein, und jetzt — sie wich nicht von ihrer Seite, sie schien sie zu beobachten, warum? —

Sie saßen am Feuer des Heerdes, denn die Tage wurden nach und nach kühler, Herbstregen stellten sich ein; Marina und Barbara bereiteten Gartenfrüchte zum Trocknen, Olenio putzte sein Gewehr, draußen war es trüb, kalt, die Nebel reichten bis an die Fenster des Hauses, die Katze spann auf dem Heerd. Marina war finster, in sich versenkt, verloren, und doch verfolgte sie Olenio's Bewegungen mit den Augen, wie der Schiffer auf unruhiger See den letzten Stern am trüben Himmel verfolgt. Umsonst versuchte die Alte beide zu zerstreuen, Marina antwortete ihr nicht, oder wies sie mit ungeduldiger Hast ab, Olenio behandelte sie mit übel verhehlter Verachtung, wie seine Magd, seine Sklavin oder sein Spielzeug; so wirft die Katze die Maus herum, die sie gefangen. Einmal wollte die Alte, halb verdrießlich darüber,

gehen, da rief Olenio sie mit einer unbedeutenden Forderung zurück; Marina schien auf ihr Weggehen zu lauschen, zu lauern; es ward spät, die Alte blieb.

Schon hörte man die späte Stunde schlagen, das Feuer ging zu Ende. Olenio stand endlich auf um schlafen zu gehen; kaum aber hatte er seine Absicht ausgesprochen, als Marina aufsprang, seine Hand ergriff — "Olenio — um aller Heiligen willen," rief sie, "Olenio" — Olenio sah sie verwundert an, und wollte sie abschütteln — sie sank vor ihm nieder und umfaßte seine Kniee — "Olenio, ein Wort!" Er schien erschüttert, faßte sich aber gewaltsam und hob sie auf — sie warf sich an seine Brust — "fort Barbara!" rief sie heftig, gebieterisch — Barbara stand zögernd, und blickte Olenio'n an. "Geht!" sagte dieser. Die Alte ging. Marina's Kopf lag an Olenio's Brust, sie erhob ihn, ihre Augen rollten wild, entsetzlich, sie hielt die Hand vor die Stirn, ihre Kniee bebten, ihr Haar starrete — Olenio sah sie mit einem Mißvergnügen an, welches sich fast bis zum Abscheu steigerte; er schüttelte endlich den Kopf, und blickte wild zürnend auf sie; er schien zu glauben sein Zorn werde sie aus einem Zustand halben Wahnsinns zurückrufen — so übergießt man den Ohnmächtigen mit einem Glase kalten Wassers — doch das war umsonst; ein Lächeln zuckte um Marina's Lippen, als sie den Ausdruck seines Zornes sah, ein Lächeln, statt dessen er lieber Thränen gesehen hätte; und so laut, heftig, wild, entsetzlich, entfuhr ihr ein Geständniß, welches die junge Gattin dem Gemahle mit süß beschämtem Entzücken bringt.

Olenio sah sie kalt, verwundert an, als begriffe er ihren Zustand nicht. "Das hast Du ja vorher gewußt," sagte er endlich kalt, und wandte sich ab. Die Arme hatte es nicht gewußt. —

Marina's Arme waren herab gesunken, sie blieb in derselben Stellung stehen, ihre Augen blickten noch starr, gläsern auf die Stelle, die Olenio längst verlassen hatte, als glaube sie ihn noch zu sehen. Ihr Gedanke schien fixirt, oder entflohen. Als die Alte, wir wissen nicht ob bald darauf, ob später, eintrat, stürzte Marina zu Boden. So fällt eine Mumie zusammen, wenn das Gewölbe geöffnet wird, und Luft und Erschütterung in die Stille, die Öde des Todes dringt. Barbara brachte sie zu Bette.

Marina schlief. Jenen Schlaf der Vernichtung, den der Leidende am Kreuze, am Pfahle schläft, wenn die überreizte Nerve das Gefühl des Schmerzes verweigert; jenen Schlaf, dessen Erwachen Tod ist. Sie erwachte. Sie fand die Räume des Hauses still und leer. — Olenio war gegangen. —

Es vergingen Tage, es vergingen Wochen. Olenio kam nicht wieder.

An einem schönen Herbstmorgen kam das Postschiff, welches täglich über Arqua nach Venedig fährt, an dem Marktflecken Dolo vorüber, bei welchem sich der Brentone, über den eine schöne steinere Brücke führt, von der Brenta trennt. Die Gegend war entzückend; die vielen heitern Landhäuser der Venezianer, welche das Ufer des Flusses besäen, die Gärten, die Dörfer lachten im goldensten Strahle der Sonne. Das Brentaland ist die reizendste Gegend der lombardischen Ebene. Von Padua an bis nach Fusina führt der Weg fortwährend durch die schönsten Gärten, daher auch der Name *Giardino della Brenta*. Die freundlichen Villen mit Palladio's Façanden blickten durch düstre, hohe Lorbeeren und Pinien, in hellem dichtem Grün prangten die Orangenbäume dazwischen, und Lauben von hohen Rosen, und andern schönen Blumen des südlichen Himmels, zeigten noch manches verspätete Kind des Sommers, welches die lachende Sonne für Frühling hielt; die Ruhebänke am Uferwege neben frischen Springbrunnen luden noch mit schmelzendem Grün zum Sitzen ein. Das Schiff war mit fröhlich scherzenden Passagieren besetzt, deren Geist die Seele des Morgens zu durchdringen schien. Mit der frischen Lebensthätigkeit, dem praktischen, regsamen Sinn, die ein heitrer Herbsttag besonders erweckt, sprach man von seinem verschiedenen Geschäften, theilte sich die Pläne seiner Betriebsamkeit, die Aussichten des Fortkommens im Leben, die Hoffnungen auf Reichthum, Vergnügen und Genuß zutraulich mit; alles athmete Freude und Lebensmuth. Nur in einem Winkel des Schiffes saß eine düstere Gestalt, mit wenig oder keinem Antheil an all dem Treiben. Ihr dichter Schleier hatte anfangs die Aufmerksamkeit der kleinen betriebsamen Welt erregt, die sich auf dem Verdeck des Schiffes im Strahl der Sonne wärmte; doch bald vergaß und übersah man sie, wie wir das aufhören zu bemerken, was mit keiner Seite in unser Leben paßt.

In Fusina wurden die heitern Empfindungen durch die Plackereien mit Accise- und Polizeileuten gedämpft, und auch die Schönheit der Gegend verschwand. Die Reisenden verließen das zierliche und bequeme Schiff, wie das nackt und eintönig gewordene Ufer, um auf kleineren Fahrzeugen durch den zwei Meilen breiten Sumpf der Lagunen weiter zu kommen, der an vielen Orten zu Tage erscheint. Nur einzelne Fahrwasser sind hier schiffbar, schmale Striche, die oft noch durch die Kunst vertieft werden, und deren Kenntniß nur Eingeborene besitzen.

In diesen Umgebungen wogte ein kleines Fahrzeug, welches jene verhüllte Gestalt des Postschiffes trug; sie stand hoch aufgerichtet auf dem Verdeck, athmete die Luft mit schwellender Brust, und überflog



mit blitzenden Augen die heranwachsende Scene. Da lag das unbegränzte Meer, und dort tauchten aus ihm die Spitzen Venedigs empor, der Thurm von S. Marco, dann eine nach der andern. Nun trat die Masse hervor, mit Kuppeln und dünnen Minarets, dann hier eine zweite, dann dort wieder, und die Stadt lag vor ihr, die Stadt, die Wiege ihrer Kindheit, wo sie zuerst die Luft dieser geheimnißvollen Erde getrunken; da lag Venedig, die Stadt ihrer Väter! — Vergessen war auf einmal alles Geschehene, wie ein Traum stand es hinter ihr, und in schwermuthvollem Jubel sog sie die erhabenen Bilder ein — plötzlich entriß ihr die Seeluft, die schon lange wie zum Gruß der wiederkehrenden Tochter in den Falten ihres Tuches gespielt hatte, das eine Ende desselben, und erweckte sie aus dem Traume ihres Entzückens; ihr Blick sank aus seiner Himmelshöhe zu der Erde und ihren Bedürfnissen herab; scheu glitt er an der eigenen Gestalt nieder, wo eine leichte Veränderung nur ihr selbst bemerkbar war, und Todtenblässe überzog die eben noch strahlenden Züge; schwankend ergriff sie das Geländer des Verdecks.

Jetzt öffnete sich eine Vorstadt, eine Wasserstraße, wo von beiden Seiten verfallene Gebäude, in wunderlichen und elenden Formen, die ursprüngliche, demüthige Dürftigkeit der Bewohner offenbarten. Kein Weg, kein Fußgänger, kein Gesicht am Fenster, keins auf den Balkonen; es war das Bild des Todes, das kein Ton störte, als der Ruderschlag der Gondoliere, und der durchdringende und traurige Ruf, womit sie einander auf das Ausweichen beim Wenden in die Straßen aufmerksam machen. Es war einer der wenigst besuchten der vierhundert Kanäle Venedigs, und die Mittagsstunde begrub die Stadt in dumpfes Schweigen. Als sie sich ihrem Herzen mehr näherten, wurden die Häuser bedeutender, aber die hohen Fenster und Thüren waren zum Theil mit Brettern vernagelt; aus andern ragten Stangen hervor, auf denen durchlöchernte Wäsche zum Trocknen aufgehängt war. Jetzt wurden einige Menschen sichtbar, die Calli fingen hier an, schmale Fußsteige an der Seite der Häuser, die durch einen großen Theil der Stadt laufen. Hier ward eine Leiche getragen, von einer Menge Schulkindern begleitet; dort wanderte ein Zug Marinecadetten zum Arsenal; da schoß eine Gondel vorüber, mit dem altrömischen Schiffsschnabel von hellem Eisen; das schwarze Tuch der Decke war verblichen, das Wappenschild leer.

Doch plötzlich bog die Barke aus dem düstern engen Rio in den Canal grande ein, und die Pracht der Paläste mit ihren schönen leichten Ballonen, ihren maurischen Fenstern und Marmorhallen, ihren wunderlichen Feueressen, stieg wie die Hauptstadt eines Feenlandes aus den Fluthen. Und der Schleier langer Jahre riß, und das Labirinth

der Perceptionen der Kindheit tauchte in seinen scharfen, unauslöschlichen Zügen vor Marina's Seele auf; dort öffnete sich die Piazzetta mit dem Dogenpalast, sie winkte herüber mit ihren beiden Granitsäulen, und oben breitete der Löwe von St. Marco den Flügel über die alte Stadt. Marina stand in Anschauung verloren.

"Hört Ihr's zischen?" fragte der Gondolier. "Das ist die eine von den beiden Säulen der Piazzetta, die der Doge Ziani aus Griechenland brachte. Es waren wohl stolze Trophäen, aber die eine sollte nicht zum Siegeszeichen dienen; sie soll von den Muhamedanern verzaubert gewesen seyn; niemand konnte sie ans Ufer bringen, und sie fiel endlich bei der Ausschiffung ins Meer; da liegt sie noch; wenn das Wasser recht klar ist, kann man sie am Grunde sehen, und wenn man darüber fährt, zischt sie, zum Hohn über die gefallne Stadt. Sie haben nachher eine falsche statt ihrer aufgerichtet."

Sie landeten an den Säulen der Piazzetta. Zitternd berührte Marina das Ufer, und stürzte in den Schatten der Säulen. "Signora", rief ihr der Gondolier zu, "seid ihr eine Venezianerin von guter Familie, oder wollt Ihr dafür gelten, so geht da weg! Wißt Ihr wo Ihr steht? Diese Säulen haben viel edles Blut fließen sehen; hier waren die gräßlichen Hinrichtungen; hier hat im achtzigsten Jahre der Doge Marino Faliero das Haupt auf den Block gebeugt, weil er die Republik stürzen wollte, und kein Nobile geht seitdem zwischen ihnen durch." — "Ich kann es," rief sie hoch aufgerichtet, "ich bin eine Falieri!" "*Benedetto!*" entgegnete der Gondolier. "Doch was will das sagen?" setzte er halb wehmüthig hinzu; "Gold machte den Glanz der Republik. Habt Ihr das, so möchtet Ihr, Signora, eine Tochter des Teufels seyn; und ohne Gold, gleich viel ob der Hölle oder des Himmels Kind. So sind die Zeiten." —

Sie hörte ihn nicht, sie war in die Knie gesunken, ihre Lippen berührten den Boden. Ein Schwur zitterte auf ihnen, als sie sie wieder erhob, der in ihrer Brust entstand und verhallte. Nur das Wort "Blut" war hörbar, als töne es von der Decke des Himmels wieder, ein zurückgewiesener Donner. Der Gondolier war gegangen; sie stand allein auf dem weiten Platze.

Sie blickte um sich; rings, überall neu offenbarte, neu geborene Erinnerung! Die Gegenstände rissen sie hin, sie schweifte an ihnen vorüber weiter und weiter, sie bog um die Ecke — da stand St. Marco mit seinen Hallen, Kuppeln, Minareten, gothischen Bogen, griechischen Säulen; St. Marco, fast acht Jahrhunderte tragend, wie eine Erinnerung aller Geschichte, ein Koloß, der alle Begriffe von Ebenmaaß vernichtet, verschlingt, ein Ocean der Baukunst; St. Marco, Tempel, Moschee und Kirche. Wem ist's geweiht? Dem Muhamed, der Isis, dem Erlöser? Da

---

stand es, wie ein Gebild des Zauberrings in Nathan dem Weisen, eine Kirche der Religion der Religionen, ein Inhalt des Göttlichen aus allen Glauben, eine Prostration der Style aller Baukunst, der ganzen Architectur vor der Religion; wie ein Opfer der verschiedensten Verehrer auf einem Altar, wie ein Zug von Heiden und Muhamedanern, Juden und Christen zu dem großen Tempel des Schöpfers des All; da stand es, den Gipfel in das Gold der Lüfte getaucht, und vor ihm ein Wesen, bewundernd, anbetend, dem aller Zauber seiner Kindheit, dem die Religion der ersten Jahre hier wieder aufging. Ob sie stammelte: Gott ist groß, oder: gelobt sei Jesus Christ, wir wissen's nicht; aber von der Hoheit der Empfindung Gottes kehrte ihr Gefühl auf das Geschöpf zurück, und ein Leben ging an ihr vorüber, jung, und doch vollendet, geknickt, gebrochen, ohne Zweck, ohne Ziel; nur in jenen ersten Tagen der Kindheit lag Glück, lag das Versprechen einer Bestimmung; aber sie waren dahin, und konnten nicht mehr auferstehen. Sie verschwand im Dunkel der Kirche. —

Auf dem glatten Boden des Marcusplatzes, dem großen Gesellschaftssaale der Venetianer, der weder Staub, noch Rädergerassel, noch Pferdehufe kennt, war reges Leben; die verschiedenartigste Bevölkerung, Trachten aller Länder, Sitten aller Nationen waren hier vereint zu sehen. Vor den Kaffeehäusern ruhten Türken und Barbaresken, mit langen Pfeifen, Sorbet und Eis schlüpfend, begraben in Speculationen, oder in den Träumen des Opiums. Um Tische voll Papiere stritten sich Fremde in verschiedenen Mundarten halblaut über Geschäfte oder Zeitungsblätter; hier wanderten Griechen und Armenier, Slavonier in seltsamer Tracht; dort saß eine Gruppe schöner Venezianerinnen, reizende Brünetten, mit lebhaften Farben und großen Augen; blasse, frühgealterte junge Männer umgaben sie; einen Cigarro im Munde, den Fächer in der Hand, hören die verblühten Jünglinge einem Redner zu, der auf öffentlichem Markt Anekdoten von Friedrich dem Großen oder Napoleon erzählt; denn alle möglichen Künstler treiben hier ihr Handwerk, und suchen auf verschiedene Art ihren Unterhalt zu gewinnen.

Dazwischen tummelt sich der gewöhnliche Betrieb des Lebens herum. Austernhändler ziehen auf und ab mit ihren Körben, und rufen ihr *Ostriche!* Die Verkäufer gebratner Kastanien schreien ihr *Marone caldi!*, die Fruchthändler ihr *Pome-Peri!*<sup>12</sup> aus, was ihnen selbst den Namen giebt, denn jeder heißt hier nach seinem Gewerbe. Dort hört man die verschiedenen Theaterstücke des Abends von Zettelträgern ausrufen, hier tanzen junge Venezianerinnen zu türkischen Trommeln

---

<sup>12</sup> Äpfel – Birnen!

---

und Castagnetten ihre Nationaltänze, und durch die lieblichen Lieder der Guitarrenspielerinnen bricht der *Aqua*-Ruf der Wasserträger.

Während die höheren Klassen die Kaffeehäuser umlagern, sucht das Volk andere Genüße. Am Fuß der Säulen des Dogenpalasts stehen die Äpfelhändler, welche in rauchenden Kesseln die Äpfel in Syrup sieden; vorn an den Kesseln ist ein Becher mit Zahnstochern zum Aufspießen und Verspeisen dieser Lieblingskost des gemeinen Venezianers angebracht; das Volk drängt sich um diese Kessel, und verwegne Knaben suchen über die Menge mit spitzigen Stäben wegzulangen, um die verbotene Frucht im Fluge zu erhaschen; die Ohrfeige auf die volle Backe macht sie den Raub nicht herausgeben; krampfhaft, in komischer Habsucht ist das Thor der Festung, welche die Beute enthält, geschlossen. Noch verfeinerter zeigt sich die Betriebsamkeit kindischer Naschsucht in jenem schlaun Knaben, der unter der Reihe von Tischen, auf denen die Portugallen (Apfelsinen)<sup>13</sup> aufgehäuft liegen, sein Quartier aufgeschlagen hat. So wie eine Gruppe dicht an dem Tisch, unter dessen Dach er sitzt, vorüber geht, schüttelt er ihn, als ob die Vorübergehenden daran gestoßen hätten. Das künstliche Gebäude wird erschüttert und die Pomeranzen rollen auf die Erde; während nun der Besitzer mit den unschuldigen Wanderern schilt, springt der dienstfertige Knabe unter dem Tische hervor, und hilft dem guten Manne seine goldenen Äpfel wieder einsammeln, wobei jedesmal einige in seine Tasche spazieren. Ein Zuschauer dieses Spiels hätte die Einfalt des Knaben in der Dürftigkeit der Erfindung seiner List, und in der ewigen Wiederholung derselben, und doch auch wieder die Schlaueit in der Einfalt bewundern müssen; denn er hütete sich wohl bei dem nächsten Tische dasselbe Spiel wieder anzufangen, sondern lief immer von dem untersten der Reihe zu dem obersten, bis er sie alle durchgenommen hatte, und in der Mitte wieder mit seinen früheren Versuchen zusammen traf.

Aber es giebt Zustände, die jene glückliche Ameisenthätigkeit nicht ergreift. Herausgerissen aus den heitern Bahnen, den heitersten dieses dürftigen Lebens, in denen man Schritt vor Schritt in seinem mäßigen, glücklichen Wirken fortgeht, glücklich weil man wenig verlangt, fordern sie den Himmel von der Erde, die Unsterblichkeit vom Staube, und greifen nach kurzem Traume — ins Nichts. Doch ihrem Gemüthe bleibt die hohe Ausprägung, welche jene Andern nie erhalten werden; und so ist doch, von dem Standpunkt andrer Welten aus, Gewinn durch Schmerz und Angst, Freude, Pein und — Verbrechen erkaufte. Gehörte

---

<sup>13</sup> Apfelsinen (Orangen) wurden kamen im 15. Jahrhundert durch seefahrende Porugiesen nach Europa. Deshalb wurden sie tatsächlich früher auch Portugallen genannt. – Pomeranzen sind Bitterorangen.

jene Gestalt dazu, die den ganzen Tag auf dem Platze gesessen hatte, unbeweglich, wie ein Geschöpf, das die Bedürfnisse gewöhnlicher Menschen nicht theilt, starr, beobachtend, und doch in sich versunken; gleichgültig für Alles, sobald sie es erblickt hatte, und doch scharf aufmerkend, mit einem Auge, dessen lauernden Blitz man durch die Falten eines dichten dunklen Schleiers zuweilen verrätherisch hervorleuchten sah, bis es, müde, enttäuscht in vergeblicher Erwartung, zur Erde sank, um die Fackel des Hoffens aufs neue anzuzünden, in seinem kleinen Spiegel ein Bild des großen Treibens der Welt? Man hätte sagen mögen, es sei ein seltsamer Wahnsinn, oder sie suche das Organ der Wohlthätigkeit auf den Gesichtern der Vorübergehenden, und finde es nicht. Unbeweglich saß sie auf ihrem Posten und unermüdet, das Bild einer großen Trauer zwischen dem leeren oder komischen Treiben der Menschen, die Muse des Trauerspiels, weinend über den Verfall alles Menschlichen, unter dem Leben und Treiben eines Ameisengeschlechts. Wenige hatten sie bemerkt, denn alle zogen vorüber; und bemerkt die Welt das, was außer ihrem Kreise liegt?

In einiger Entfernung von ihr hatte sich ein Kreis von einigen hundert Menschen gebildet. Matrosen, Facchini, Barcaruoli und Bettler. Aus der Mitte schallte eintönig eine Trommel, und eine heisere, undeutlich schreiende Stimme rief immer mehr Zuschauer herbei. "Was habt Ihr?" fragte einer der Herannahenden. "Ein Pferd, ein lebendiges Pferd in Venedig!" Das kleine Thier machte Kunststücke und betrat einen Boden der lang von keinem Rosseshuf erzitterte. Still lauschte die Menge, aber stiller, versunkener in Beobachtung als alle andere stand der ungarische Grenadier. Das Volk der Lateiner bleibt ihm ewig fremd, nie lernt er ein Wort seiner Sprache, stolz geht er durch sie hin, und verachtet die kleinen verschlagenen Leute. Hat er den Dienst gethan, so sitzt er in seinem Quartiere, die Augen auf einen Punkt geheftet, das Gesicht in die Hände gelegt; gefoltert vom Heimweh gedenkt er seiner Haiden, seiner Heerden. Doch hier, hier stand er in Entzücken versunken, und verfolgte jede Bewegung des Thieres; nicht weil es ein gelehrtes Geschöpf war, welches mit Kopfschütteln oder Nicken Unbekanntes und Verborgenes den Zuschauern entdeckte, sondern weil es — ein Pferd war, was ihn in seine Steppen versetzte, in seine Steppen, wo er vielleicht eine Braut, oder Ältern, Geschwister gelassen hatte, oder doch eine Kindheit, ein Vaterland; und seine Gefühle der Wehmuth wurden endlich so überwiegend, verschmolzen so sehr mit seinem Entzücken, daß, ihm unbewußt, ein paar große Thränen auf seinen Schnurbart herabrollten, während er die Augen noch immer auf das Thier, wie auf den Centralpunkt eines Zauberkreises, geheftet hatte. Wie ward ihm, als plötzlich — eben hatte der Herr des Thieres die

Frage an dasselbe gerichtet, wer die schönste Person in der Gesellschaft sei, und es lief eilig im Kreise herum — wie ward ihm, als es plötzlich vor ihm stehen blieb? Er verstand nicht, warum es sich handelte, aber, entzückt über diese Sympathie, streckte er mit großer Zärtlichkeit die rauhe Hand aus, um das braune Köpfchen zu streicheln; doch das leichte Geschöpfchen entzog sich seiner Berührung, schüttelte gewaltig die Mähne, während ein lautes Gelächter der Umstehenden ausbrach, trabte schnüffelnd im Kreise an Gondolieren, Matrosen, Männern und Weibern vom Volk, wie an den Vornehmen vorüber, aus deren Cirkeln sich einige zu den Zuschauern gefunden hatten, und durchbrach plötzlich, scheu, oder launisch und neckisch, den Kreis bei einer Frauengruppe, die, erschrocken zurückwich; leicht wie ein Vogel durchschnitt es den Platz, die wogende Menge eilte nach. Plötzlich stand es vor einer dunkeln, verhüllten Gestalt still, und nickte dreimal, als wolle es sich, gleich einem Schulknaben, welcher bei dem ungewohnten Treiben Strafe fürchtet, auf einem Mittelwege mit der Pflichterfüllung und dem Genüsse der verbotnen Freiheit abfinden. Die ganze Gesellschaft war ihm gefolgt, und stand still, die Verschleierte betrachtend, welche der Art von Personen glich, die man verschämte Arme zu nennen pfllegt. Sie wickelte sich dicht und dichter in die Falten ihres Tuches. "Die Schönste. Das ist leicht gesagt!" rief eine kecke Stimme mit einem fremden Accente, "aber wir müssen Beweise haben." Ein leichtes Zittern schien die Gestalt zu ergreifen. Ein schöner, junger, in Italien fast blond zu nennender Mann trat vor, und wollte die Zipfel ihres Schleiers ein wenig lüften, doch die Menge, die sich des Pferdes zu bemächtigen drängte, riß ihn mit sich fort.

War das Losbrechen des Pferdes eine einstudierte, und auf Effect berechnete Sache, die in dem Plane der Darstellung lag; oder hatte wirklich der Trieb natürlicher Wildheit für den Augenblick die Oberhand gewonnen, und führte er es dennoch zu einem zahmen Geschmack zurück, dem gewöhnlichen Lohn seiner geschickten Streiche? — denn das zahme Thier ist ein wunderbar complicirtes Wesen, voll Instinkt und Bildung — kurz, das Pferdchen wollte den Preis seiner That nicht verlieren; das Stillstehen auf dem Wege des Lasters, das Abfinden mit der Pflicht, hatten es wieder zum Gefangenen gemacht, es war abermals los gebrochen und näherte sich einer Bude mit Zuckerwerk, auf deren Wege die Verhüllte gesessen hatte; vielleicht hatte die Bude schon früher im Vorbeigehen seine scharfen Sinne angelockt; genug hier stand es still, steckte den Kopf in eine Kiste voll verbotener Süßigkeiten, und schmauste mit sichtbarem Behagen, unter dem Geschrei des Besitzers, bis die Menge ihm nachkam; wo es dann, zufrieden mit dem flüchtigen Raub, sich wieder einfangen ließ, während die Rosse des Sieges über der Thür von St. Marco mit Verachtung auf das entartete Mittelding

zwischen Gaukler und Pferd herabschauten. Die Masse zog dem ungeduldigen Thierchen nach, welches mit der Launenhaftigkeit eines verzogenen Kindes, unter vielen anmuthigen und eigensinnigen Sprüngen, der Hand des Herrn folgte, der es von dannen führte.

Aber eine Gruppe junger Männer hatte sich nach dem augenblicklichen Fortdrängen durch das Volk wieder vor der Verschleierten eingefunden, und betrachtete sie mit dem kalten Scherz verwöhnter Müssiggänger. "Schönes Kind," sagte der Jüngling, welcher vorhin gesprochen hatte, "Eurer Gestalt nach zu urtheilen, solltet Ihr ein einträglicher Gewerbe treiben können, als dieses; laßt Euch rathen, und sucht Rath bei der Nacht statt beim Tage." Sie hatte den Schleier fest zugezogen, und saß da mit gekreuzten Armen, wie die Furcht, die dem Angriff entgegen harrt. Die andern lachten und gingen vorüber; der junge Mann aber weilte noch, und betrachtete die Verhöhnnte mit einem seltsamen Ausdruck, der plötzlich in Gutmütigkeit, ja in Rührung überging. Da war es, als höre man ein leises Schluchzen unter dem Schleier; Olenio horchte betroffen einen Augenblick — er vernahm nichts mehr. Er hatte den Beutel gezogen, warf ihr ein Goldstück in den Schooß, und ging den andern schnell nach.

Kaum aber hatte das Gold sie berührt, als sie aufsprang, als sei sie von einer Schlange gestochen; sie schüttelte es von sich, stieß ein wildes schmerzliches ha! aus, und stampfte es mit dem Fuß in den Boden. Wohin war sie gerathen? Verloren im Gewühl? Die Zuschauer wurden jetzt erst aufmerksam auf sie; der Eine wollte beim Aufspringen einen Dolch in ihrer Hand unter dem Schleier gesehen haben, der Andre erklärte den Strahl des Eisens für den Blitz ihrer Augen, ein Dritter behauptete, es sei eine langweilige Wahnsinnige, die Nachts vor seinen Fenstern auf den Calli singe und ihn im Schläfe störe, und fluchte auf die Polizei, die nur eine geheime, statt einer Sicherheits- und Bequemlichkeitspolizei sei, der Vierte endlich rief die Gesellschaft auf, dem Donino oder Ciarlatane zuzuhören, der seine possenhaften Erzählungen ein paar Schritte weiter hin begann. Donino ist die Caricatur eines Venezianers vom alten Schlage. Reich, aufgeblasen, roh, glaubt er, es sei in der Welt nichts zu gut für ihn; er weiß viel von seinen Kenntnissen und Talenten, besonders von seinem Studium der Erdkunde zu sagen, welches die Wissenschaft des Tages war, als die Charaktermaske aufkam, die Wissenschaft der seefahrenden Bestimmung Venedigs. Sein Talent zum Singen ist außerordentlich; auch Dichter ist er, und declamirt sogleich ein Sonnet auf die Augen seiner Geliebten; kurz er ist ein Parvenu jener Zeit, ein Parvenu des großen Parvenu's Venedig, welcher die Künste, die in Italien vorzüglich blühen, mit vornehmthuender Liebhaberei nebenher treibt, und meint,

es könne seinen ausgezeichneten Talenten, die sich im Finden des Steins der Weisen dargethan, auch unter den Musen nicht fehlen, die Palme davon zu tragen, wenn er es nur der Mühe werth achten wolle. Sein dreieckiges, stark zugespitztes Tressenhütchen, sein ausgeschnittner Überrock, seine lange schwarze Weste, die kurzen Beinkleider und schwarzwollenen Strümpfe, erinnern an einen wohlhabenden Bürger des siebenzehnten Jahrhunderts. Als er auf den Culminationspunct seiner Erzählung gekommen war, und, auf einem Sessel stehend, gewaltig mit Händen und Füßen um sich focht, seine wunderbaren Abentheuer zu Wasser und zu Lande hervorhebend, unterbrach eine Stimme aus dem Volk das Feuer seiner Rede: *Donino, e pure non siete altro ch'un ciarlatano!*<sup>14</sup> und ein allgemeines Gelächter brach aus. Zwar lag das Wortspiel so nah, daß es darum fast aufhörte eins zu seyn, doch vielleicht eben weil es so nah gelegen hatte, daß ein jeder es übersehen, ward es vom allgemeinem Jubel der bescheiden Gruppe begrüßt; denn in dem häufigen Gebrauch des Namens des Erzählers war seine ursprüngliche Bedeutung dem Volke untergegangen. Doch Donino ließ sich nicht irre machen, und lenkte mit einer seinen Wendung zur Zufriedenheit seiner Zuhörer ein. Er war zwar weit über Land und See gereist, doch hatte er nichts gesehen, was Venezia übertraf, und er kam wieder im abgetragenen Tressenkleide, in die abgetragene Lagunenstadt, im Schooße dieser abgetragenen Königin seines Herzens zu sterben, die abgetragene Gestalt den Winden in Staub und Asche wiederzugeben. *"Che importa!"* rief er zum Schlusse seiner Erzählung, die fast wehmüthig endete, wie eine getäuschte Hoffnung, die von der Weite der Welt zu ihrer Wiege zurückkehrt. *"Che importa!"* riefen ihm viele aus dem Haufen der Zuhörer mit wehmüthigem Leichtsinne zu, *"che importa!"* wiederholte der ganze Chor, und wendete sich von ihm, einem neuen Possenspiele zu. Heißt denn jede Erscheinung des Lebens in Venedig gefallene Größe, Vergehen? Es ist ein weites Grab, und selbst in die Heiterkeit des Italiäners, in seinen Genuß der Gegenwart, blickt das *"Che importa!"*<sup>15</sup> herein, welches in der Tiefe aller Herzen, eine immer vorhandene Empfindung des großen Trauerspiels des Lebens, schläft? selbst da vorhanden, wo das individuelle Trauerspiel keinen Boden findet. Und wie könnte es ihn finden, unter dem Trümmern von Roma's Weltreich, unter Trümmern, die in ihrer Größe die ganze Geschichte umfassen, und das Einzelne begraben, verlöschen?

---

<sup>14</sup> *Donino, und trotzdem sind Sie nicht mehr als ein Marktschreier!* (Ciarlatano heißt Marktschreier oder Quacksalber/Scharlatan. – Die hier gemeinte korrespondierende Bedeutung von Donino bzw. Ciarlatane als Eigennamen konnte nicht herausgefunden werden.)

<sup>15</sup> Im spanischen gibt es *¿qué importa?* (Was macht das schon?) – aber auf italienisch.. – ?



Während das rege Leben des Marcusplatzes in so heitern und angstvollen, bedeutenden oder unbedeutenden Szenen wechselte, stand Graf Wladimir oben auf der einstigen Sternwarte Galiläi's, auf der Spitze des großen Riesenthurmes, und schaute noch einmal, zum letztenmal, auf die Lagunenstadt mit ihren hundert Inseln herab.<sup>16</sup> Die Nähe eines verwandten Wesens machte sie ihm unerträglich. Vielleicht hätte die Natur ein anderes Gefühl von ihm gefordert, die Natur, welche es von ihm trennte, es mit ihm verband. Doch — diesen Kampf mochte die Natur mit sich selbst ausfechten! Blut sprach so, und Geist anders, und dem Geist, dachte er, gebührt der Sieg. Er dachte es, und blickte auf die Stadt herab, strebte in den erhabenen Eindrücken widerwärtige Gefühle zu ersticken, die seine Brust gegen seinen Willen ergriffen hatten. Das Toben und Treiben der Menge, welches man, wenn man darunter war, nur als Gesumme empfand, drängte sich bis hier herauf an die Spitze des Campanile des Glockenthurms, wie der Venezianer den Markusthurm nennt, in einen großen dauernden Schall zusammen, den nichts von Wagengerassel und anderm Lärm, den nur die Brust des Menschen, die Zunge des Italiäners in ihrer ewigen Geläufigkeit, hervorbrachte. Wladimir blickte hinaus in die weite Herrlichkeit, und fühlte seine Seele gestärkt, erhoben. Im Süden lag groß, gränzenlos, allumfassend das blaue Meer, und tauchte, in heiligem Bunde mit dem Himmel, in der Unendlichkeit unter; den Westen jenseits der Lagunen begränzten die Ebenen des Paduaner Landes; den Norden die Alpen, die mit uralt weißen Gipfeln in die Lüfte ragten; ostwärts zog sich die Meeresbucht hin, ein sanft geschlungenes Band, von den Triestiner Gebürgen geschlossen, und zu seinen Füßen war die Stadt, das bunte Gewimmel des Markusplatzes, der Piazzetta, da; lagen die Dächer, die Kuppeln der Kirchen, die Fronte von Palladio's Meisterwerk, San Giorgio drüben, das Bassin mit Schiffen und Gondeln, der große Kanal mit den prachtvollen Fronten seiner Paläste, wie eine Riesenschlange durch das dichte Gedräng der Gebäude gewunden, in dem die Straßen fast verschwinden; die Inseln, die wie steinerne Kronen auf der Fläche des Meeres schwimmen, und die letzten Häusermassen an ihrem spitzen Ende. Er sah hinab und grüßte alles mit seinem Abschiedsgruß.

Wenig Stunden darauf sehen wir ihn, aus dem Innern der Markuskirche mit fast veränderten Gesinnungen treten. Ein Blick, eine Vermuthung nur, hatten seine Entschlüsse schwankend gemacht, er wollte nicht mehr gehen, er wollte bleiben. Er ging hastig, und schien einer Gestalt zu folgen, die ihm eben entschwunden war. Schnellen Schrittes eilte er durch den Bogen unter der großen Uhr der

---

<sup>16</sup> Galilei richtete sein Teleskop von seinem Wohnhaus in Padua (nahe Venedig) zu den Sternen, nicht vom Markusturm in Venedig.

Markuskirche in die Merceria, die Straße der Kaufläden. Hier strömt die Menschenmasse Tag und Nacht zum Markusplatz, oder von demselben in das Innere der Stadt. Der Strom führte nach der Rialto-Brücke. Hier unter den drei Reihen der Boutiken schien er sein Ziel verloren zu haben; er stand einen Augenblick prüfend still, und sah um sich; unter ihren geschmackvollen Zendaletten hervor spendeten manche weibliche Gesichter dem schönen Engländer, denn dafür hielten sie ihn, im Vorübergehen Blicke aus schwarzen Augen; er bemerkte sie nicht; plötzlich, als entdeckte er das Gesuchte aufs neue, wandte er sich einige Schritte rückwärts, und bog dann in ein Seitengäßchen ein. Welcher Unterschied mit den glänzenden Straßen und Plätzen der Stadt. Je mehr er sich vom Markusplatz entfernte, desto kleiner wurden die Häuser, desto geringer das Treiben, desto ärmlicher der Anstrich, Enge und Schmutz überall; die Kaufläden und die Fenster des Unterstocks waren mit Eßwaaren angefüllt, welche, zum Verkauf ausgestellt, durch Ansehen und Geruch abstießen, wie durch die Zusammenstellung mit andern Gegenständen. Der schmale Weg wurde noch verengt durch die weit vorgeschobenen Kisten mit getrockneten Feigen, Rosinen und Mandeln; Verkäufer von heißen Maronen und gesottene Äpfel drängten sich dazwischen herum, und versperrten den Weg. Doch nach und nach wurde das Gedränge lichter, die Menschen verschwanden. Unablässig verfolgte der Graf seinen Weg, durch Seiten- und Quergäßchen, bald links bald rechts; hier, in der nordöstlichen Gegend der Stadt, ward alles stiller und stiller, der Verfall Venedigs sprach deutlich aus diesen entlegenen Gegenden zu ihm, während das Treiben um St. Marco der Stadt noch den Schein eines reichen Lebens gab. Fast unheimlich ward es hier; selten zeigte sich eine menschliche Gestalt in den Gassen; Handel und Gewerbe schienen zu Ende; nur hier und da öffnete sich noch eine schmutzige, finstre Bottega, die Häuser waren alle fest verschlossen. Dennoch folgte unser Wanderer immer einer dunkeln Gestalt, die in der Ferne vor ihm herging. Jetzt sah er sie an einer Hausthüre klingeln. Die Thüre sprang auf, schloß sich wieder, sie war verschwunden.

Er erreichte das Haus, er konnte in die Fenster des Unterstocks sehen. Das Zimmer einer venezianischen Bürgerfamilie, wie es ihrer hunderte giebt, lag vor ihm; ein kleines Rohrsopha, ein großer Tisch, einige Stühle mit langen geraden Lehnen, ein ehrwürdiger Schrank mit Schnitzwerk, ein Heiligenkästchen, ein Wachsbild in einem Glaskasten, der Gypsabguß einer Antike, ein gutes Bild an der leeren Wand, machten den ganzen Hausvorrath aus; der Ofen, Vorhänge und andere Möbeln fehlten. An dem Tisch schrieb ein alter Advocat, das Urbild der Figur des Pantaleone; dort auf dem Stuhle saß, mit dem Auskernen eines Kürbis beschäftigt, eine ältere Frau, von unterschiedenen Zügen, die

einst schön gewesen; vermuthlich seine Eehälfte, aber hier, hier die Figur, die abgewendet, mit dem Rücken nach dem Fenster gekehrt sitzt, ist sie es nicht? Ist es die eben Eingetretene? Sie wäre es, und schon so beschäftigt! denn beschäftigt scheint sie; die Kleidung ist ganz dieselbe, nur der Schleier, den sie vermuthlich abgeworfen, fehlt — und wendet sie sich nie um? Plötzlich fällt das Perlennetz, welches das junge Mädchen einfädelte, von seiner wachsenden Schwere herab gerissen, zu Boden, und die Perlen rollen dahin; sie bückt sich — und er sieht ein ganz andres Gesicht. Zu spät, die Gesuchte war ihm entgangen, die Spur verloren. Er fand den Rückweg nicht nach St. Marco und mußte einen Gondolier nehmen, sich aus diesem Wirrwarr von Gäßchen zu erlösen.

Es giebt ein Volk, welches dem Italiäner auf eine sonderbare Weise in der Innigkeit des Genußes der Gegenwart gleicht. Es ist Europa's südlicher Orientale, der Pole. Für ihn ist nur die Gegenwart da, die Zukunft ist ihm fremd, die Vergangenheit ohne Lehre. Eine Geschichte konnte dieses Volk beinah nicht haben, oder sie konnte keine andre seyn, als die seine. Glanz des Augenblicks und Untergang steht an seiner Stirn, aber glänzender im Augenblick ist auch keine als dieß Meteor<sup>17</sup> Europa's, weil all seine Kräfte sich auf den Augenblick concentriren. In dem Augenblick liegt dem Polen alle Poesie, aller Inhalt des Lebens, und so besticht dieser seine Einbildungskraft dermaßen, daß er, hingerissen, immer das Opfer des Augenblicks wird. Er ist das Gegentheil dessen, was Byron *a sober, Jeanie-Deans-like looking creature* nennt. Ihm ist Gewalt beschieden, die hie und da große Resultate erobern kann, aber nicht das Anhalten, welches sie sicher erwirbt und bewahrt, die beiden Kräfte, die sich um den Erdball und alles menschliche Wirken streiten. Daher, wie edel, wie ritterlich und ausgebildet, wie mächtig wirkend auch seine Erscheinung, wie fließend seine Rede, wie sprudelnd sein Geist, wie vollendet und gewaltig das Ganze in der Gegenwart, doch ist er ohnmächtig zur Erlangung der dauernden, der durchgreifenden Wirkung, denn diese gründet nicht ein Augenblick, sondern die Kette der Augenblicke; er ist ohnmächtig zum Erhalten und Bewahren. Daher, wie könnte der Pole zur conservativen Parthei gehören? Es von ihm fordern, hieße seine Natur so wenig begreifen, wie Napoleon deutsche Bildung begriff; er wird es nie können, und Rußland muß sein System aufgeben, oder Polen, so lang es Polen bleiben wird. Doch — ist es das noch? Es wird ja ein Algier für Colonisten.

---

<sup>17</sup> Frühere Wortbedeutung: *Meteor (neutrum) = etwas Hochschwebendes, Überirdisches, eine Lufterscheinung oder Erscheinung überhaupt* (Petri Fremdwörterbuch 41. Ausgabe; Leipzig nach 1918)

Der junge Graf P. hatte ein Zeitungsblatt verdrücklich auf die Erde geworfen, und es mit den Füßen zerstampft, — denn Wehmuth dringt nicht in diese activen Seelen; Zorn, Unmuth, Verachtung, Haß wird jedes schmerzliche Gefühl, und seine Auflösung concentrirt sich sogleich zur That; so giebt es für sie nie ein Ende des Trauerspiels, sie fassen es nicht; immer nur einen Anfang. — Darauf ergriff er sein Rapier — er war einer der besten Fechter — und focht mit einer Heftigkeit, als gelte es seinem Todfeind ein Ende zu machen, bis endlich eine Bemerkung seines Freundes darüber seine gute Laune erweckte, und das Ganze mit einem kindischen Anfall von Frohsinn endete. Sie maskirten sich, und jagten sich durch die Gänge des Hotel de l'Europe mit einem Lärmen, der alle andern Gäste in Erstaunen setzte, bis der Wirth der Versammlung launisch berichtete: "es ist der junge Pole!" Die Gleichgültigkeit dieser Antwort war so ausdrucksvoll, daß jeder aufhörte sich zu verwundern, denn in ihr lag ein langes Raisonnement, welches sich wieder in dem kurzen englischen: *matter of course*, zusammen fassen ließe; so daß unsre Gäste bald von etwas anderem redeten, und die letzte Stimme an dem Billard, die noch mit Staunen wiederholte: "der junge Pole?" wie eine Stimme des Predigers in der Wüste verhüllte, und keine Antwort und keinen Anklang mehr fand.

Indessen trieb Olenio sein Spiel über ihren Köpfen weiter, und jagte seinen Freund durch die Gänge in der Rundung des Gebäudes herum, bis ihm eine hübsche Aufwärterin aufstieß, der er einige Artigkeiten sagte, die bald in Tätlichkeiten ausarteten, welche jedoch von der lebhaften Italiänerin eben so lebhaft zurück gewiesen wurden. Einen Augenblick funkelten Olenio's nicht sehr große lichtblaue Augen vor Wuth, als er die junge kecke Hand auf seiner, sonst nie erröthenden Wange fühlte, und er erhob seine Hand schon, den Schlag zu rächen, wie ihn ein Knabe an dem andern rächt; aber die Überlegung hielt sie auf halbem Wege auf, sein Blick überstriefte die weibliche Gestalt mit einem unnennbaren Ausdruck der Verachtung, er ließ die Hand sinken, schleuderte die Rechte des Mädchens, die er noch gefaßt hielt, mit Hohn zurück, und wandte sich, zu gehen. Die Italiänerin fühlte den ganzen Gehalt dieses Blicks, sie sah ihn mit großen blitzenden Augen an — "Ihr kennt Italien noch nicht, Signor," sagte sie; "die Männer sind hier Weiber, und die Weiber Männer."

Der junge Mann, betroffen von der geistreichen Antwort, faßte sie scharf ins Auge; sein fester Blick verwandelte sich endlich in ein schelmisches Lächeln, und mit einer behenden Bewegung preßte er die blühende und sträubende Gestalt, die ihm noch herausfordernd gegenüber stand, an seine Lippen, aus denen ein Jubel brach, der eben soviel von kindischem Triumph, als von der Wildheit roher Lust hatte.

In diesem Augenblick trat sein Freund um die Ecke des Ganges; "Nun, Olenio, wo steckst Du? Es ist Zeit zur Fenice; wir werden die Ouvertüre versäumen!" rief er ihm zu. "Der Teufel hole Dich mit der Fenice, ich war hier eben auf dem besten Wege!" erwiderte Olenio heftig, während die entschlüpfte Italiänerin aus einiger Ferne mit erhobner Hand und zornigem Blicke drohte.

Der Anblick der geballten Faust gab dem Grafen seine heitere Laune wieder. "Nun, nun, vergebt mir!" rief er ihr höhrend nach, "sonst werde ich mir die Verzeihung von Euren Lippen holen müssen, wenn Eure Augen und Hände sie mir versagen. — Soll ich?" setzte er hinzu, da er sie die Stirn noch runzeln sah. — "Schämt Euch!" rief die vor Wuth Erstickende hinter ihm her — "Schämen," entgegnete der Freche, indem er ihr ein Kußhändchen zuwarf; "glaubt Ihr, ich sei ein Mädchen? Ich hab's nicht an der Art, roth zu werden? Auf Wiedersehen, mia Cara!" — Er verschwand hinter den Säulen. — "Was hast Du da in der Geschwindigkeit für ein niedliches Kammerkätzchen aufgetrieben?" fragte ihn der Freund ziemlich leichtfertig. "Was weiß ich's, sie kam mir eben in den Wurf!" war die Antwort. — "Ein reizendes Kind, mit einem prächtigen Augenpaar." — "Wo hast Du deine Augen? Es ist ja ein Sack auf zwei Beinen!" entgegnete der übermüthige Graf. "Keine Taille, ich wußte nicht, wie ich die Arme herumbringen sollte." — "Was für ein Undankbarer Du bist! Sie ist freilich ein wenig stark, aber selten wirst Du eine Italiänerin finden, die statt der Taille der Venus von Medicis die einer Pariserin hätte." — Wenn unsre stämmige Aufwärterin dieses so polnische Gespräch verstanden, so hätten wir sie vielleicht nicht Abends Arm in Arm mit dem Grafen Olenio wandern sehen, der eine Gondel im Mondenschein am Canal Grande bestellte; und die schmach tenden Augen ihres Vertheidigers würden ihr vielleicht mehr Eindruck gemacht haben, als der übermüthige Blick dessen, der von sich zu sagen pflegte, man nenne ihn *l'homme a bonne fortunes*. Vielleicht — und doch — arme Frauen! auch die Furcht und die Gewalt ist eine Fessel für den Schwachen. Oder vielleicht — damit wir unser Mitleid auch nicht verschwenden! — reichte bei unsrer Italiänerin, trotz ihrer geistreichen Antwort, der Zauber eines Liebesbriefes eigner Art hin, ihre Eroberung zu machen. Östreichische Banknoten, simple Wiener Währung, gilt in Venedig oft für rosenfarbenes Papier oder Goldschnitt. —

Es war Nacht. Venedigs erstes und letztes Theater ging zu Ende. In *San Giovanni e Chrysostomo*, wo die Testoni, die Ungeheuer, kahle Maskenköpfe von Pappe, auf kleinen gewandten Leibern, das Publikum nebst mancher Arlekinade ergötzt hatten, leerte sich die Halle. In Fischermützen, braunen Mänteln, schlurrend in Holzpantoffeln, die

Hände in die weiten Pantalons versenkt, zogen die Fischer, in rothen Tüchern, über den Kopf genommen, die Frauen und Mädchen durch die engen Gassen nach Hause, den Inseln und entfernten Stadttheilen zu, welche sie gesandt, indeß in der Fenice die süßen Töne der Grisi noch unter Stürmen von Beifall erklangen.

Doch auch diese Lust ging vorüber, der rauschende Beifall war verstummt. Die Seeluft umwallte die vom Licht der Nacht verklärten Gebäude, und zitterte mit dem Monde auf dem Wasser des Kanal Grande, säuselte wie leise Klage um die verödeten Marmorpaläste. Da standen die Häuser der Cornaro, Foscari, Tiepolo, Loredan, Bembo, Fenster und Thüren mit Brettern vernagelt, Wirthshausschilder vor den wohlerhaltensten der zerbröckelten Fronten; andere von kleinen Handwerkerfamilien bewohnt, oder, in der innersten Gemächern des alten Hauses, in Dürftigkeit ein versunkener Sprößling desselben.

Eine Gestalt saß unter dem Portal eines dieser alten Denkmäler und schauderte zuweilen wie im Fieberfrost auf. Wer sie hier hatte liegen sehen, auf den rauhen Stein der Stufen der Paläste gelehnt, der würde nicht vermuthet haben, daß sie die Erbin dieser Paläste sei; daß sie, die hier gleich dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft obdachlos lag, bei einer andern Wendung der Geschichte ihrer Vaterstadt den Fuß nicht würde haben auf das Rauhe setzen dürfen, daß tausend Hände bereit gewesen wären sie zu bedienen. Hätte der nächtlich Vorübergehende gewußt, wer dieß arme verirrte Geschöpf sei, die Geschichte eines Staats wäre, in eine enge tragische Episode gedrängt, auf ein Beispiel reducirt, an ihm vorübergegangen. —

Ihr verhülltes Haupt war auf einen Stein gesunken. Man hätte glauben können sie schlief, doch in ihrem Auge spielte noch ein Strahl des Mondes. Sein heilig Licht ward zum Blitze, als eine verspätete Gondel in der Ferne auf dem Kanal sichtbar ward. Ihre Leuchte war das einzige irdische Licht auf dieser Bühne, alle andre waren erloschen; tiefe Dunkelheit in den Fenstern der Paläste, der Mond nur flimmerte auf den Wassern.

Die Gondel landete vor dem Palast; zwei Personen zeigten sich. Die größere Gestalt sprang zuerst ans Ufer, und schien sich wenig um die nachfolgende zu kümmern, doch nach einiger Überlegung stand sie still, und bot jener den Arm, wie zum Übertreten auf die Stufen. In dem Augenblick aber, wo sie sich nach ihr zurückbog, fuhr sie mit einem Schrei zusammen, und rief auf polnisch: "ich bin verwundet". — "*Come, Milord?*" fragte eine weibliche Stimme. Olenio sank zu Boden, die Hände krampfhaft in den Schleier einer Gestalt gekrallt, die neben ihm, wie aus der Erde aufgewachsen, stand. Der Schleier fiel mit ihm zur

---

Erde; eine Bewegung des Schreckens entfuhr dem Gefallenen, als er eine leichte Gestalt zitternd und zähneklappernd vor sich stehen sah. "*Fuggito!*" rief er ihr mit sterbender Stimme zu; "*Fuggito, misera!*" hauchte er noch einmal, und sank zurück.

Die Gestalt stand noch immer wie an den Boden geheftet. Erst als der Gondolier die rohe Hand mit einem Fluche und mit den Worten: "*Ah! maledetto sei tu?*" nach ihr ausstreckte, sprang sie, gleich einem Wildem auf, und war mit einigen Sätzen im Dunkel eines engen Gäßchens verschwunden.

Die Zurückbleibenden beschäftigten sich mit der Leiche, die starr und ausgestreckt da lag. Die weibliche Begleiterin zerraupte sich das Haar und rief: "Ich armes Mädchen, was soll aus mir werden? Signor, Ihr bezeugt mir's, daß ich die Mörderin nicht bin!" — "Werfen wir ihn in den Kanal?" setzte sie nach einigen Augenblicken schnell gefaßt hinzu. Die Antwort des Gondolier war unverständlich.

Der einzige Ort in seiner Stadt, wo der Venezianer ein Hälmchen Gras sehen mag, ist der schöne, große, von Napoleon aus einem Kloster und einigen von der Fluth bedeckten Inseln geschaffene Garten. Aber nicht jede Schöpfung von der Hand eines großen Mannes lebt und wird leben. So manches Wirken bleibt ohne Wirkung, und vor allen das, welches wider die Sitte der Zeit und des Ortes anstrebt. Wird das Neue von der Gesellschaft nicht mit Entzücken begrüßt, so begräbt es sich in ihrem Schooß, und die Fluthen strömen darüber hin. Der Venezianer ist so sehr an die Freuden und Bequemlichkeiten des Innern seiner Stadt, des Marcusplatzes, der Merceria, des Kanal Grande gewöhnt, daß das, was dem Geiste dieser widerspricht, und wäre es das Schönste, ihn nicht anzieht. Das Bedürfniß, welches der Fremde so sehr empfindet, Grün, Sand und Bäume zu sehen, wird von ihm nicht gefühlt, ja seine Befriedigung berührt ihn unangenehm; das alte Venedig ist nun einmal eine Wasserwelt, und der Repräsentant des festen Landes, der große Garten, liegt öde und verwildert, nur von Fremden besucht, welche ihn in ihrem Guide finden, und das Stadtviertel, in dem er liegt, nicht verlassen wollen, ohne ihn gesehen zu haben.

So wanderten am Morgen nach jener Nacht zwei Fremde durch die verwachsenen Gänge dieses Gartens, deren Büsche ihnen ins Gesicht schlugen, über Gras und Seekräuter, die aus dem Sande hervorschossen, und theilten sich ihr Erstaunen über diese Verwilderung mit; plötzlich aber erstarb ihnen das Wort im Munde. —

---

Dicht neben ihnen, unter einer Gruppe zwerghafter Weiden, erhob sich eine bleiche, weibliche Gestalt, in dem langen, dunkeln, aufgelösten Haar einen Kranz von Nesseln, Weiden und Seegras; einen Strauß der Blumen, die man in fremden Sprachen *Pensee'n*,<sup>18</sup> deutsch Stiefmütterchen, nennt, in der Hand. Sie glitt an ihnen hin mit einem scheu wilden Blicke, und drängte sich in das dichteste Gebüsch. Wie auf der Spur des Rehes hörte man die Zweige neben, hinter ihr brechen. Bald war sie verschwunden; nur ein weißes Tuch, mit einem Blutfleck darauf, war an einem Busche hängen geblieben.

Erschreckt, verstört von dieser Erscheinung, von der der Cicerone nichts anzugeben wußte, als daß es wahrscheinlich eine aus dem nahen Irrenhause entsprungene Wahnsinnige sei, durchwanderten die Fremden eilig den Rest des Gartens, halb mit Neugier, Halb mit Furcht in die dichten Gebüsche blickend, als müsse die Gestalt sich wieder zeigen. Da sie die Gondel betraten, hörten sie klagenden Gesang aus der Ferne, den ein schallendes Gelächter kurz abbrach. Vom Meere her sahen sie die Erscheinung noch am Ufer des Gartens, sitzen, und nahmen sich vor nach dem Irrenhause zu fahren, um Hülfe zu holen, oder die Aufseher wenigstens von dem zu benachrichtigen, was sie gesehen. In dem Hause aber ward niemand vermißt, und als die menschlichen Fremden nun abermals nach dem Garten zurückschifften, ließ sich keine Spur der Verirrten mehr auffinden. Die Erscheinung hatte ihnen einen solchen Eindruck gemacht, daß sie sie Nachts in ihren Träumen wiederholt fanden, und den Morgen darauf noch einmal in den Garten zurückkehrten, ohne etwas anders zu erblicken, als die Spur ihrer eigenen Fußtapfen im Sande.

Indessen hatte Marina an der Küste der See gesessen, und die Fluth, die herannahete, fing an ihre Füße zu bedecken. Ihr Lied war verstummt, sie blickte starr und gedankenlos in die Wellen, die um sie leckten, als betrachteten sie sie schon wie ihre Beute. Ihr Kranz war abgefallen und lag zerrissen am Ufer, seine welken Blumen waren um sie her gestreut.

Jetzt ward ein dunkler Punkt auf den Wellen sichtbar, der langsam auf sie zu wogte. Er kam näher und näher; ein großer, naßstriefender Hund arbeitete sich an der Küste herauf, jauchzte noch einmal auf, da er seine Herrin erblickte, sank dann zu ihren Füßen nieder, leckte ihre Hände, wedelte mit dem Schwanze, und sah endlich, unfähig eine

---

<sup>18</sup> Im 19. Jahrhundert sandten sich Verliebte Stiefmütterchenbouquets, "Pensées" genannt, als Symbol der Treue. Bereits in Shakespeares *Sommernachtstraum* braut Oberon aus den Blüten von *Viola tricolor* seinen Liebestrank.



---

Bewegung zu machen, noch mit den großen Augen zu ihr auf, bis — der Tod sie schloß.

Marinas starrer Blick war menschlich, war bewegt geworden, ihre blassen Wangen hatten sich geröthet; sie sah das Thier an, bettete seinen sterbenden Kopfe weich auf ihren Händen, ihrem Schooß, und heiße Tropfen fielen aus ihren Augen; sie blickte um sich, sie suchte zum Bewußtseyn zu kommen, aber vergebens; die Fäden der Erinnerungen entgingen ihr wieder, ihr Kopf senkte sich auf den Kopf des Hundes, sie weinte, sie schluchzte wie ein Kind, und entschlief.

Als sie erwachte sah sie eine tiefe Dunkelheit um sich; ein Gefühl brennenden Durstes quälte sie, innere Hitze, Kälte von außen. Sie befühlte ihre Kleider, sie waren naß und kalt; sie selbst befand sich in einem engen, grabähnlichen Raum — aber sie hörte dicht neben sich die Stimme der Alten, die Stimme eines fremden Mannes, und ein lichter Augeblick sagte ihr, daß sie sich in einer Gondel befinde. Aber das war auch alles, was sie von der Vergangenheit empfand oder erkannte; sie wollte nachdenken, und ihre Sinne entschwanden ihr wieder.

Eine lange dunkle Pause legte sich über das Bewußtsein der Armen; wilde Schmerzen erweckten sie daraus — sie sah um sich, — sie glaubte krank zu seyn, schrecklich geträumt zu haben, denn sie war wieder in ihrer alten Schlafkammer in der Villa bei Arqua; sie lächelte matt, als sie die altbekannten Räume erblickte, lächelte mit schwacher Freude, daß all das Schreckliche nur ein Traum sei; sie sah die Vorhänge des Bettes, die Fenster, die Wände mit prüfender Freude an, ob es die alten wären — plötzlich glitt ihr Blick wieder auf ihren Schooß — ein schlafendes Kind ließ die Brust eben fahren, an der es bis jetzt gehangen hatte — sie schrie laut auf und sank ohnmächtig zurück.

Seit diesem letzten Lichtblicke ihrer Vernunft schien ihr ein vollkommenes Bewußtsein nicht wiederzukehren. Sie genas, sie war still, ruhig, gelassen; sie sorgte sogar endlich für das Kind mit einer Art mütterlichen Instinkts und wie aus Gewohnheit, aber sie erinnerte sich der Vergangenheit nicht mehr; vergebens suchte die Alte sie dahin zurückzuführen, Fragen beantwortete sie nicht, oder so, daß man sah, sie verstand sie nicht, und wenn man sie in ihrer gewöhnlichen Weise störte, ward sie wild und heftig. Nie verließ sie ihre Wohnung; das Haus, der Garten waren ihr einziger Aufenthalt; Barbara besorgte alle äußern Geschäfte, und ob die Nachbarn von der Geburt des Kindes etwas vernommen, ob sie davon gesprochen und aufgehört haben zu sprechen, ob es in dem Kirchenbuch von Arqua eingetragen, ob es die

---

heilige Taufe öffentlich oder heimlich, oder gar nicht empfangen, wir wissen es nicht zu berichten.

An dem Ende eines heißen Tages saß Marina mit ihrem Kinde am Teiche des Gartens der Villa, als suche sie einige Kühlung neben dem Wasser. Um sie spielten Schwärme von Mücken, Frösche sprangen ungestört aus dem Wasser an das grüne Ufer und badend wieder hinein; auf der niedrigen Mauer, welche das Ende des Teiches umfaßte, schlug die kleine Unke von Zeit zu Zeit ihren silbernen Glockenton an; Heimchen zirpten nah und fernher im Grase, und aus der benachbarten Baumgruppe ließ der Sprosser, bald sanft und schmelzend, bald heftiger schmetternd, die Klage und die Wonne seines Daseins erschallen; die Abendwelt mit all ihren Stimmen war erwacht; dazwischen hin zogen Glühwürmchen still durch die Lüfte. Aus der Thür des Hauses rief die Alte Marina'n zum Abendessen. Gewohnt dem Rufe zu antworten, that sie es, und stand auf, blieb aber gedankenlos am Ufer stehen. Sorgsam hielt sie das Kind in den Armen; sie betrachtete es wie eine Beschäftigung, wie eine Aufgabe, von der sie der Alten Rechenschaft zu geben habe, doch nichts von zärtlicheren Empfindungen ward bei ihrer Behandlung desselben sichtbar; mitleidig, großmüthig, wie ein erwachsenes ein schwaches und kleines Geschöpfchen pflegt, versorgte sie es.

Warum schien sie denn heute in seine Betrachtung versunken, als suche sie hier die Lösung eines dunkeln Räthsels? Der Mond, der Abendstern blickte wie einst in die Scene, in die so veränderte Scene, und Blitze ferner Erinnerung zuckten durch die schwüle Luft ihres Gemüths.

Plötzlich ging ein seltsames Licht über ihre Züge; durchdringender und immer durchdringender schaute sie das Kind an, getroffen von einer wunderbaren Ähnlichkeit. Heller und heller blitzte es auf in ihren Augen, und mit einem Ausdruck tiefen Entsetzens schleuderte sie es weit von sich. Kaum aber erreichte sie das durchdringende, von dem Wasser schnell erstickte Geschrei des kleinen Wesens, als ein Bewußtsein dessen, was sie gethan, dessen, was vor ihr geschah, sie ergriff. Sie stürzte mit ängstlicher Geberde an dem Ufer hin, und suchte das Kind zu erreichen, es mit einer Stange an sich zu ziehen; sie ging in den Teich, da dieß vergeblich schien; aber als sie sich sinken fühlte, wick sie wieder zurück, und flog dem Hause zu, der Alten mit Wort und Geberde begreiflich zu machen, was geschehen.

Als beide den Teich erreichten, schwamm die kleine Leiche schon mitten auf demselben. Vermittelst eines alten morschen Kahnes ward sie zwar erreicht, aber zur Hülfe war es zu spät.

Auf dem Wege von Bologna nach Rom kömmt man, wenn man die via Flaminia verlassen hat, um auf der neueren und besseren Straße weiter zu gehen, in der Nähe des Marktfleckens Monterossi an ein Bergschloß, bei dem man etruskische Alterthümer ausgegraben hat. Eine Post weiter sieht man schon die Peterskirche über die nächsten Umgebungen Roms emporragen. In einer grauen Decembernacht pfiß der Herbstwind winterlich durch die glaslosen Fenster dieses alten Bergschlosses; die dürrn Blätter die er auftrieb krümmten sich eng und enger zusammen, wie ein verspäteter Wanderer, der, unter Bäumen gekauert, die Nacht ohne Herberge verbringt, und von dem eignen Leibe die Wärme fordert, welche die Atmosphäre nicht gewährt. Leer und verlassen stand die Flur, verdorrt von der Hitze des Sommers, getroffen von der frühen Scharfe des Winters.

Die Dunkelheit hatte ihren dichtesten Schleier über die Öde der Gegend geworfen, als einige Männer heftig an die kleine Pforte des großen verfallenen Schlosses klopfen. Dort brannte noch ein düstres Lämpchen, und erleuchtete zwei Fenster, welche, noch theilweis erhalten, theils mit Brettern vernagelt und mit Papier verklebt waren. innen rührte sich nichts; alles schwieg, nur der Sturm sprach. Sie pochten heftiger, und drohten endlich die Thür einzuschlagen. Da rief eine heisere Stimme durch ein halb geöffnetes Fenster herab: "Wer ist da? Was wollt Ihr? Das ist keine Herberge, geht in die Stadt, dort findet Ihr zur Regina d'Inghilterra ein gutes Unterkommen." Das Fenster ward zugeschlagen, noch eh sie antworten konnten. Die Fremden klopfen von neuem. — "Fra Tita's Leute, seid doch vernünftig!" ließ sich dieselbe Stimme vernehmen. "Habt Ihr getrunken? Was wollt Ihr? Ihr wißt doch daß bei uns nichts zu suchen ist. Werdet nüchtern, und packt Euch Eures Weges, Ihr Hunde der Madonna!"

"Signora," entgegnete ihr eine unbekante Stimme, "wir sind nicht, die Ihr vermuthet, sondern friedliche Reisende; einer von uns ist mit dem Pferde gestürzt, verwundet, und ohnmächtig geworden; wir haben Wagen und Leute gestern voraus nach Rom geschickt, und mein Freund wird umkommen, wenn Ihr Euch nicht erbarmt und ihm ein Obdach gewährt. Habt soviel christliche Barmherzigkeit; Madonna wird's Euch segnen, und dieser Herr es reichlich lohnen, wem er zu sich kömmt. Der Weg in die Stadt ist weit, und wir können sie bei seinem Zustande nicht mehr erreichen."

Es ward nicht geantwortet, aber das Licht im Zimmer bewegte sich und verschwand. Bald darauf hörte man ein Bund Schlüssel rasseln; die rostigen Angeln der Thür knarrten, und ein altes Weib ließ die Fremden ein. "Still," sagte sie; "ich hab' eine Kranke, sie darf Euch nicht hören." Sie führte sie leise vor einer Thür vorbei, eine Treppe hinauf,

deren Marmorstufen breit und öde vor ihnen lagen. Mühsam bewegte sich der Zug. Oben angelangt blieb das Weib stehen, warf einen schneidenden Blick auf die Fremden, und fragte, eh sie ein Zimmer aufschloß, noch einmal kurz und hart: "wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

Zwei Männer waren eingetreten, die einen dritten halb führten, halb trugen, der bewußtlos schien; er war eine große edle Gestalt, die Züge verbergte ein buntes seidnes Tuch, was um den Kopf gewunden war. "Ihr seht," erwiderte einer der Führer, der ein Mann von Erziehung schien, "daß dieser Herr verwundet ist, und Hülfe bedarf; selbst wenn wir hier in eine Räuberhöhle gefallen wären," setzte er mit einem Blick auf den verfallenen Zustand des Gebäudes hinzu, "Noth kennt kein Gebot. Wir haben übrigens nichts bei uns, weder Geld noch Gepäck; all unsere Habe ist schon in Rom, und unser Tod könnte Euch nur schaden, denn wir werden die uns erwiesene Gastfreundschaft später reichlich lohnen. Euer eigener Vortheil fordert also unsre Sicherheit. Schafft uns ein Zimmer, ein Lager, Wasser, Leinen zum Verband, und wo möglich, Wein."

Das Weib schien es zu verschmähen ihm ein Wort zu erwidern. Stumm schloß sie einen großen Saal auf, in dem ein altes Himmelbett das einzige Hausgeräth war. Seine Vorhänge schienen nicht mehr vorhanden, es streckte seine vier lautlosen Äste in die Öde des Raumes; die Zugluft, welche durch das Fenster drang, drohte die Lampe auszulöschen. "Habt Ihr kein besseres Unterkommen für den Kranken?" fragte der Fremde mit einem frostigen Schauer. Sie schüttelte den Kopf. "Wir wollen's einrichten, so gut wir können," setzte sie beruhigend hinzu; "erlaubt einen Augenblick!" Mit diesen Worten ergriff sie die Lampe, und ließ sie im Dunkeln.

Manche unheimliche Gefühle durchzogen während ihrer kurzen Abwesenheit die Brust der Reisenden, doch verschwanden sie vor dem wiederkehrenden Licht. Die Alte kehrte mit einer Laterne und der Lampe zurück, setzte ein kleines Tischchen in das weite Zimmer, stellte die Lampe darauf, rückte ein paar Schemel daran, und hieß den einen Fremden, welcher eine Art Kammerdiener oder Cicerone schien, ihr folgen. Gleich darauf kamen beide mit einigen Bündeln Maisstroh und einer Matratze zurück, Tücher wurden darüber gebreitet und in dem alten Bette ein erträgliches Lager geschaffen, auf welches man den Kranken legte, der noch immer wenig Zeichen des Bewußtseins gab. Der erste der Fremden neigte sich über ihn, nahm das Tuch von seinem Haupte und untersuchte die Stirnwunde, welche es verborgen hatte, während der Kammerdiener das Licht hielt, und die Alte das Verlangte nach und nach herbei, schaffte und auf dem Tischchen zurechtsetzte.

"Gottlob!" rief der Fremde, "die Verletzung ist nichts; der Blutverlust allein, und die überstandne große Krankheit, haben ihn so schwach gemacht. Geht hinunter, Bernardo, und seht nach den Pferden; ich höre sie wiehern und stampfen, trotz des Sturms. Das Wetter könnte sie scheu machen, sie rissen sich los und liefen davon, und wir wären hier vollends verloren. Ich folg' Euch gleich."

Der Kranke war indessen zu sich gekommen, und reichte den Redenden die Hand. "Ihr dürft nicht sprechen," erwiderte sein Pfleger, "seid ruhig und haltet Euch stille; es ist nichts als eine Quetschung, durch den Sturz des Pferdes verursacht; das Thier ist am schlimmsten dabei weggekommen und vermuthlich längst am Wege umgekommen. Was trieb Euch auch noch in so später Nacht nach Rom? Das ist die Strafe Eures Eigensinns. Ihr hättet die schönen Landsmänninnen immer noch früh genug erreicht, die sich wenig darum kümmern würden, wenn ihr hier indessen den Hals gebrochen hättet; so wenig wie Ihr im Grunde, wenn Ihr sie morgen geraubt fändet. Doch jetzt keine Vorwürfe, und keine Antwort. Trinkt einige Tropfen Wein und versucht zu schlafen; ich jage nach dem nächsten Städtchen, um einen Arzt zu holen, während Bernardo nach Rom reitet, und den Wagen auf morgen früh hierher bestellt. Schlaft indessen wohl, Ihr seid wenigstens unter Dach." Der Kranke reichte ihm noch einmal die Hand. Der junge Mann drückte sie und wandte sich zu dem Weibe. "Ihr steht mir mit Euerm Leben für seines," flüsterte er ihr zu; "in einer Stunde bin ich wieder hier; find' ich ihn sicher, so soll Euch reicher Lohn werden, wo nicht, so seid Ihr des Todes. Pflegt ihn gut." Die Alte verneigte sich höflich, und leuchtete ihm die Treppe hinab; unten hörte man Pferdegetrapp und alles ward still.

Bald betrat die Alte das Zimmer wieder: sie setzte sich auf einen der Schemel neben dem kleinen Tisch, der die Lampe trug, und fing an zu spinnen, ohne sich weiter um den Kranken zu bekümmern. Dieser betrachtete das öde, spärlich erleuchtete Zimmer, durch das die Lampe einen Schein warf, der auf den Luftwellen und den Boden, wie der Schein des Mondes auf den Wellen eines Flusses, zitterte, so hauste der Wind durch die Spalten der Fenster; er sah die Hand der Alten, welche den Faden auszog, denn ihre Gestalt war ihm durch seine Lage verborgen; und diese immer wieder kehrende, regelmäßig vorgreifende Hand, das Schnurren der Spindel, das Zitters des Lichts, das Sausen des Windes schwammen vor seinen unsichern Sinnen in eins zusammen; bald war die Alte das einzige wache Wesen im Saale.

Sie setzte ihr Geschäft mechanisch fort, ohne Ermüdung, ohne Eifer. Wer dieses Gesicht mit seiner Gleichgültigkeit flüchtig erblickt hätte, dem würde es inhaltslos erschienen seyn, und doch hätte ein

aufmerksamer Beobachter eine Welt der Vergangenheit in ihren gefurchten Wangen lesen können; denn nur die Gegenwart war ihr ein leeres Blatt. Hier in dem Zug um die Lippe war lauernde List; heiße Begier nach den Gütern des Lebens funkelte im Auge; Neid und Habsucht, bitter zurück gedrängte Lebenslust, wohnten in diesen Falten, und hier gar das Gemeine — man hätte sie hassen können, wenn nicht über alles sich eine Festigkeit aufgedrungener Entsagung, eine Entschlossenheit, ein Muth, gleich einem heiligenden Schleier geworfen hätten, die zum Mitleid, ja vielleicht zu einer Art von Bewunderung aufforderten. Zuweilen vertilgten diese auf Augenblicke all jene wiederwärtigen Züge; dann ließ die Alte die Spindel sinken, und griff zu dem Rosenkranz; ihre Lippen murmelten ein halb lautes Ave, wie jemand der entschlossen ist, sein dürftiges Lebenstheil oder seine schwere Bürde mit Gott zu tragen, der nicht andres mehr hofft, und die Religion schien eine wilde Tigerkatze, oder ein schlaues, hämisches Hausthier, zu etwas gleich einer Heiligen zu bändigen.

Ein Laut vom Bette des Kranken her erweckte sie aus einer dieser Meditationen. Er schien zu träumen, und redete im Schlafe. Sie saß wie an ihren Stuhl gebannt, starrte nach dem Bette hin, und Spindel und Rosenkranz waren ihr entfallen. Er sprach noch einige abgebrochene Worte; ihre Augen wurden durchbohrend, ihre Ohren zuckten, es war als wolle sie den Laut verschlingen. Dann sanken ihre Hände in ihren Schooß, man hörte ihre Kniee an einander schlagen, ihre Lippen bebten. Sie faßte sich gewaltsam, ergriff die Lampe, und leise, und doch mit großen Schritten, wie der Tiger dem Raube zugeht, schlich oder sprang sie auf das Bette zu, die Flamme mit der Hand schützend. Sie fixirte den Schlafenden, als wollte sie ihn mit diesem Blick in den Boden keilen; ihre Stirn ward finstret und finstret, sie schien selbst zum Stein zu werden. So schwebt der Raubvogel unbeweglich über dem Thiere, was er durchbohren will, und der Pfeil seines Blicks fesselt es schon, eh seine Klaue es getroffen. Bleich, still, schlafend, regungslos lag der Leidende vor ihr. Sie stand wie unentschlossen. Plötzlich machte er, vielleicht im Schlafe von dem elektrischen Funken ihres Auges getroffen, eine zuckende Bewegung. Da wandte sie sich rasch ab, setzte die Lampe auf den Tisch, ergriff ihre Spindel, und verließ auf lautlosen Socken den Saal. Der Fremde blieb still und allein. Es war, als ob die Luft aufathmete, daß sie gegangen.

Der Kranke schlief eine Stunde; er schlief noch eine — sein Freund kam nicht zurück. Hatte er in der nahen Stadt keinen Arzt gefunden, und war er weiter geritten; war ihm selbst ein Unfall begegnet?

Was erweckte den Schlafenden so plötzlich? War es der Wind, der in dem Thurme an der Ecke piff, in welchem er sich gefangen hatte?

war es der Klage-ton einer Eule, die er aus dem alten aufgelockerten und umhergepeitschten Epheu vertrieb? Oder hatte der Kranke den Laut geträumt? Er blickte im Zimmer umher, und sah nichts. Spärlich brannte die Lampe. Draußen sank der Mond hinter die Berge, und zerrissene Wolken jagten über ihn hin. Er schauderte, und schloß die Augen wieder. Plötzlich fühlte er's weich über seine Wangen fahren. Mit Entsetzen öffnete er die Augen; eine bleiche, schwarz gekleidete Gestalt hing über ihn gebeugt; dunkle Locken flossen von dem blassen Scheitel herab. Er glaubte seinen Tod in dieser Erscheinung zu sehen, doch wie er auffuhr, entsetzt über ihren Anblick, fuhr auch sie auf, beugte das blasse Gesicht zurück, und der volle Schein der Lampe fiel darauf. Er meinte zu träumen; fast verschlang sie sein Blick, der sich Gewißheit verschaffen wollte. Einen Augenblick stand sie, und sah auch ihn mit starren, leuchtenden Augen an; dann, wie erschrocken vor dem, was sie gethan, schlug sie die Wimpern nieder, und dieser Blick, diese langen, schwarzen Wimpern, es war kein Traumbild, krampfhaft ergriff er ihre Hand, sich von der Wirklichkeit der Erscheinung zu überzeugen. Sie war kalt und feucht. Mit einer Art von Würde zog sie sie zurück. Er faßte die andere, er sprang auf, zog die Sträubende an den Tisch, ergriff fieberhaft die Lampe und leuchtete ihr hell in das Gesicht: "Marina!" rief er heftig.

Sie hatte die Hand sinken lassen, und stand ein Marmorbild, vor ihm. "Marina!" wiederholte er fast zärtlich, vorwurfsvoll. Sie sah ihn verlegen an: "*Heigho!*" entgegnete sie ihm. Er stand erstarrt.

Einst war dieß Wort<sup>19</sup> sein Lieblingsausdruck in wilden und glücklichen Momenten gewesen; denn leider war dem Barbaren bis jetzt beides nur eins. Und nun hörte er dasselbe Wort aus diesem keuschen Munde, fast mit demselben Ausdrucke wilden, und doch kalten Jubels und Triumphs. Ein unbekanntes Gefühl ergriff seine Seele, vielleicht die erste Mahnung der Reue in einer verstockten Brust. "Marina!" sagte er weich, erschüttert, fast schmelzend; "Marina!" Sie sah ihn groß an: "*Heigho!*" erwiderte sie noch einmal.

Er mußte sich abwenden, zitternd an allen Gliedern setzte er sich auf den Schemel. Noch stand sie vor ihm, mit wildem, irrendem Blick. Er sah sie unverwandt an, es war als suche er einer fürchterlichen Überzeugung zu entgehen; endlich glitt sein Blick an der schlanken, wohlbekanntem, jetzt abgemagerten Gestalt herab — "Marina," fragte er mit strenger Stimme, "wo hast Du Dein Kind?" Sie sah ihn mit einem wildscheuen Blicke an und schlug die Augen nieder, gleich einem Schulknaben, den man über einem Kinderstreich ertappt. Dann, wie ein

---

<sup>19</sup> *Heigho!* ist oder war ein idiomatischer Ausruf in Großbritannien.

Kind, welches hofft den Richter zum Mitschuldigen zu machen, und der Strafe dadurch zu entgehen, sagte sie: "still!" — Sie legte den Finger auf den Mund, winkte ihm zutraulich ihr zu folgen, und ging leise und mit unglaublicher Geschwindigkeit voran. Von Zeit zu Zeit sah sie sich um, ob er ihr folge. Kaum vermochte er es. Dann nickte sie, wartete einen Augenblick, legte wieder den Finger auf den Mund, blickte scheu um sich, und ging, die Lampe vorantragend, wieder weiter.

So zog sie ihn eine Hintertreppe hinab, in einen dunkeln Raum, hob leicht eine Fallthür auf, ging eine steile Stiege hinunter, in einen langen finstern Gang; dann noch eine Treppe, endlich stand sie still, und stieß eine schwere hölzerne Thür auf. Dumpf krachten ihre Angeln. Ein großes kellerhaftes Gewölbe lag vor ihnen, dessen Gränzen der Strahl der Lampe vergebens erforschte. In der Mitte schien etwas zu schimmern wie Wasser. Eine kalte Luft wehte ihn an. Schaudernd blieb er stehen.

Sie war einige Schritte vorgetreten, und zeigte mit langausgestrecktem Arme und Finger geradeaus in die Dunkelheit. Er starrte dahin, ohne etwas zu unterscheiden. Sie sah ihn an, schüttelte den Kopf, zeigte wieder hin, und warf das Haupt abermals unzufrieden zurück. "Wo? Was?" — sagte er endlich. Sie lachte höhnisch auf.

Entsetzlich gellte das Lachen von den düstern Wänden wieder. Ein panisches Schrecken ergriff ihn, er wollte fliehen. "Nein!" rief sie mit entsetzlichem Triumph, und faßte seine Hand mit Riesenkraft; ein furchtbares Bewußtseyn des Wahnsinns zuckte in ihren Augen, eine Klarheit, wie sie der sich Bewußte nicht hat, ein Blick in andre Welten, ein Blitz, der die Decke der Nacht wegreißt, und Himmel und Hölle öffnet. Sie hatte ihn mit der Linken ergriffen, als wollte sie ihn in den Boden pflanzen, und mit der Rechten fuhr sie ihm über die Schläfe hinab. Zweimal, dreimal überstrich ihn ihre Hand, die Finger schienen sein Hirn zu versengen, wie der Schnitt eines Schwertes über seine Stirn zu fahren — "Nun?" — fragte sie ihn scharf, und wies wieder hin.

Entsetzlich! Schwamm es ihm vor den Augen? Theilte sich ihm die furchtbare Kraft ihres Wahnsinns mit? Er sah ein Meer von dunklen Wasserwogen schlagen, schwellen; sie trugen die blasse Leiche eines Kindes; jetzt bedeckten sie sie, jetzt warfen sie sie spielend wieder herauf — er griff zurück als wollte er sich an sie halten — sie hatte seine Hand fahren lassen und lag bewußtlos auf den Steinen; er hatte den Sturz nicht vernommen.



Unwillkürlich verließen seine Augen die bleiche Gestalt zu seinen Füßen, und starrten wieder nach dem Gräßlichen, dem Ungeheuren hin — dort war tiefe Dunkelheit, er sah nichts mehr. Er wandte sich wieder zu Marina — ihre Kraft schien in ihm, schien in ihr erstorben; sie war völlig bewußtlos. Mit der Angst der Verzweiflung riß er sie von den Steinen auf, schlang seinen Arm um sie, ergriff mit der andern Hand die Lampe, die noch in ihrem Winkel brannte, und schleifte sie, mehr als er sie trug, aus dem entsetzlichen Orte weg, dem Ausgang zu. Mit Mühe fand er den Weg seines Zimmers. Dort legte er sie auf das Bette, und fing an, ihr Gesicht und Stirn mit den Resten des Wassers, welches man für ihn benutzt hatte, zu baden. Sie bewegte endlich die Augenlieder; mühsam erhob sie sie, und schloß sie eben sobald wieder. Das war nicht mehr das furchtbare prophetische Geschöpf, das war das schwache, hülflose Weib, ganz der höheren Kraft des Mannes hingegeben. Olenio saß neben ihr, er benetzte ihre Stirn, strich ihr die langen, nassen Locken aus den blassen Schläfen, und seine Berührungen wurden endlich zu so vielen Liebkosungen; er streichelte diese schönen bleichen Wangen, diese Stirn, deren Marmor nur wenige bläuliche Streifen durchzogen, er küßte diese Sterne, die jetzt die süßesten Augenlieder unter einem Himmel langer dunkler Wimpern verdeckten, und heiße Thränen flossen von seinen Wangen auf ihr kaltes Gesicht.

Endlich schlug sie die Augen auf, blickte um sich, sah ihn über sich gebeugt, sah sich, sah ihn beschämt, mit Würde an, stieß ihn mit einer schwachen Bewegung zurück, sprang auf, und wollte fliehen; aber ihre Kniee trugen sie nicht, sie wankte; Olenio fing sie in seinen Armen auf, er trug sie zu dem Tische, auf dem die Lampe stand, setzte sich auf den Schemel, und hielt sie in seinen Armen, auf seinem Schooß. Wie eine Mutter über ihr Kind gebeugt, lehnte er sich über sie, und seine Thränen flossen. "Marina! Marina" sagte er in den weichsten Tönen, "meine Marina! Kennst Du mich nicht mehr?" Sie richtete sich in seinen Armen auf, sah ihn mit einem unaussprechlichen Blicke an, schlang den Arm um seinen Hals, neigte ihr Köpfchen, und weinte wie ein Kind. Olenio preßte sie heftig, wild an sich, eine furchtbare Erschütterung schien ihn zu durchbeben, er wandte den Kopf ab, laut schluchzte er. Alles, was er gethan, trat jetzt erst in entsetzlichem Bewußtsein vor ihn. Ihm war, als habe er den Tempel der heiligsten Gefühle verwüstet, um daraus zu rauben, was an der Luft der Außenwelt verschwindet, und nichts mehr ist; als habe er nie gewußt, was Liebe, Leben sei, als wisse, fühle er's jetzt erst, um es auf ewig zu verlieren.

Marina hatte sich los gemacht. "Olenio!" flüsterte sie sanft, "Olenio!" Es war der alte Ton, klar wie das reinste Metall; er blickte sie an, sie lag vor ihm auf den Knien und faßte seinen Kopf in ihre beiden Hände. Mild trocknete sie ihm die Thränen von den Wangen, küßte seine Augen, seine bebenden Lippen; er schluchzte lauter und lauter, und zog sie mit Inbrunst an sich — sanft drängte sie ihn weg — "Olenio," fragte sie ihn endlich mit verklärter Stimme, "wo sind wir?" Er sah sie an und schluchzte noch heftiger. Starr, fast erschrocken blickte sie ihn an, dann sah sie rings um sich her, sprang auf, blieb wie festgewurzelt stehen, sah wieder um sich, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und plötzlich schien die Welt der Vergangenheit ganz, mit allen ihren Schauern, vor ihr aufzutauchen. Sie that einen matten Schrei und sank zu Boden. Entsetzt fing sie Olenio auf, er preßte sie an seine Brust, bedeckte ihren Mund, ihren Busen, dem der Schleier entfallen war, mit seinen Küßen, sein Schluchzen vermischte sich mit ihrem Hauch, sie ließ es fast regungslos geschehen. Betroffen von ihrer Bewegungslosigkeit betrachtete er sie, die er nur noch gefühlt, nicht mehr gesehen hatte, endlich wieder aus einer Art von Ferne — ihre Lippen waren blaß und blasser geworden, ihre Augen geschlossen — sie schlug sie noch einmal zum Himmel auf: "Großer Gott! Eine *Falieri!*" — hauchte sie, und schloß sie, schloß sie auf ewig. —

Bewußtlos, über den Leichnam hingesunken fand die Alte am Morgen den Jüngling.

Eine Gesellschaft junger Engländerinnen ging in einer der besuchtesten Straßen Lissabons spazieren. "Und wie gut er die Sprache auch spricht," sagte eben eine derselben, "es ist doch etwas Fremdes in seinem Accente, etwas zu gewähltes, wie es nur Fremde haben, in seiner Art sich auszudrücken; er kennt keines der technischen, provinziellen Worte, weder hier noch dorthier" — "Er kann ja im Auslande erzogen seyn!" warf eine Andre dazwischen — "Nein, nein," unterbrach eine Dritte die vorige, "es steckt etwas dahinter, und wir müssen es ergründen. Er nennt sich St. Alban? Und er ist weder mit den Albans von Yorkshire, noch mit denen von Bradford, noch mit den St. Patrick Albans, und eben so wenig mit denen von Old-Town verwandt, will es wenigstens nicht seyn. Wir haben uns neulich in die Albans getheilt, Miß Lee und ich; sie hat ihn auf dem letzten Balle nach einer Parthie, und ich nach der andern gefragt, auf alles antwortete er: "nein." Ich hatte gute Lust ihn zu fragen, mit wem er denn eigentlich verwandt sei, verbiß mirs aber noch aus Höflichkeit" — "oder aus Furcht," entgegnete eine Andre; "denn niemand hat einen so großen Vorrath von witzigen und beißenden Gegenreden, als er." — "Und hochmüthig ist er, wie sonst keiner," fiel die Dritte ein, "selbst gegen

Damen, Trotz dem, daß er mit niemand verwandt ist, den man kennt." — "Ich lobe diesen Spirit," sagte die Zweite. "Wir müssen es aber darauf anlegen, ihn auszuforschen," hub die Dritte wieder an; "o wir wollen schon noch dahinter kommen!" — "*Lupus in fabula*;<sup>20</sup> da kömmt er wahrlich auf der andern Seite der Straße her," rief die Erste. — "Er soll einer der tapfersten und geschicktesten Offiziere in der Armee der jungen Königin seyn," sagte die Zweite. "Wie interessant er aussieht! Diese Blässe — recht wie ein Romanheld!" — "O meine Theuerfte," erwiderte die Erste, "verlieben Sie sich nicht in den; er ist, trotz seiner Blässe, die unempfindlichste Seele der Welt, und spottet aller Damen. Keine der Schönen der großen Cirkel dieser Stadt kann sich rühmen, ihm den Schein, den Schatten eines Gefühls eingeflößt zu haben. Seine Stirn mag sich für Euch erheitern, aber es ist nur ein Wahn, eine Laune des Augenblicks — — o ich hasse diese Leute, die immer nach großen Passionen aussehen, während sie keine Spur derselben im Herzen haben. Sie sind wahre Irrwische, die den Wandrer irre führen, um ihn im Sumpfe stecken zu lassen, und dieser ist einer der ärgsten." So plaudernd gingen sie weiter.

Der Fremde war indessen in ein Kaffeehaus getreten. Dort war eine lange *table d'hôte* mit Gästen besetzt, und nur wenige Stühle standen noch leer. Zwei angehende Diplomaten saßen zusammen, und thaten so geheimnißvoll gegen das Publikum, wie gegen einander. "Kennen Sie," fragte endlich einer den andern, "den besternten Mann dort unten? Sein Gesicht ist so auffallend schön, daß ich gewiß bin, ihn hier nie gesehen zu haben, sonst würde es mir noch gegenwärtig seyn. Wer ist er?" — "Der Blonde mit den schönen Farben?" — ja; gewiß ein Engländer," bemerkte der Andre. — "Verzeihen Sie," sagte der Zweite wichtig; "ich sah ihn heute Morgen beim Lever, es ist der neue spanische Diplomat, der mit der außerordentlichen Mission hier angelangt ist." — "Ein sehr junger Mann für einen so wichtigen Auftrag," entgegnete der Andre; muß seine Carriere früh angefangen haben." — Der so Bezeichnete hob eben einen Löffel Suppe zum Munde, als sein Blick auf den Offizier fiel, welcher die Aufmerksamkeit unsrer Engländerinnen in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, dem gegenüber ein Couvert aufgelegt wurde. Der Offizier hatte ihn noch nicht bemerkt. "Eine Portion Schildkrötensuppe!" wandte er sich eben zu dem Aufwärter. Der spanische Diplomat fuhr auf: "Olenio! Olenio, mein Bruder!" rief er auf polnisch aus, und stürzte um die Ecke des Tisches zu dem Offizier.

"Verzeihen Sie," erwiderte ihm dieser auf englisch, "ich verstehe Sie nicht; es ist vermutlich ein Irrthum, eine Ähnlichkeit, die Sie täuscht." Der andre sah ihn starr an. "Unmöglich! Gesicht, Miene,

---

<sup>20</sup> Entspricht dem deutschen "Wenn man den Teufel nennt, schon kommt er gerennt!"

Stimme — Olenio!" — Er hatte seine Hand ergriffen, die der andre leise drückte. Thränen standen in beider Augen, die ganze Tischgesellschaft war aufmerksam geworden. "Ich bin zwar nicht der, welchen Sie suchen, mein Herr," hub Olenio einen Augenblick darauf gefaßter an, "doch kann ich Ihnen vielleicht einige Auskunft über ihn geben, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mir zu folgen!" — — Beide verließen den Saal. "Und sie" — fragte Wladimir stockend, als sie ins Freie traten, "Sie — die Unglückliche, nie habe ich wieder etwas von ihr erfahren können; was ist aus ihr geworden?" — "Komm auf mein Zimmer," entgegnete Olenio.

Lange waren sie hier zusammen eingeschlossen; spät Abends verließ Wladimir allein das Haus.

Am andern Morgen sah man beide Arm in Arm durch die Straßen wandeln. Die Kaffeehausanedote hatte indessen Aufsehen in Lissabon gemacht, sie durchlief die Cirkel in verschiedenen Versionen, die alle verglichen wurden, ohne gleich werden zu wollen; und, waren die Engländerinnen vorher neugierig gewesen, so wurden sie es nun noch viel mehr. Doch sie erfuhren nichts weiter, als daß beide Herren alte Freunde und Bekannte seien, und zerbrachen sich umsonst den Kopf, bis etwas anderes und neueres diesen Stoff aus den Gemüthern der Menschen verdrängte. —

So spielt das Schicksal mit dem Leben der Menschen; die Harmonieen, die vor ihm zu liegen scheinen, verschmäh't es, wenn wir meinen, daß es sie ergreifen wird, und wühlt Dissonanzen in dem Chaos seiner Töne auf, deren Lösung in andre Welten hinüber greift, vielleicht das sicherste Verbindungsmittel mit ihnen; denn wenn jede Bahn und jede Welt in sich vollendet dastände, wo bliebe das Ganze, ihre Abhängigkeit?



## Nachwort (2015)

"Sie ist eine der Art Geschichten, die kein Ganzes mehr ausmachen, und die vielleicht um desto wahrer sind, weil sie sich nicht poetisch und folgerecht gebildet zeigen; eine einzelne Erscheinung aus einer einst zusammenhängenden Kette von Erscheinungen, ein vereinzelt Glied, welches, gleich dem Fragmente einer Antiquität, wunderbarlich und unbegriffen, aber in seiner Wunderlichkeit und scheinbaren Sinnlosigkeit desto auffallender und überzeugender vor uns liegt."

Adelaide Reinbold (die sich meist Adelheid nannte) wird geboren am 15. Januar 1800 in Hannover; nicht 1802, wie in manchen Lexika steht.<sup>21</sup> Der Vater ist Jurist. 1803 wird Hannover in den englisch-französischen Krieg verwickelt und von Franzosen besetzt. Die Bürgerschaft hat unter Plünderung und Teuerung zu leiden. Adelheid ist das älteste Kind; in rascher Folge kommen fünf Schwestern und sechs Brüder. Die Mutter ist offensichtlich überfordert. Sie weiht schon ihr sechsjähriges Töchterchen in die schlechte Vermögenslage ein und läßt sie ihre Sorgen teilen. 1808 wird der Vater als Oberamtmann auf das Klostersgut Mariengarten bei Göttingen versetzt; eine unverheiratete Schwester der Mutter übernimmt dort die Erziehung der Kinder. Adelheid zeigt bald die Neigung zu intellektueller Beschäftigung. 1821 beginnt sie, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, zunächst in Wien, als Erzieherin im Hause der Familie Pereira. Henriette Pereira ist eine Tochter von Fanny Arnstein, ihr Salon ein Mittelpunkt der gebildeten Gesellschaft. Dem politischen Leben bringt Adelheid offenbar lebhaftes

---

<sup>21</sup> Niemand kennt Adelheid Reinbold. Aus diesem Grund zitiere ich hier zunächst (mit kleinen Veränderungen) den biografischen Teil meines Vorworts zur ersten Wiederveröffentlichung: *'Russische Szenen & Irritsch-Fritze'* (Leipzig 2010). Es handelt sich dabei größtenteils um ein Referat aus der Dissertation von Johannes Volkmar Wetzel: *'Adelheid Reinbold, die Schülerin Tiecks'* (Philosophische Fakultät der Universität Leipzig; Leipzig 1911). Wetzel hatte noch Kontakt zu Angehörigen der Autorin und ist heute vielleicht die einzige seriöse Quelle zu Adelheid Reinbolds Leben. Auch das hier wiedergegebene Bild der Autorin stammt (ohne weitere Angaben) aus der Dissertation von Wetzel.

---

Interesse entgegen. Sie verfolgt die freiheitlichen Erhebungen in Italien und Spanien und sieht schmerzerfüllt ihr Mißlingen. Das herkömmliche Frauenlos empfindet sie (nach Wetzels) als unwürdige, ja unsittliche Knechtschaft. So sucht sie auch aus ihrer Schülerin eine Persönlichkeit zu bilden und sie über *"die Sphären zu erheben, in denen der Durst nach Gold alle besseren Regungen vergiftet"*.<sup>22</sup>

Je mehr sie sich in dieser Weise entwickelt, um so stärker kommt ihr die Abhängigkeit zum Bewußtsein, in die ihre berufliche Tätigkeit sie versetzt. Sie selbst nennt später ihre Stellung *"die unglücklichste aller weibliche Lagen, in der niemand erkennt, was wir sind und leisten oder wo man uns darum haßt; jene Lage, die uns keinen Platz in einer Gesellschaft gönnt, die uns eines ihrer edelsten Geschäfte überträgt und uns dennoch für ganz unfähig hält, mit denen in eine Reihe zu treten, welche nicht imstande wären, die Hälfte dessen zu tun, was man von uns fordert."* Sie empfindet diese Vorurteile um so stärker, da sie sich auch ihrer Herkunft nach dieser Gesellschaft gleichstellen kann und sich nur durch die Macht des Geldes von ihr getrennt sieht. Am fühlbarsten aber werden sie ihr, als sie eine Beziehung eingeht mit Apollonius v. Maltitz, einem Diplomaten und Dichter, der ihre Liebe erwidert, aber aus gesellschaftlichen Rücksichten keine dauernde Verbindung mit ihr eingehen will. Dieses bittere Erlebnis wird entscheidend für ihr weiteres Leben.<sup>23</sup> – Ihre Erziehungsgrundsätze lassen sich nicht länger mit denen der Frau Pereira vereinbaren; der auf zehn Jahre angelegte Vertrag wird bereits nach sieben Jahren gelöst; jedoch erhält Adelheid Reinbold die vereinbarte reichliche Pension, durch die sie sich dauernd auf eigene Füße gestellt sieht.

Sie ist ein halbes Jahr in Dresden, findet in Ludwig Tieck und Friedrich v. Raumer väterliche Freunde. Geschrieben hat sie wohl schon als junges Mädchen. Adelheid entschließt sich, *"um nur einen Fuß in den Steigbügel zu bekommen"*, zur *"Modenarrheit der Journalschreiberei"*,

---

<sup>22</sup> Bei Wetzels als Zitate Reinbolds markierte Stellen erscheinen hier in " " und kursiv.

<sup>23</sup> In mehreren Erzählungen wird diese Erfahrung zum Thema, so hier in *'Schloß zum finstern Stern'* und *'Haß der Liebe'*, sowie in dem bereits früher wiederveröffentlichten *'Irrwisch-Fritze'*.

macht dabei aber die bis heute typischen Erfahrungen, daß ihr "*das Beste noch weggestrichen*" wird; spätere Einsendungen erscheinen unter verändertem Titel oder garnicht. Bis zu ihrem Tod erscheinen alle Veröffentlichungen unter dem Pseudonym *Franz Berthold*.<sup>24</sup>

1830/1831 lebt sie in München im Haus des Philosophen Friedrich Wilhelm Schelling (weitläufig mit ihr verwandt), nimmt dann wiederum eine Stelle als Erzieherin ein, fühlt sich aufs neue geknechtet und kehrt im Herbst desselben Jahres zur Unterstützung der Mutter zu den Eltern zurück. Auf der Reise dorthin macht sie in Dresden Station, schmiedet literarische Pläne mit Tieck und Raumer, weist neue Arbeiten vor (die teilweise verloren sind). – Dann aber sieht sie sich im Elternhaus stärker als in den Tätigkeiten als Erzieherin in ihrer Freiheit beschränkt; unter dem Druck der häuslichen Misere findet sie keinerlei Raum zur literarischen Arbeit. Die familiäre Notlage klar zu übersehen und die einzigen Mittel zur Besserung zu erkennen, dabei aber einem eigensinnigen Vater und einer schwachen, jeden entscheidenden Schritt scheuenden Mutter gegenüber zur Untätigkeit verdammt zu sein, ihre Ratschläge nicht befolgt und ihnen dann doch die Schuld am Mißlingen gegeben zu sehen – das alles macht ihr das Leben zur Qual. Im Mai 1832 stirbt ihre Mutter.

Adelheid nimmt sich ihrer Geschwister an, aber auch hierbei sieht sie sich vom Vater gehindert. Er ist nicht zu bewegen, für eine bessere Erziehung Sorge zu tragen. Stattdessen verlobt er sich bereits im November mit einer (laut Wetzels) übel beleumdeten Dame.

---

<sup>24</sup> Ein Fund im Archiv der Yale University informiert uns darüber, daß sie auch das Pseudonym "Wilhelm Hof" verwendete; dies als ergänzenden Hinweis zur Bibliografie in der anderen Wiederveröffentlichung (Leipzig 2010) –

**Masaniello, Eine Julywoche des Jahres 1647. Dramatische Novelle, nach Quellen bearbeitet von Wilhelm Hof [pseud.]. n.d.** – AMS, 366 p. ; 27 x 21 cm. Green half-leather binding. "Wilhelm Hof" on t.p. crossed off, "Franz Berthold," another pseudonym used by the author, pencilled below. The author was a friend of Tieck. She sent the ms. to Rotteck under the name of W. Hof; it was thought to be lost and has never been published or described. – Note on Mr. von Faber's old catalogue card. Cf. Edith Gilmore, Masaniello in German literature; Thesis, Ph.D., Yale University, 1950. in: Guide to the William A. Speck Collection of Goetheana: Manuscripts (YCGL MSS 6) by Beinecke Staff November 1995 Revised: 2010-02-10 (Box 14, Folge 553). – Siehe als weitere bibliografische Ergänzung den hier in der Folge zitierten *'Literaturbrief'* an Ludwig Tieck.

Adelheid verläßt das Elternhaus für immer, macht einen letzten Versuch mit einer Stelle als Gesellschafterin. Mittlerweile hat sie wieder brieflichen Kontakt mit Maltitz, der zwar mit wohlwollender Aufmerksamkeit auf ihre literarische Produktion eingeht, ihr auch seine Liebe und Bewunderung vermittelt, aber *nur ein guter Freund* sein will. Adelheid geht zwar darauf ein, aber ein Gefühl unendlicher Einsamkeit und Verlassenheit kommt über sie; die Dichtung bleibt ihr einziger Freund. –

Sie geht nach Dresden, sucht Tiecks Nähe, – holt aber drei Brüder zu sich, bringt sie im dresdner Kadettenhaus unter bzw. in einem Gut bei Oschatz; einen großen Teil ihrer Erziehung bestreitet sie von ihren Ersparnissen und Einkünften. (Von den Schwestern schreibt Wetzels in diesem Zusammenhang nichts.)

In der Gesellschaft verrät sie nichts von dieser Belastung. Sie ist beliebt, aber sie spricht nicht von ihren Dichtungen – selbst dann nicht, als diese in der literarischen Welt zunehmend anerkannt werden. Zu den wenigen Vertrauten gehören Ludwig und Dorothea Tieck, Friedrich v. Raumer und Ida v. Lüttichau.<sup>25</sup>

Nach Wetzels Recherche schickte sie einige der hier wiederveröffentlichten Arbeiten bereits von München aus an die Redaktion des Morgenblattes. Dort wurde *'Schloß zum finstern Stern'* nicht angenommen, *'Die Gesellschaft auf dem Lande'* nur verstümmelt, berichtete die Autorin Ludwig Tieck in einem Brief vom 31. Mai 1831.<sup>26</sup>

In der Folge bemüht sich Ludwig Tieck um Veröffentlichungen, dies auch nach ihrem plötzlichen Tod (am 14. Februar 1839); er fungiert als Herausgeber und schreibt Vorworte.<sup>27</sup>



---

<sup>25</sup> Zum dresdner Kreis um Ludwig Tieck vergleiche auch die beiden Dokumentationen: *'Wahrheit der Seele – Ida v. Lüttichau (1798–1856)'*, Leipzig 2010 und Berlin 2015 (*Ergänzungsband*) ([www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)).

<sup>26</sup> Wetzels (a.a.O., Seite 19f.)

<sup>27</sup> Für die Figur der *Vittoria Accorombona* in Ludwig Tiecks gleichnamigen Spätwerk (1840) könnte Adelheid Reinbold Modell gewesen sein.



Am 1. August 1840 reicht Raumer *"als vieljähriger Freund der zu früh verstorbenen Freundin noch ein Mal öffentlich die Hand"* und schreibt in einem längeren Artikel in den Blättern für literarische Unterhaltung: *"Ich erinnere mich sehr wohl, daß als dies heitere Wesen, mit jugendlicher Schönheit und Heiterkeit geschmückt, zuerst in Dresden erschien und Aufmerksamkeit erregte, sie von Etlichen der Koketterie und Gefallsucht beschuldigt wurden. Tieck war gleich mir ihr starker Verteidiger, und allmählich hat sich ihr Geist, ihr Gemüt, ihre Bescheidenheit, die Reinheit ihrer Sitten, die Kraft großartiger Entsagung und Aufopferung so sichtbarlich entwickelt und dargelegt, daß die anfangs Zweifelnden und Widersprechenden sich in die eifrigsten Lobredner verwandelten."*<sup>28</sup>

1848 ist Revolution, – und danach wird vieles anders. Tieck und Raumer sind Leute von gestern; kaum jemand dürfte sich noch für die Werke einer toten Autorin interessiert haben, die dazuhin nur unter einem männlichen Pseudonym eröffnet hatte. Louise Otto–Peters kämpft seit 1848 in Dresden und Leipzig für Gleichberechtigung der Frauen auch im Arbeitsleben – zu spät für Adelheid!<sup>29</sup> Eine mehr oder weniger pluralistische Presse entsteht, unterschiedliche politische Standpunkte werden Grundlage entsprechend vielfältiger literarischer Kreativität.. – aber hätte nicht der Pfarrerssohn und spätere Mittelschullehrer (in Reichenbach i.V.) Johannes Volkmar Wetzel aus Dornreichenbach bei Wurzen (in Sachsen) 1911 Adelheid Reinbold zum Thema seiner Dissertation gemacht (wenn auch in zu starker Orientierung an Tieck), würden wir wohl überhaupt nichts mehr wissen von ihr.



---

<sup>28</sup> Wetzel (a.a.O., Seite 16)

<sup>29</sup> Immerhin findet Adelheid Reinbold noch 1870 kurz Erwähnung in der von Louise Otto und Auguste Schmidt herausgegebenen Zeitung *'Neue Bahnen'* (Organ des allgemeinen deutschen Frauenvereins; Nr. 14, Fünfter Band, S. 105/6)! – Zu Louise Otto–Peters siehe: [www.louiseottopeters-gesellschaft.de](http://www.louiseottopeters-gesellschaft.de)

---

Nur Hermann v. Friesen<sup>30</sup> hatte Jahrzehnte nach ihrem Tod noch einmal an Adelheid Reinbold erinnert: *"Unter den vertrauteren Mitgliedern des Tieck'schen Kreises verdient ferner noch eine besondere Erwähnung eine Dame, die leider in jungen Jahren verstarb und deren Verlust, wie sich Tieck im Gefühle des tiefen Schmerzes selbst aussprach, einen tiefen Riß in unseren freundschaftlichen Kreis machte. Ich spreche hier von der lebenswürdigen und jugendlich frischen Erscheinung der Fräulein Adelheid von Reinbold<sup>31</sup>, welche unter dem Namen, Berthold mehrere Erzählungen und dramatische Dichtungen herausgegeben hat. Sie hatte einen überaus fein gebildeten Geist, der befähigt war, bei jeder Gelegenheit neue Nahrung zu sammeln, und sich mit neuen Schätzen des Wissens zu bereichern. So hatte sie denn bei ihrem Aufenthalt in Wien die genaue Bekanntschaft mit dem berühmten Orientalisten von Hammer dazu benutzt, viele Kenntnisse über den Orient zu gewinnen. Davon legt ihr Roman "Der König Sebastian" Zeugniß ab. Die sachkundige Schilderung von Sitten, Zuständen und Verhältnissen unter den Arabern des nördlichen Africa würde der Feder eines Mannes würdig sein. Dennoch verdient weit höheres Lob die tief gefühlvolle Darstellung ergreifender Situationen, Begebenheiten und Seelenzustände. Das grausame Schicksal des jungen, heldenmüthigen Königs, der aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in der blutigen Schlacht von Alcazar seinen Tod gefunden, sondern erst später einem weit bittereren Verhängniß zum Opfer siel, ist in diesem Romane, auf dem Grunde höchst geistreicher Combinationen, mit solcher Lebensfrische dargestellt, daß man in dieser Schilderung ein wahres Erlebniß vor sich zu haben glaubt. Für vollendeter darf vielleicht eine kleine Novelle,*

---

<sup>30</sup> Hermann Freiherr v. Friesen (1802–1882) war Shakespeareforscher. Seine Schwester Johanne Friederike v. Friesen war Ida v. Lüttichaus Jugendfreundin (zu ihr vgl. *'Wahrheit der Seele – Ergänzungsband'*; Berlin 2015: [www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin)). Dieses Exzerpt aus Hermann v. Friesens Tieck-Biografie: *'Ludwig Tieck – Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825–1842'* (Wien 1871, Bd.I, S. 14ff) erscheint bereits – in anderem Zusammenhang – in: *'Wahrheit der Seele – Ida von Lüttichau'* (Ergänzungsband, Berlin 2015).

<sup>31</sup> Nach Wetzel (a.a.O. Seite 11) scheint noch Adelheids Großvater ein Adelsprädikat geführt zu haben; tatsächlich findet sich im *'Historischen Taschenbuch des Adels im Königreich Hannover'*, von F.W.B.F. von dem Knesebeck (Hannover 1840, Seite 236) ein 1793 bzw. 1795 mitsamt seinen Geschwistern in den erblichen Adelsstand erhobener Carl Reinbold; "die Familien scheinen erloschen zu sein", heißt es dort nur noch.

*welche den Titel führt "Der Irrwischfritze" gehalten werden. Frl. von Reinbold war in Niedersachsen geboren und erzogen. Die Erinnerungen an flache Haidegegenden und ihre geheimnißvollen Wirkungen auf Gemüth und Einbildungskraft, von denen man sich nicht leicht durch Hörensagen, sondern nur durch eigene Anschauung eine Vorstellung machen kann, sind in dieser kleinen Novelle, nicht sowohl durch Beschreibungen und Schilderungen, sondern im innigen Verbande mit den wunderbar verwickelten Begebenheiten vergegenwärtigt; so daß wir in doppelter Hinsicht in Regionen poetischer Anschauungen selbst da eingeführt werden, wo wir nicht gewohnt sind, sie zu suchen. In einem Drama, das uns unter dem Titel "Der Prinz von Massa" in die Zeit des Widerstandes der Neapolitaner gegen die spanischborbonische Herrschaft versetzt, ist es der Verfasserin gelungen, die räthselhaften Verwirrungen und Widersprüche zu schildern, in welche eine Individualität von der edelsten Ausstattung bis zum Untergang im Verbrechen verwickelt werden kann. — Wer weiß, ob ich nicht Gegenstände erwähnt und belobt habe, die längst vergessen sind, und, wenn sie zufällig wieder aufgefunden werden, ein weit geringschätzenderes Urtheil erfahren. Doch warum soll ich nicht auch von diesen Erlebnissen sprechen, da sie gewissermaßen in die Atmosphäre des Tieck'schen Kreises gehörten, und als solche uns Alle um so mehr erfreuten, als Fräulein von Reinbold in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit uns lange Zeit diese Fähigkeit des poetischen Schaffens kaum hatte ahnen lassen."*



---

Kunst vergangener Zeiten ist bedeutsamer Teil des menschheitlichen Gedächtnisses; überholt oder vergangen ist sie nur in ihren zeitspezifischen Aspekten. Darüberhinaus aber vermittelt sie den gesellschaftlichen, sozialen Bewußtseinsprozeß bis zu uns hin. Darin ist Kunst geschichtliche Quelle, aus der wir lernen können. Das gilt vielleicht am unmittelbarsten für erzählende Literatur und Poesie, durch die mentalitätsgeschichtliche Prozesse und Umkonnotierungen nachvollziehbar, bestenfalls sogar nachfühlbar werden. Beispielsweise kann Reinbolds hier wiederveröffentlichte Novelle *'Schloß zum finstern Stern'* helfen, zeitgenössische Standpunkte zur Bedeutung Napoleons bzw. Preußens für Mitteleuropa retrospektiv anzunähern und von daher das Werden darauffolgender politischer Umstände nachzuvollziehen: das Aufkommen des Nationalismus (als zunächst freiheitlicher Regung gegenüber der monarchistischen Heirats- und Bündnispolitik), Bismarcks Reich, die endgültige Pervertierung traditioneller politisch-gesellschaftlicher, humanistisch-spirituelle Werte durch die Nazis (bis zu dem bei Reinbold vorkommenden späteren Hitlerunwort von der "Vorsehung!"), – und den vielfältig gebrochenen Umgang mit derlei in Deutschland (West wie Ost) nach 1945 bis heute und morgen. Auch die Erzählung vom *'Kleinen Ziegenhirt'* läßt sich in diesem Kontext lesen. Dort betont die Autorin übrigens: *"daß man, um die Geschichte vergangener Tage gern zu studiren, nur ein Mensch mit gesundem Verstande, nicht Romantiker, zu sein braucht."*

Adelheid Reinbold hatte 1834 in einem Brief über Tieck geschrieben: *"Nur in seinem Geiste schlägt mein Herz Wurzeln – was er schreibt, ist lange nicht so schön, als was er denkt und spricht."*<sup>32</sup> Tiecks Bemühen, vulgär-romantischen Auswüchsen seiner Zeit<sup>33</sup> entgegenzutreten und wieder anzuknüpfen an die Realität der gesellschaftlichen Gegenwart, wird von Wetzel verdeutlicht. Er verweist auch auf die *"Befreiung der Frau"* als ein Motiv der frühen Romantiker.<sup>34</sup> In diesen Aspekten ist wohl

---

<sup>32</sup> Wetzel (a.a.O., Seite 55)

<sup>33</sup> Die im übrigen bis heute bestimmendes Stilprinzip von Kolportageromanen und Unterhaltungsfilmern sind!

<sup>34</sup> Germaine de Staël: *'Corinne'* wurde übersetzt von Caroline Schlegel.

Tiecks und der Romantik vorbildhafte und bestärkende Bedeutung für Adelheid Reinbold zu sehen – sie selbst sehe ich eher als Protagonistin des Realismus in der deutschen Literatur, eine frühe Vertreterin eines literarischen Feminismus.<sup>35</sup> Dabei orientieren sich die hier wiederveröffentlichten, zumeist vor 1831 entstandenen Arbeiten sprachlich und dramaturgisch an der romantischen Literatur, spätere Erzählungen problematisieren in deutlich anderem Stil u.a. die Unterdrückung von Häuslern und Kleinbauern in Rußland und Deutschland;<sup>36</sup> hier wie dort steht meist die Situation von Frauen im Mittelpunkt.

Reinbolds weibliche Hauptfiguren sind potentiell autonome Menschen wie die Männer und neben ihnen, deren sozial zugeschriebene Rollen und Qualitäten (Modifikationen von "Männlichkeit") sie anzuerkennen bereit sind – falls vorhanden; ein bedeutsames Zwischenglied des historischen Emanzipationsprozesses. Diese Frauen suchen individuelle Wege, ihre natürliche, menschengemäße Individualität in der von männlicher Vorherrschaft und gesellschaftlichen Konventionen geprägten Welt weitestmöglich zu entfalten. Aber auch wenig schmeichelhafte Formen der Anpassung an die Männerwelt werden von Reinbold präsentiert.

Ein Ausgangspunkt der psychologischen und gesellschaftlichen Emanzipation der Frauen war zweifellos, sich zu besinnen auf diejenigen Ressourcen, die unter den traditionellen Sozialisationsbedingungen entwickelt werden konnten; dies waren zweifellos Gefühlsausdruck, Liebesfähigkeit und Fürsorglichkeit. Daß wir in diesen Qualitäten heute ebenfalls Momente gesellschaftlicher Rollenzuschreibung erkennen und zu überwinden suchen (*auch Männer sind zu Gefühl und Liebe fähig, auch Frauen können sich machttechnokratisch verhalten*), darf uns nicht

---

<sup>35</sup> 'Indiana', der erster Roman von George Sand, erschien 1832, im folgenden Jahr ihre 'Lélia'.

<sup>36</sup> Siehe Adelheid Reinbold: 'Russische Scenen & Irrisch-Fritze' (Leipzig 2010: [www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)).

---

davon abhalten, das damalige emanzipatorische Potential in diesem Selbst-Bewußtsein von Frauen zu erkennen.<sup>37</sup> –

Die hier wiederveröffentlichte Erzählung *'Haß der Liebe'* ist zunächst eine psychologisch nuancierte Studie, wie Frauen jener Zeit in ihrer auf den Mann bezogenen Sozialisation emotional "funktionieren" (sollen) angesichts der entsprechenden Signale: *"demüthig, der Gewalt des Mannes erliegend"*. Berichtet wird in kristallklarer Eindeutigkeit, uns allen so vertraut, als sei es Kolportage, aber das ist es nicht. Sämtliche sozialen Umstände, Möglichkeiten und Konventionen sind heute anders, – aber hat sich psychologisch-interaktionell wirklich Grundsätzliches geändert zwischen Frauen und Männern?

Dann zieht ein Film über Venedig an uns vorüber: Geschichte, Kultur, Menschen in ihrem teilweise wenig erhebenden Alltag; – mit der schwärmerischen Italien-Lyrik der deutschen Romantik hat dies nur noch am Rande zu tun, eher mit einem Reisebericht unserer Zeit. – Jene Frau in unserer Geschichte funktioniert nicht mehr, wie sie "soll"; jedoch gibt es keine Alternative – selbst nicht in ihrem eigenen Selbstverständnis.

Eine Vorstellung damaliger Positionen zum Verhältnis zwischen Frau und Mann vermitteln die Erinnerungen der wiener Romanautorin und Salonièrè Caroline Pichler an Adelheid Reinbold, die sie in München, im Kreis der Henriette Pereira kennenlernte. –

*"Noch einer bedeutenden Erscheinung in diesem geselligen Kreise muß ich erwähnen, des Frl. Adelheid Reinbold, Erzieherin der damals ganz jungen Flora Pereira, und später als Schriftstellerin unter dem Namen Franz Berthold bekannt. Sehr blond, üppig und doch schlank gebaut, mit blendendweißem Teint, blauen Augen und frischer Jugendblüte, erinnerte sie, – nicht an ein altdeutsches Gemälde auf Goldgrund, sondern an eine der vollen, reizenden Gestalten aus der Rubensschen*

---

<sup>37</sup> Siehe hierzu auch Diotíma [i.e. Leonore Kühn]: *'Schule der Liebe'* (Jena 1930; bearbeitete Neuausgabe: Leipzig 2009: [www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)).

---

*Schule, und selbst ihre Art sich zu kleiden, obwohl in Form und Farbe wie die der andern Mädchen, hatte etwas Eignes, ich möchte sagen, Lockendes an sich. Übrigens war ihr Betragen anständig, ihre Unterhaltung geistvoll, ihre Ansichten ganz die von der Partei des Fortschrittes, und sie eine eifrige Verehrerin Napoleons. Mir sagte ihre Art zu denken nicht sehr zu, obwohl wir auf recht gutem Fuße standen, aber an meine Tochter schloß sie sich sehr an, und es schien ihrem männlich entschlossenen Geiste, das echt Weibliche in der Gefühlsweise Lottens bei einem klaren und doch gebildeten Verstande zu gefallen. Meine Tochter fand Vergnügen an Adelheids geistreichem Umgang, ihre Ansichten harmonierten aber zu wenig, um eine wahre Annäherung zu gestatten. Bald darauf verließ Adelheid auch das Haus der B. Pereira, ging nach Dresden, wurde mit Tieck bekannt, war viel um ihn und die Seinigen, und fing an, ihr Talent als Schriftstellerin unter dem Namen Franz Berthold zu versuchen. Mehrere Erzählungen erschienen unter diesem Namen, und endlich ein größerer Roman, dessen Inhalt die Rettung und der endliche Untergang des Königs Sebastian von Portugal war, den Tieck bevorwortete und nach ihrem, von ihm sehr bedauerten frühen Tode herausgab. Ohne die Besitznahme von Algier durch die Franzosen hätten wir vielleicht diesen Roman nicht bekommen. Jetzt wußte der Dichterin lebhafter Geist die Lokal- und Sittenschilderungen aus den französischen Berichten mit Einsicht, Kraft und Geschmack zu benützen und so ein recht lebendiges und treffendes Gemälde jener Gegenden und Nationalsitten darzustellen. Die beiden Helden aber, der echte und der unechte Sebastian, der erste besonders, sind erbärmliche Charaktere, an Schwäche und Unzuverlässigkeit noch tief unter den Helden der Frau von Staël. Es ist und war mir stets unbegreiflich, wie ein Weib, das doch weiblich fühlen, und also das männliche Geschlecht in seiner wahren Stellung und in seinem Verhältnis zu uns erkennen sollte, sich darin gefallen kann, das Weib höher als den Mann zu stellen, diesen zur willenlosen Puppe zu erniedrigen, die Leben und Impuls von der Frau empfängt und doch von ihr – unbegreiflicherweise, leidenschaftlich geliebt wird.*

---

*Es ist eine wunderbare, aber wie mich dünkt, traurige Bemerkung, daß, je mehr sich die Männer im geselligen Leben von den Frauen entfernen, den Umgang derselben verschmähen, bei Tabakrauchen und Männergelagen sich am wohlsten fühlen und, wie man vermuten könnte, kräftiger, gleich den Männern der Vorzeit den ins Gynäkäum verbannten Frauen gegenüber stehen sollten, je weniger Spur von kräftiger Männlichkeit, von Ausdauer, von Mut in Gefahr oder fester Entschliebung bei dem jetzigen Geschlecht gefunden wird. Sein höchstes Bestreben scheint Lebensgenuß, und die raffinierteste Bequemlichkeit zu sein, zu deren Befriedigung die Entdeckungen der Wissenschaft, die Erfindungen der Industrie verwendet werden, und im struppigten Bart, in nachlässiger Haltung, Achtlosigkeit im Betragen gegen andere, besonders gegen Frauen, besteht die ganze Heldenkraft unserer Zeitgenossen. Und solche Männer dienen auch zu Idealen in den Romanen dieser Zeit. Doch genug davon!"<sup>38</sup>*

Reinbold stellt gesellschaftliche, strukturelle Gegebenheiten eben nicht affirmativ oder verschleiern, sondern realistisch und kritisch dar, dabei geht es ihr nicht um "gute" oder "böse" Menschen, deren Schicksal die Leserschaft ergriffen verfolgen soll. –

Die Requisiten der romantischen Literatur, vergangene Zeiten, fremde Völker, unverhoffte Erbschaften, plötzliche Sterbefälle und verschachtelte Erzählebenen, nutzt sie nicht vorrangig zur Steigerung der Spannung, sondern zum Aufbau exemplarischer Situationen. Die Geheimniskrämerei romantischer Erzählungen verweist bei ihr auf die grundlegende, unabänderliche Relativität unserer menschlichen Erkenntnis. Der Welt, auch unseren Mitmenschen, sollten wir uns nähern in einer Achtsamkeit, die ausgeht vom Geheimnis des Lebens. Nur im Bemühen, Momente des Lebens wahrzunehmen (das heißt: sie für wahr zu nehmen), können wir ihnen eventuell gerecht werden. Jenseits aller religiösen Verbrämung ist dies nicht zuletzt eine Haltung der Demut.

---

<sup>38</sup> Caroline Pichler: *'Denkwürdigkeiten aus meinem Leben'*, Zweiter Band, Drittes Buch (München 1914, Seite 160/1) (Den Hinweis verdanke ich der Arbeit von Wetzels. – Quelle: <http://www.zeno.org/nid/20005482364>)



---

*Herren des Lebens* sind wir nicht; daran erinnern auch die in der romantischen Literatur so verbreiteten geisterhaften Erscheinungen und schicksalsbestimmenden Ereignisse, die nicht von ungefähr meist als unglückliche Zufälle inszeniert werden. In *'Bagatelle!'* nimmt die Autorin solcher Spökenkiekerei elegant und ironisch den Wind aus den Segeln. Romantische Erzählungen zumindest der bedeutenderen Autoren waren wohl meist vorrangig Gedankenexperimente, um bestimmte Zusammenhänge zwischen Mensch und Welt zu reflektieren. Zusätzlich verfremdend (fast im brechtschen Sinne) wirkt, daß sie häufig von Dritten nacherzählt werden.

Literarische Romantik entstand zweifellos in Reaktion zum Alleinvertretungsanspruch der *Aufklärung* als rationalistischem Welterklärungsmodell. Zumindest in Adelheid Reinbolds Werk geht es dabei nicht um eine Flucht aus der gesellschaftlichen Realität, sondern um Zugang zu ihr aus einem eigenen, das Nicht-Erklärbare des Lebens bewahrenden, psychologisch nuancierten Blickwinkel. Manches in den hier gesammelten Erzählungen erinnert mich an Fallgeschichten unerklärlicher und psychologisch bedeutsamer Geschehnisse bei Karl Philipp Moritz.<sup>39</sup> Die Notwendigkeit, den Impetus einer welterklärenden, weltverändernden und weltbeherrschenden *Vernunft* zu relativieren, ist spätestens seit den Arbeiten der Kritischen Theorie<sup>40</sup>, seriöseren Konzeptionen des New Age<sup>41</sup> sowie den weltweiten ökologischen Zerstörungen zum Thema einer kritischen Öffentlichkeit geworden.

Die hier wiederveröffentlichte Sammlung von Novellen und Erzählungen der erst 30jährigen Adelheid Reinbold (ihre erste Buchveröffentlichung von 1836) bewahren neben ihrer teilweise außerordentlich spannenden Handlung eine Fülle tiefer, lebenskluger Reflexionen. Manche

---

<sup>39</sup> *'ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde'*, herausgegeben von Karl Philipp Moritz (1793; Nördlingen 1986)

<sup>40</sup> Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *'Dialektik der Aufklärung'* (Adorno: Gesammelte Schriften 3, Frankfurt/M. 1997)

<sup>41</sup> Vgl. u.a. Morris Berman: *'Die Wiederverzauberung der Welt'* (Reinbek 1985); Rudolf Bahro: *'Rückkehr'* (Berlin/Frankfurt 1991); Dolores LaChapelle: *'Heilige Erde Heiliger Sex'* (Band 1–3; Saarbrücken 1998)

Geschichten sind reine Musik – sprachlich wie inhaltlich, in den Farben der Empfindungen, nah an der Musik von Robert Schumann, wahrhaftig und zerrissen in eins. Emotionale Tiefe, Würde, Empörung, aber auch Hingabe- und Liebesfähigkeit und tiefes psychologisches Verständnis für seelische Konflikte und Zerstörungen sind Klangfarben dieser fundamental menschenzugewandten Autorin.



"Erlauben Sie, daß ich, wie ein Knabe, der aus der Schule kommt und nicht fertig werden will, seinem Vater diese und jene Frage über das, was er gehört, vorzulegen, Ihnen Einiges ganz so, wie es in diesem Augenblick in meinem Kopfe ist, vorschwatzen darf." –

Diese Formulierung leitet einen an Ludwig Tieck gerichteten Brief-Essy ein, in dem Adelheid Reinbold<sup>42</sup> ihre Auffassung der romantischen Kunst (oder Lebenshaltung) bzw. ihren Blick auf Tiecks Schaffen darstellt im Vergleich mit und in Abgrenzung zu Jean Paul und Goethe.<sup>43</sup> Offenkundig ist sie dort einer (dialektischen, systemischen) Überwindung "*scheinbarer Widersprüche*" (die sie zwischen Goethe und Tieck sieht) auf der Spur:

"Die reinpoëtische Weltansicht unserer Zeit oder die Erscheinung, daß die ganze Zeit in Ihrem und Göthes Geist hell als vollendetes Drama sich abspiegeln konnte, dieser letzte und höchste Uebergang der Poësie aus dem Leben ins Bewußtseyn, aus der Lyrik ins Dramatische, aus der Mythe in die Geschichte, aus dem Symbol in das lebendige Wort, diese Apotheose der Poësie aller Zeiten scheint mir entbunden worden zu seyn durch die Naturphilosophie, die in einer Physik des Geistes und der Geschichte jedem geistigen Wesen, sei es ein Charakter oder eine Meinung oder eine Begebenheit, dasselbe Recht sichert, wie in der gemeinen Physik jedem materiellen Wesen, in der jede Entzweiung als natürlich nachgewiesen, alle Widersprüche auf einen ursprünglichen, nothwendigen Gegensatz zurückgeführt werden, die die historischen

<sup>42</sup> Das Autograph befindet sich im Tieck-Nachlaß der Staatsbibliothek Berlin (Kryptonachlass Adelheid Reinbold, NL-Tieck 39, Mappe 4); die Identität der Autorin läßt sich nicht mit letzter Gewißheit belegen.

<sup>43</sup> Adelheid Reinbold: "Seiner Hochwohlgeboren Herrn Ludwig Tieck". Literaturbrief. Hrsg. v. Janin Afken. Unter Mitwirk. v. Johanna Preusse. In: Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800. Hrsg. v. Anne Baillot. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin. Stand: 17. September 2014.

[http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/manuscript?Reinbold\\_Literaturbrief](http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/manuscript?Reinbold_Literaturbrief)

---

Perioden, wie Jahreszeiten, kurz Alles organisch betrachtet. Ist nicht die Morgenröthe dieses magischen Tages Jakob Böhme und die Mittagssonne der wiedergeborene Shakespeare? jener das Centrum, dieser die Peripherie, jener das Leben selbst, dieser das Bild jeglichen Lebens? Zwischen diesen beiden Enden scheint mir all unsere Weisheit und Kunst zu liegen."

Insgesamt dokumentiert der Text Adelheid Reinbolds tiefgründige Auseinandersetzung mit der literarischen Tradition; neben ihrem Werk verdeutlicht auch er, daß hier zweifellos eine potentiell bedeutende Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts vor der Zeit sterben mußte. Der Brief endet mit folgender Passage:

"Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie argwöhnten, ich halte, was ich hier ausgesprochen, für Etwas dem Aehnliches, was man solide Ideen nennt. Ich sehe vielmehr sehr deutlich ein, wie es blos der Schaum einer tiefen, gemüthlichen Entwicklung und als Empfindung einer ganz relativen Stimmung Etwas Oberflächliches ist. Sie mögen es sich leicht denken, wie drückend es einem Jüngling bei der Ahnung, wie universell der Charakter seiner Zeit ist, wird, blos in Gefühlen sich abzumachen und nicht ergründen zu dürfen, was er ahnet. Ich mache gewiß Nichts besonderes aus mir, sondern spreche nur in der Scene, in der ich gerade bin, das tragikomische ist für mich die schreckliche Ungewißheit, ob auch das äußere Geschick meinen Charakter, wie ichs wünsche, dramatisch hinausführt, dennoch aber soll ich sprechen, wie ein gemachter Mann, wenn ich nicht für träumerisch oder hochmüthig gehalten werden will. Kein Mensch außer Ihnen versteht mich, wenn ich zu ihm sage: "Ich kann noch nichts schaffen, weil ich noch eine reine Negation bin, ein poëtischer Nihilist, ich kann wohl vernünftig denken und sprechen, aber nicht in meinen eigenen Worten sondern nur in den Reden der Meister, denen ich Leib und Seele hingebe, wie die alten Gottesgelehrten blos in Bibelsprüchen sich ausdrückten. Mein erworbenes Wissen hat mir nur die Welt, in der ich lebte, genommen, ohne daß ich mir ein Lehrgeld für ein anderes Land daraus rettete." Doch ich komme wieder ins peinliche Reden, wo mir die Feder in Stein erstarrt und Sie wissen gewiß, was ich sagen will.

Mein einziger Trost ist, daß der Geist so wenig rückwärts gehen kann, als ein Kind im Mutterleib, und daß ich klar erkenne, wie mein ganzes Leben bis auf diesen Augenblick kein anderes werden konnte, als es geworden ist. War es ja doch gerade mein Leben, das mir jene hohe Offenbarungen der Poësie überhaupt verstehen lehrte und verbürgte!

Was kommt, ist wieder die Folge des Vorangegangenen, z. B. wenn ich Sie davon überzeugen kann, daß ich noch Etwas Tüchtiges leisten kann, so werde ich es auch zu leisten Gelegenheit finden; ist dieß nicht der Fall, so bin ich einer der vom Schicksal geopfert Menschen und zwar von der niedrigsten Klasse, "die die Milchstraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Fantasie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten, ohne je eine Sehne darüberziehen zu können."<sup>44</sup> Ich werde in diesem Fall gewiß keiner von den Narren seyn, welche über Götter und Schicksal fluchen. Doch kann ich mir die Sache gar nicht deutlich vorstellen. Möge es Gott gefallen, daß ich, nachdem ich die todte Form zerschlagen, mein Leben dem Studium der höheren Gottesgelahrtheit widmen darf!"

Mondrian Graf v. Lüttichau



---

<sup>44</sup> Zitat aus Jean Pauls Titan (Band 4, 35. Jubelperiode, 145. Zykel) (*Anmerkung in der Originalveröffentlichung*)